



Bulwer · Die letzten Tage von Pompeji

EDWARD BULWER

DIE LETZTEN TAGE VON POMPEJI

ROMAN

Mit einem Bilderanhang

IM BERTELSMANN LESERING

Neu bearbeitet nach der Übersetzung von Friedrich Notter
von Hans Jürgen Meinerts

Einband W. Wörmann. Gesamtherstellung Fritzsche-Ludwig KG, Berlin
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany. Buch-Nr. 1727

ERSTES BUCH

ERSTES KAPITEL

Die beiden vornehmen Pompejaner

„He, Diomed, schön, daß ich dich treffe – kommst du heute zu Glaukus zum Abendessen?“ rief ein junger Mann. Er war von kleiner Gestalt und trug seine Tunika in lockeren Falten, die zeigten, daß er vornehm und elegant war.

„Ach nein, lieber Clodius, er hat mich nicht eingeladen!“ entgegnete Diomed, ein stattlicher Mann von mittlerem Alter. „Beim Pollux, ein ärgerliches Pech! Man sagt, seine Nachtessen seien die besten in Pompeji.“

„Ganz ordentlich – doch ist mir nie genug Wein dabei. In seinen Adern fließt nicht das alte Griechenblut. Er behauptet, der Wein mache ihm am anderen Morgen einen schweren Kopf.“

„Er hat wohl einen anderen Grund für diese Knauserei“, erwiderte der andere und zog die Brauen hoch. „Bei all seinem Dünkel und extravagantem Getue ist er, denk’ ich, nicht so reich, wie er tut, und schont vielleicht lieber seine Weinkrüge als seinen Kopf.“

„Ein Grund mehr, bei ihm zu essen, solange die Sestertien noch reichen. Nächstes Jahr, Diomed, müssen wir einen anderen Glaukus ausfindig machen.“

„Er liebt auch die Würfel, hör’ ich.“

„Er schätzt jedes Vergnügen, und solange er das Vergnügen, Abendessen zu geben, schätzt, schätzen wir ihn alle.“

„Ha, ha, Clodius, gut gesagt! Hast du übrigens mein Weinlager schon gesehen?“

„Ich glaube nicht, mein guter Diomed.“

„Gut, dann mußt du bald mal einen Abend zu mir zum Essen kommen, ich hab’ ganz ordentliche Muränen in meinem Fischbassin; auch Pansa, den Ädil, will ich mit dir einladen.“

„Aber keine Umstände meinetwegen! – ‚Persicos odi apparatus‘, ich hasse orientalischen Aufwand“, fügte er, Horaz zitierend,

hinzu. „Ich bin leicht zufriedengestellt. Aber es wird Abend; ich geh' ins Bad – und du?“

„Zum Quästor – Staatsgeschäfte; nachher in den Tempel der Isis. Leb wohl!“

„Ein Wichtigtuer, ein ganz lästiger, ungebildeter Kerl!“ murmelte Clodius vor sich hin, als er langsam weiterschlenderte.

„Glaubt, er könne uns mit seinen Festen und Weinlagern vergessen lassen, daß er der Sohn eines Freigelassenen ist! Aber tun wir ihm doch den Gefallen; dafür beehren wir ihn, ihm sein Geld abzugewinnen! Diese reichen Plebejer sind eine gute Pfründe für uns Adlige.“

Unter diesem Selbstgespräch gelangte Clodius in die Via Domitiana, die mit ihrem Gedränge von Fußgängern und Wagen die ganze freudige Überfülle des Lebens und Treibens darbot, wie wir sie heutzutage in den Straßen von Neapel finden.

Die Schellen der rasch aneinander vorbeifahrenden Wagen klingelten lustig, und Clodius begrüßte durch Lächeln oder Nicken seine Bekannten, die er je mit den elegantesten oder durch phantastischsten Prunk ausgezeichneten Equipagen entdeckte. Kein junger Mann in Pompeji hatte mehr Bekannte.

„He, Clodius, wie hast du auf dein Glück geschlafen?“ rief mit angenehmer Stimme ein jugendlicher Mann in einem sehr eleganten Wagen. Die beiden Pferde davor waren von seltenster parthischer Rasse; sie hielten auf die leise Berührung des Wagenlenkers, der hinter dem jungen Eigentümer des Wagens stand, bewegungslos still, als wären sie plötzlich in Stein verwandelt – ohne Leben und doch lebensähnlich, wie eines der Wunder des Praxiteles.

Der Eigentümer selbst war von so schlanker, schöner Gestalt, daß er den athenischen Bildhauern als Modell hätte dienen können.

Sein gelocktes Haar und die vollendete Harmonie seiner Züge verrieten seinen griechischen Ursprung. An Stelle der Toga, die in der Kaiserzeit allerdings nicht mehr das allgemeine Unterscheidungszeichen der Römer bildete und Leute, die den besten Geschmack zu haben meinten, zu besonderem Spott veranlaßte, trug er eine Tunika in den reichsten Tönungen von tyrischem Rot, und die Schnallen, durch die sie befestigt war, schimmerten von Smaragden. Um seinen Hals lag eine goldene Kette, die sich auf der Brust in die Form eines Schlangenkopfes verflocht,

aus dessen Rachen ein kostbarer Siegelring herabhing. Die Ärmel der Tunika waren weit und an der Hand mit goldenen Fransen besetzt; sein Gürtel war mit Arabesken verziert und diente statt einer Tasche, um Beutel, Griffel und Schreibtafel aufzunehmen.

„Mein bester Glaukus!“ rief Clodius. „Ich bemerke mit Vergnügen, daß dir dein Verlust nicht anzumerken ist. Du siehst aus, als seist du von Apoll begeistert, und dein Gesicht glänzt wie eine Sonne von Seligkeit; jedermann würde dich für den Gewinner und mich für den Verlierer halten.“

„Und was bedeutet denn schon der Verlust oder Gewinn dieser dummen Metallstückchen, Clodius? Beim Zeus, solange wir noch jung sind, solange der Klang der Leier uns noch entzückt, solange das Lächeln Lydias oder Chloes in unseren Adern das Blut schneller fließen läßt, so lang werden wir auch unsere Lust an der sonnigen Luft haben und nur von der Zeit selbst unsere Freuden einteilen lassen! Du bist heute abend mein Gast, das weißt du doch!“

„Wer vergäße je eine Einladung von Glaukus!“

„Aber wohin gehst du jetzt?“

„Nun, ich wollte in die Bäder gehen, aber bis dahin ist noch eine gute Stunde Zeit.“

„Schön, da will ich meinen Wagen wegschicken und mit dir gehen. Soso, mein Phylas“ — er streichelte das ihm zunächst stehende Pferd, das durch ein leises Wiehern und mit zurückgelegten Ohren den Gruß spielend erwiderte —, „ein Feiertag für dich heut. Ist er nicht schön, Clodius?“

„Des Phöbus würdig“, gab ihm der edle Schmarotzer zurück, „oder des Glaukus!“

ZWEITES KAPITEL

Das blinde Blumenmädchen und die große Dame – Geständnis des Atheners – Begegnung mit Arbaces, dem Ägypter

Über tausenderlei Dinge plaudernd, schlenderten die beiden jungen Männer durch die Straßen. Sie waren jetzt in dem Stadtteil mit den Läden, deren offenstehende Innenräume

überall mit der Pracht ihrer Fresken unendliche Abwechslung und eine rechte Augenweide boten. Perlende Springbrunnen warfen, wo sich nur ein Durchblick bot, ihren anmutigen Silberschaum in die sommerliche Luft empor. Die Passanten, meist in roten Tuniken, die fröhlichen Gruppen um jeden interessanten Verkaufsstand, die Sklaven, mit bronzenen, schöngeformten Gefäßen auf dem Kopf, belebten das Straßenbild. Allenthalben standen Landmädchen mit ihren Körben voll rotwangiger Früchte und Blumen. Die vielen Säulengänge, in denen man sich traf und schwatzte, die Läden, wo Gefäße mit Wein und Öl auf Marmorplatten standen und vor denen Sitze, durch aufgespannte purpurne Decken gegen die Sonne geschirmt, zu Rast und beschaulichem Nichtstun einluden, all das gewährte einen so bunten, lebendigen Anblick, daß es den athenischen Geist des Glaukus zur Heiterkeit stimmte.

„Sprich mir nicht mehr von Rom“, sagte er zu Clodius. „In seinen mächtigen Mauern ist das Vergnügen zu prunkvoll und niederdrückend; selbst im Bereich des Hofes, selbst im ‚Goldenen Haus‘ des Nero und der beginnenden Herrlichkeit des Palastes, den Titus aufführen läßt, lastet eine gewisse Schwere der Pracht; die Augen schmerzen – der Geist wird ermüdet. Auch werden wir unzufrieden, wenn wir den überschwenglichen Aufwand und Reichtum anderer mit der Mittelmäßigkeit unserer eigenen Verhältnisse vergleichen. Hier aber überlassen wir uns mit Behagen jedem Vergnügen und haben allen Luxus, ohne an übermäßigem Pomp zu ermüden.“

„Deswegen hast du Pompeji zu deinem Sommeraufenthalt gewählt?“

„Ja. Ich ziehe den Ort sogar Bajä vor; gern geb’ ich die Vorzüge von Bajä zu, aber ich kann die Pedanten nicht leiden, die dort ihren Sammelplatz haben und die ihre Freuden lotweise abzuwägen scheinen.“

„Aber auch du liebst die Gelehrten, und was die Poesie anlangt, so sprechen ja selbst die Wände in deinem Haus von Äschylos und Homer, von Epos und Drama.“

„Ja, aber diesen Römern, die meine athenischen Vorfahren nachäffen, wird alles so schwer! Selbst auf die Jagd lassen sie sich den Plato von ihren Sklaven nachtragen, und haben sie einmal die Fährte des Ebers verloren, gleich holen sie ihre Bücher und ihren Papyrus hervor, um keine Zeit zu verlieren. Wenn tan-

zende Mädchen im ganzen Liebreiz Persiens vor ihnen dahingleiten, liest ihnen ein Klotz von Freigelassenem mit steinernem Gesicht einen Abschnitt aus Cicero ‚Über die Pflichten‘. Vergnügen und Studium sind keine Elemente, die so zusammen gemischt werden dürfen; für sich allein muß man jedes genießen. Die Römer verlieren durch dies übereifrige Bildungsgetue beide Genüsse und zeigen, daß sie weder für den einen noch den anderen eingerichtet sind. Ach, mein Clodius, wie wenig verstehen sich deine Landsleute auf die wahre Vielseitigkeit eines Perikles, auf die wirklichen Zauberkünste einer Aspasia! – Noch vor wenigen Tagen habe ich den Plinius besucht. Er saß schreibend in seinem Sommerhaus, während ein unglücklicher Sklave die Flöte spielte. Sein Neffe – diesem philosophischen Gecken möchte ich Ohrfeigen geben! –, er las die Beschreibung des Thukydides von der Pest und nickte mit dem dünnköpfigen kleinen Kopfe bisweilen gegen die Musik, während seine Lippen all die ekelhaften Einzelheiten jener grauenhaften Schilderung wiederholten. Der alberne Bursche sah nichts Widersprechendes darin, zugleich ein Liebeslied und die Beschreibung einer Pest auswendig zu lernen.“

„Na, das ist doch wirklich beinahe dasselbe.“

„Das sagte ich zu ihm, als Entschuldigung seiner Albernheit; aber der Bursche starrte mich verweisend an, ohne den Spaß zu begreifen, und erwiderte, nur dem seelenlosen Ohr gefalle die Musik, während das Buch – die Beschreibung der Pest, wohl gemerkt! – das Herz erhebe. ‚Ach‘, keuchte der fette Oheim, ‚mein Junge ist ganz ein Athener, verbindet immer das Nützliche mit dem Angenehmen!‘ – O Athene! Was ich in meinen Ärmel lachte! Während ich noch da war, wurde dem philosophischen Grünschnabel gemeldet, sein Lieblingsfreigelassener sei eben an einem Fieber gestorben. – ‚Unerbittlicher Tod‘, rief er, ‚meinen Horaz her! Wie schön tröstet uns der süße Dichter bei dergleichen Mißgeschick!‘ – Können solche Menschen lieben, mein Clodius? Kaum mit den Sinnen. Wie selten hat ein Römer ein Herz! Er ist bloß der Mechanismus eines Genies.“

Obwohl durch diesen Ausfall gegen seine Landsleute heimlich etwas verletzt, stellte sich Clodius, als habe er die gleichen Empfindungen. Teils war er von Natur ein Parasit, teils war es überhaupt unter den bindingslosen jungen Römern Mode, ein wenig Verachtung für ihre Abkunft zu zeigen, die sie in Wahr-

heit gerade so anmaßend machte, um die Griechen zwar nachzunahmen, zugleich aber über die Plumpheit dieser Nachahmung wieder zu lachen.

Die beiden wurden jetzt durch eine Menschenansammlung aufgehalten, die sich am Schnittpunkt von drei Straßen gebildet hatte. Wo die Säulenhalle eines leichten, zierlichen Tempels ihren Schatten hinwarf, stand ein junges Mädchen, in der Rechten einen Blumenkorb, in der Linken ein kleines dreisaitiges Instrument, zu dessen leisen, sanften Tönen sie ein ungeregeltes, halb barbarisches Lied sang. Bei jeder Pause in der Musik bot sie das Körbchen anmutig umher und lud die Zuschauer zum Kauf ein, und mancher Sesterz fiel in den Korb, entweder als Dank für das Lied oder aus Mitleid mit der Sängerin – denn sie war blind.

„Es ist meine arme Thessalierin“, sagte Glaukus und blieb stehen.

„Ich habe sie seit meiner Rückkehr nach Pompeji nicht gesehen. Still! Sie hat eine liebliche Stimme, wir wollen ihr zuhören.“ Und so hörten sie:

*„Kauft meine Blumen, o laßt euch erflehen,
Das Mädchen kommt weither, das Mädchen ist blind;
Die Erde ist ja so schön zum Sehen,
Und Blumen der Erde Kinder sind!
Merkt man ihnen die Mutter an?
Sie kommen eben vom Schoß ihr, ich traf,
Noch als die vorige Stunde begann,
In ihren Armen sie fest zum Schlaf,
Und mit der Luft, ihrem zarten Atem
Mit ihrem sanften, lieblichen Atem,
Wogte sie über ihnen leis.
Ihr seid zur Welt des Lichtes erwacht,
Wo das Herz sich freuet des Schönen,
Doch das Mädchen wohnt im Hause der Nacht,
Umrauscht von gestaltlosen Tönen.
Kauft meine Blumen, oh, laßt es euch sagen,
Hört wie die lieblichen Kleinen klagen:
Der Atem des blinden Mädchens verschließt
Die Blätter der trauernden Rosen;
Denn zart ist, was dem Lichte entspriest,*

*Und schaudert vor dunklen Losen,
Befreit uns aus dieser blinden Hand,
Wir wollen Augen auf uns gewandt,
Wir sind zu froh für ein trübes Geschick
Und sehen den Tag in eurem Blick.
O kauft, o kauft uns Blumen!“*

„Ich muß diesen Veilchenstrauß haben, kleine Nydia!“ rief Glaukus, indem er sich durch die Menge drängte und eine Handvoll kleiner Münzen in den Korb warf. „Deine Stimme ist bezaubernder als je!“

Die Blinde wandte sich, als sie die Stimme des Atheners vernahm, hastig ihm zu, hielt aber gleich darauf ebenso schnell ein, und das Blut schoß ihr jäh ins Gesicht.

„So bist du zurück?“ fragte sie leise und wiederholte dann, halb zu sich selbst redend: „Glaukus ist zurück.“

„Ja, Kind, erst seit einigen Tagen bin ich wieder in Pompeji. Mein Garten braucht deine Sorge wie früher – hoffentlich besuchst du ihn morgen. Und vergiß nicht, in meinem Haus sollen von keinen anderen Händen Kränze geflochten werden als von denen der reizenden Nydia.“

Nydia lächelte freudig, antwortete aber nicht, und Glaukus, der die ausgewählten Veilchen einsteckte, wandte sich heiter und unbekümmert von der Menge weg.

„Also ist das Kind eine Art Schützling von dir?“ fragte Clodius.

„Ja. Singt sie nicht hübsch? Sie interessiert mich, die arme Sklavin! Außerdem stammt sie aus dem Land des Götterbergs – der Olympos blickte auf ihre Wiege –, sie ist aus Thessalien.“

„Dem Hexenland.“

„Allerdings; aber ich finde in jedem Mädchen eine Hexe, und vollends in Pompeji muß bei der Venus die Luft wohl selbst einen Liebestrank geschlürft haben, so hübsch scheint meinen Augen jedes Mädchengesicht.“

„Und sieh da, eins der hübschesten in Pompeji, die Tochter des alten Diomed, die reiche Julia!“ bemerkte Clodius, als eine junge Dame, das Gesicht mit dem Schleier bedeckt, von zwei Sklavinnen begleitet, auf ihrem Weg nach den Bädern auf sie zu kam.

„Schöne Julia, wir grüßen dich!“ sagte Clodius. Julia lüftete den Schleier so weit als nötig, um mit ein wenig Koketterie ein küh-

nes römisches Profil, ein tiefdunkles, strahlendes Auge und eine Wange sehen zu lassen, über deren natürliche Farbe kosmetische Kunst einen schöneren und sanfteren Rosenton gelegt hatte.

„Und Glaukus ist auch zurückgekehrt?“ fragte sie mit einem interessierten Blick auf den Athener. „Hat er“, setzte sie halb flüsternd hinzu, „seine Freunde vom vorigen Jahr vergessen?“

„Entzückende Julia! Lethe selbst, der Strom des Vergessens, wenn er an einem Teil der Erde verschwindet, erscheint wieder an einem anderen. Jupiter gestattet uns nicht, länger als einen Augenblick zu vergessen, Venus aber, noch strenger, erlaubt das Vergessen nicht einmal für einen Augenblick.“

„Um schöne Worte ist Glaukus nie verlegen.“

„Wer wäre es, wo ihr Gegenstand so schön ist!“

„Wir werden euch beide bald in meines Vaters Villa sehen“, sagte Julia, zu Clodius gewandt.

„Wir werden den Tag, an dem wir euch besuchen, mit einem weißen Stein bezeichnen“, erwiderte der Spieler. Julia ließ den Schleier langsam fallen, so daß ihr letzter Blick mit scheinbarer Scheu, in Wahrheit keck auf dem Athener verweilte; Zärtlichkeit und Vorwurf sprachen aus diesem Blick.

Die Freunde gingen weiter.

„Julia ist wirklich schön“, bemerkte Glaukus.

„Und voriges Jahr hättest du dies Geständnis in noch wärmerem Ton abgelegt.“

„Ja, ich war beim ersten Blick verblendet und hielt für ein Juwel, was nur eine kunstvolle Imitation war.“ — „Ach“, entgegnete Clodius, „alle Weiber sind einander im Herzen gleich! Glückliche, wer ein hübsches Gesicht und eine reiche Mitgift heiratet! Was kann er mehr wünschen?“

Glaukus seufzte.

Sie gingen jetzt durch eine weniger belebte Straße, an deren Ende sie das breite, liebliche Meer erblickten. An diesen herrlichen Küsten scheint das Meer auf seine Möglichkeit, furchtbar zu sein, verzichtet zu haben. — Sanft sind die Winde, die seinen Spiegel nur kräuseln; glühend und unerschöpflich ist sein Farbenspiel unter dem Abendhimmel, und würzig sind die Düfte, die ein Windhauch vom Land her über seine Fluten ausströmt. Von diesem Meer kann man sich wohl vorstellen, daß Venus Anadyomene aus ihm aufgestiegen sei, die Herrschaft über die Erde zu ergreifen.

„Es ist immer noch zu früh fürs Bad“, sagte der Grieche, der jedem poetischen Impuls zu folgen geneigt war. „Laß uns aus dem Gedränge der Stadt hinausgehen und die See betrachten, solange der helle Tag noch auf ihre Wellen lacht.“

„Von Herzen gern; die Bucht ist ja auch immer der belebteste Teil der Stadt.“

Pompeji war zu jener Zeit ein Miniaturbild der Zivilisation. Im engen Umkreis seiner Mauern enthielt es Proben jeder Gabe, die der Luxus dem Reichtum bot. In seinen kleinen, aber prachtvollen Läden, seinen Palästen, seinen Bädern, seinem Forum, seinem Theater, seinem Zirkus, in der Energie und Verderbnis, der Verfeinerung und Lasterhaftigkeit seines Volkes war es ein Muster des ganzen Reiches. Es war ein Spielzeug, eine Zaubervlaterne, worin die Götter zu ihrer Belustigung ein Abbild des großen Weltreiches aufgestellt zu haben schienen.

In der kristallinen Bucht drängten sich Kauffahrer neben den vergoldeten Luxusjachten der reichen Einwohner. Fischerboote glitten rasch hin und her, und in weiterer Ferne erblickte man die hohen Masten der Flotte. Am Ufer saß ein Sizilianer, der mit heftigen Gebärden und lebhafter Mimik einer Gruppe von Fischern und Bauern eine seltsame Geschichte von schiffbrüchigen Matrosen und freundlichen Delphinen erzählte. Clodius aus der Menge wegziehend, lenkte der Grieche seine Schritte nach einem einsamen Teil des Strandes; die Freunde setzten sich auf ein kleines Felsstück, das mitten aus den glatten Kieseln emporragte, und atmeten die wohligh kühlenden Lüfte ein, die über das Wasser heranströmten. Vielleicht lag etwas in der Szene vor ihnen, was die beiden zum Schweigen und Sinnen veranlaßte. Clodius schirmte die Augen gegen den brennenden Himmel durch die vorgehaltene Hand und berechnete den Gewinn der letzten Woche; der Grieche lehnte sich auf den Arm, ohne Scheu vor der Sonne, der Schutzgottheit seines Volkes, schaute hinaus auf die breite Fläche und beneidete wohl jeden Wind, der seine Schwingen den Küsten von Hellas zuwandte.

„Sag mir, Clodius“, sprach er endlich, „hast du je geliebt?“

„Ja, oft genug.“

„Wer oft geliebt hat, hat nie geliebt. Es gibt bloß einen einzigen Eros, obwohl viele Bilder von ihm. Im ganzen sind die Bilder eben keine schlechten Götterchen.“

„Darin stimme ich dir zu; ich verehere selbst den Schatten der Liebe, aber noch höher verehere ich sie selbst.“

„Bist du denn von einer nüchternen, ernstlichen Liebe ergriffen? Hast du das Gefühl, das uns die Dichter malen — ein Gefühl, worüber man die Gastmähler versäumt, dem Theater abschwört und Elegien schreibt? Ich hätt' es nie gedacht. Du kannst dich gut verstellen.“

„So weit ist es mit mir noch nicht gekommen“, erwiderte Glaukus lächelnd, „oder vielmehr ich spreche mit Tibull:

*Wen zarte Liebe leitet, ist gewiß
Auf jedem Pfad geschützt und heilig.*

In der Tat bin ich nicht verliebt; aber ich könnte es sein, wenn ich nur Gelegenheit hätte, den Gegenstand meiner Liebe zu sehen. Eros möchte seine Fackel anzünden, aber die Priester haben ihm kein Öl gegeben.“

„Soll ich den Gegenstand erraten? — Ist es nicht Diomedes' Tochter? Sie betet dich an und gibt sich kaum Mühe, es zu verbergen; und — beim Herkules! — ich komme wieder darauf zurück: sie ist so reich als schön. Sie wird die Türpfosten ihres Gemahls mit goldenen Bändern umwinden.“

„Nein, ich habe nicht Lust, mich zu verkaufen. Diomedes' Tochter ist schön, ich geb' es zu, und einmal hätt' ich, wär' sie nicht die Enkelin eines Freigelassenen gewesen, vielleicht... Doch nein, sie trägt alle Schönheit im Gesicht, ihr Auftreten ist nicht mädchenhaft, und ihr Herz weiß von keiner Sorge als der um das Vergnügen!“

„Du bist undankbar. Nun sage mir aber doch: Wer ist die von dir Beglückte?“

„Du sollst es hören, mein Clodius. Vor einigen Monaten hielt ich mich in Neapolis auf. Das ist eine Stadt ganz nach meinem Herzen; sie behält noch immer Wesen und Gepräge ihres griechischen Ursprungs bei und verdient wegen ihrer köstlichen Luft und schönen Ufer noch immer den Namen Parthenope.

Eines Tages trat ich in den Tempel der Minerva, um ebenso sehr für die Stadt, auf welche Pallas nicht mehr lächelt, als für mich selbst mein Gebet darzubringen. Das Haus war menschenleer und öd. Erinnerungen an Athen drängten sich mir lebhaft und bezwingend auf. Ich glaubte allein zu sein, und, versunken in den Ernst meiner Andacht, ließ ich mein Gebet

vom Herzen zu den Lippen strömen und weinte beim Sprechen. Mitten im Beten wurde ich jedoch von einem tiefen Seufzer aufgeschreckt; schnell wandte ich mich um, und hinter mir kniete ein Mädchen. Sie hatte im Gebet den Schleier zurückgeschlagen, und als sich unsere Augen begegneten, war es mir, als schösse aus dieser dunklen, glänzenden Tiefe plötzlich ein Himmelsstrahl in meine Seele. Nie, mein Clodius, sah ich ein herrlicher geformtes Menschengesicht! Eine gewisse Schwermut machte seinen Ausdruck sanft und erhaben zugleich; ein mit Worten nicht auszudrückendes Etwas, jener Ausdruck der Seele, den unsere Bildner in das Antlitz der Psyche gelegt haben, gab ihrer Schönheit einen unbeschreiblichen Zug von Göttlichkeit und Adel. Tränen rollten ihr die Wangen hinab. Augenblicklich erkannte ich, daß auch sie athenischer Abkunft war und daß während meines Gebets für Athen ihr Herz dem meinen geantwortet hatte.

Mit unsicherer Stimme redete ich sie an: ‚Bist du nicht auch eine Athenerin, schönes Mädchen?‘ Sie errötete und zog den Schleier halb über das Gesicht. ‚Die Asche meiner Väter‘, sprach sie, ‚ruht an den Wassern des Ilissus; mein Geburtsort ist Neapolis, aber mein Herz, wie meine Abkunft, ist athenisch.‘ ‚So laß uns‘, erwiderte ich, ‚unsere Opfer miteinander bringen.‘ Und als nun der Priester erschien, standen wir Seite an Seite und sprachen ihm das übliche Gebet nach; zusammen berührten wir die Knie der Göttin — zusammen legten wir unsere Kränze auf den Altar.

Eine seltsame Bewegung fast heiliger Zärtlichkeit erfaßte mich bei diesem gemeinsamen Tun. Fremde aus einem fernen Land, standen wir in diesem Tempel unserer heimischen Gottheit beisammen und allein; war's nicht natürlich, daß sich mein Herz zu meiner Landsmännin, wie ich sie wohl nennen durfte, hineigte? Es war mir, als kannte ich sie schon seit Jahren; der einfache Gottesdienst schien wie durch ein Wunder die Sympathien und Bande, wie die Zeit sie sonst bildet, geschaffen zu haben.

Schweigend verließen wir den Tempel, und eben wollte ich fragen, wo sie wohne und ob ich sie besuchen dürfe, als ein auf den Stufen des Heiligtums stehender junger Mann, dessen Züge einige Familienähnlichkeit mit den ihrigen hatten, sie bei der Hand nahm. Sie wandte sich und bot mir Lebewohl. Die Menge

trennte uns; ich sah sie nicht wieder. In meiner Wohnung angelangt, fand ich Briefe vor, die mich zur Abreise nach Athen nötigten, denn meine Verwandten bedrohten mich mit einem Prozeß wegen meines ererbten Vermögens. Nachdem dies glücklich erledigt war, kehrte ich nach Neapel zurück; ich stellte Forschungen in der ganzen Stadt an, konnte aber keine Spur meiner verlorenen Freundin entdecken, und in der Hoffnung, in einem vergnügten Leben jedes Andenken an die schöne Erscheinung zu verlieren, eilte ich, mich in die Vergnügungen Pompejis zu stürzen. Dies meine ganze Geschichte. Ich liebe nicht – ich erinnere und sehne mich.“

Clodius wollte eben antworten, als sich ihnen ein langsamer, feierlicher Schritt nahte; beim Geräusch der knirschenden Kiesel wandten sich beide um und erkannten den Ankömmling.

Es war ein Mann, der kaum das vierzigste Jahr erreicht haben mochte, von hohem Wuchs und magerem, aber straffem, kraftvollem Körperbau. Seine bronzedunkle Haut deutete auf orientalische Abkunft; die Züge hatten in ihrem Umriß etwas Griechisches, namentlich in Kinn, Lippe, Stirn und Hals, nur sprang die Nase etwas vor und war einwärts gebogen, und die harten, heraustretenden Knochen ließen jene vollen Konturen nicht zu, die einem griechischen Gesicht selbst im Mannesalter die blühenden Züge der Jugend erhielten. Seine Augen, groß und schwarz wie die dunkelste Nacht, leuchteten von einem steten, festen Glanz. Eine tiefe, gedankenvolle, fast schwermütige Ruhe schien unwandelbar an dem majestätisch beherrschenden Blick zu haften, seine Haltung beherrscht und stolz, und etwas Fremdes im Schritt und in den nüchternen Farben seines lang herabwallenden Gewandes vermehrten den Eindruck des stillen Antlitzes und der stattlichen Figur. Beide junge Männer machten, als sie den Ankömmling begrüßten, mechanisch und möglichst heimlich ein leichtes Zeichen mit den Fingern, denn Arbaces, der Ägypter, stand im Ruf, die gefährliche Gabe des „bösen Blicks“ zu besitzen.

„Der Schauplatz muß wirklich schön sein“, sagte Arbaces mit kaltem, doch höflichem Lächeln, „der den lebensfrohen Clodius und den allbewunderten Glaukus den lebensvollen Straßen der Stadt entreißt.“

„Ist die Natur gewöhnlich so wenig anziehend?“ fragte der Grieche.

„Für die Zerstreuten – ja.“

„Eine strenge Antwort, aber kaum eine richtige. Das Vergnügen liebt die Gegensätze; in den Zerstreuungen lernen wir Genuß für die Einsamkeit, und in der Einsamkeit für die Zerstreuungen.“

„So denken die jungen Modephilosophen; sie nehmen Überdruß für Meditation und bilden sich ein, weil sie der anderen Menschen satt sind, sie kennten die Wonnen der Einsamkeit. Aber nicht in solch matt gejagten Herzen kann die Natur jenen Enthusiasmus erwecken, der allein ihrer keuschen Zurückhaltung, ihre unaussprechliche Schönheit abzugewinnen vermag. Sie fordert von euch nicht die Erschöpfung der Leidenschaft, sondern das ganze Feuer, dem ihr euch in ihrer Anbetung auf eine Zeitlang zu entziehen sucht. Wenn sich, junger Athener, der Mond in strahlenden Gesichtern dem Endymion enthüllte, so geschah es nicht nach einem Tag auf den lärmenden Tummelplätzen der Menschen, sondern auf den stillen Bergen und in den einsamen Tälern des Jägers.“

„Schönes Gleichnis“, rief Glaukus, „bei höchst falscher Anwendung! Erschöpft? Die Jugend ist nie erschöpft; mir wenigstens ist noch kein Augenblick der Übersättigung fühlbar geworden.“ Abermals lächelte der Ägypter, aber sein Lächeln war kalt und unheimlich, und selbst der phantasielose Clodius fröstelte unter dieser Freundlichkeit. Indessen antwortete Arbaces auf den bewegten Ausruf des Glaukus nicht, sondern bemerkte nach einer Pause mit sanfter, schwermütiger Stimme:

„Schließlich habt ihr recht, die Stunde zu genießen, solange sie noch für euch lächelt; die Rose welkt bald, der Duft verhaucht schnell, und uns, Glaukus, Fremden in diesem Land, von der Väter Asche Entfernten, was bleibt uns als Sinnengenuß oder Sehnsucht? – Für dich das eine, für mich vielleicht das andere.“ In den hellen Augen des Griechen standen auf einmal Tränen. „Ach, sprich mir nicht von unseren Vätern, Arbaces!“ rief er. „Laß uns vergessen, daß es noch eine andere Freiheit gab als die der Römer – und andere Herrlichkeit! – Ach, vergebens würden wir ihren Geist auf den Gefilden Marathons und Thermopylās anrufen!“

„Dein Herz schilt dich, während du sprichst“, entgegnete der Ägypter. „Du wirst heute nacht in deinen Freuden mehr an Leäna als an Lais denken. Leb wohl!“

Mit diesen Worten hüllte er sich dichter in den Mantel und schritt langsam weg.

„Ich atme freier“, sagte Clodius. „Wie die Ägypter stellen wir bisweilen ein Totengerippe bei unseren Festen aus. Wirklich, die Gegenwart eines Ägypters wie jener schleichende Schatten wäre gespensterhaft genug, um die üppigste Falerner Traube zu versauern.“

„Ein seltsamer Mensch“, erwiderte Glaukus nachdenklich. „Bei all seiner scheinbaren Abgestorbenheit für die Vergnügungen und seiner Kälte für die Angelegenheiten dieser Welt können, falls die Lasterchronik keine Lügnerin ist, sein Haus und Herd ganz andere Geschichten erzählen.“

„Ja, man flüstert von anderen Orgien als denen des Osiris in seiner düsteren Behausung. Auch soll er reich sein. Könnten wir ihn nicht unter uns bekommen und ihm die Reize der Würfel beibringen? Lust aller Lüste, heißes Fieber der Furcht und Hoffnung; unnennbare, unermüdliche Leidenschaft! Wie entsetzlich schön bist du, du Leidenschaft des Spielens!“

„Wie bist du begeistert!“ rief Glaukus lachend. „Das Orakel läßt sich in Clodius poetisch vernehmen. Was für Wunder sollen da noch kommen!“

D R I T T E S K A P I T E L

Herkunft des Glaukus – Die Häuser vor Pompeji – Ein antikes Gelage

Der Himmel hatte alle Gaben auf Glaukus ausgeschüttet, nur eine einzige nicht: Er hatte ihm Schönheit, Gesundheit, Vermögen, Genie, glänzende Abkunft, ein feuriges Herz und ein dichterisches Gemüt verliehen, die Gabe der Freiheit hatte er ihm versagt. Er ließ ihn in Athen geboren werden, und Athen war Rom untertan. Schon früh durch Erbschaft reich, war der junge Mann dem der Jugend natürlichen Hang zum Reisen gefolgt und hatte in dem schwelgerischen Treiben am Kaiserhof ein Leben des Luxus und der Lust geführt. Er war ein Alkibiades ohne Ehrgeiz; er war, was ein phantasiereicher junger, im Überfluß lebender, begabter Mann leicht wird, wenn man ihm das

Streben nach Ruhm unmöglich macht. Sein Haus in Rom bildete das Gesprächsthema der Lebemänner, aber auch der Verehrer der Kunst und die griechischen Künstler nahmen mit Freuden die Gelegenheit wahr, ihre Talente bei der Ausgestaltung des Portikus und der Exedra eines Atheners zu zeigen. Seine Sommerwohnung in Pompeji – ihre Farben sind jetzt verblichen, ihre Wände der Malereien entkleidet, als sie jedoch zum erstenmal dem Tag zurückgegeben wurde, welches Lob, welches Staunen riefen ihre Dekorationen – ihre Gemälde – ihre Mosaiken hervor! Wegen der besonderen Vorliebe ihres Besitzers für epische und dramatische Poesie, die ihm den Geist wie die Heldentaten seines Volkes zurückriefen, war sie mit Darstellungen aus Äschylus und Homer geschmückt. Altertumsforscher, die nach dem Geschmack den Stand bestimmen, haben aus dem Liebhaber der Kunst ihren Ausüßer gemacht und nennen, obwohl der Irrtum längst erkannt ist, das ausgegrabene Haus des Atheners Glaukus jetzt aus Gewohnheit, wie früher aus Mißverständnis, „das Haus des dramatischen Dichters“.

Eh' wir es genauer schildern, mag es richtig sein, eine Vorstellung von den pompejanischen Häusern überhaupt zu vermitteln.

Gewöhnlich tritt man durch einen kleinen Gang, das Vestibulum, in eine Vorhalle, zuweilen mit, doch gewöhnlich ohne Säulen; an drei Seiten dieser Halle befinden sich Türen, durch die man zu den Schlafzimmern gelangt, darunter auch zu dem des Pförtners. Das beste wurde in der Regel übernachtenden Besuchern zugewiesen. Ist das Haus geräumig, so trifft man am Ende dieser Halle rechts und links zwei kleine Nischen, die gewöhnlich für die Frauen des Hauses bestimmt waren. In der Mitte ihres Mosaikbodens hat die Halle immer das Impluvium, einen kleinen, viereckigen Behälter für Regenwasser, das durch eine Öffnung im Dache herabfiel. Nach Belieben wurde diese Öffnung durch eine übergespannte Decke verschlossen. In der Nähe des Impluviums, das als heilig galt, wurden zuweilen Bilder der Hausgötter aufgestellt. Der bei den römischen Dichtern so oft erwähnte, den Laren geweihte Herd, bestand in Pompeji meistens in einer tragbaren Kohlenpfanne, während man in einer Ecke der Halle eine große hölzerne Kiste bemerkte, mit bronzenen oder eisernen Bändern verziert und verstärkt; überdies war sie durch mächtige Haken so fest mit ihrer steinernen Unterlage verbunden, daß jeder Versuch eines

etwaigen Diebes, sie von der Stelle zu bewegen, vergeblich sein mußte.

In dieser Vorhalle, dem Atrium, wurden in der Regel Besucher niedrigeren Ranges empfangen. In den Häusern der Vornehmen wurde stets ein „Atriensis“, ein eigens für den Dienst der Vorhalle bestimmter Sklave, gehalten, der einen hohen Rang unter seinen Mitsklaven einnahm. Gerade dem Eingang, dem Vestibulum, gegenüber befand sich ein Gemach, das Tablinum, dessen Boden meistens mit Mosaik reich geschmückt war, während Malereien die Wände bedeckten. Auf der einen Seite dieses repräsentativen Raumes war gewöhnlich ein Speisezimmer oder Triklinium, auf der anderen Seite ein Gemach, das vielleicht einem Raritätenkabinett unserer Zeit entsprechen mochte, denn es enthielt Dinge, die man für selten und kostbar hielt; endlich gab es einen kleinen Gang für die Sklaven, damit sie, ohne die erwähnten Gemächer zu betreten, in die anderen Teile des Hauses gelangen konnten. Alle diese Räume öffneten sich nach einem quadratischen oder länglichen, von Säulengängen umgebenen offenen Platz, dem Peristyl. War das Haus klein, so endete es mit dem Peristyl, dessen Mitte dann als Garten diente, mit Blumengefäßen auf eigenen Gestellen als besonderem Schmuck. In dem Säulengang zur Rechten und Linken befanden sich Türen, die nach Schlafzimmern, einem zweiten Triklinium, und, wenn der Eigentümer ein Liebhaber der Literatur war, zu einem Kabinett führten, das als Bibliothek diente. Ein sehr kleiner Raum reichte zur Aufbewahrung der wenigen Papyrusrollen hin, die für die Alten eine ansehnliche Büchersammlung darstellten.

Am Ende des Peristyls befand sich gewöhnlich die Küche. War aber das Haus groß, so endete es nicht mit dem Peristyl, und es diente dann nicht als Garten, sondern war etwa mit einem Springbrunnen oder einem Fischbassin geschmückt, während an seiner Rückwand, gerade dem Tablinum gegenüber, ein anderes Speisezimmer lag, zu dessen beiden Seiten man Schlafräume, mitunter auch wohl einen Gemaldesaal fand. Diese Gemächer führten wiederum auf einen quadratischen oder länglichen Raum, der, gewöhnlich auf drei Seiten mit einem Säulengang umgeben, sehr viel Ähnlichkeit mit dem Peristyl hatte, abgesehen von seiner größeren Ausdehnung. Dies war der eigentliche Garten, das Viridarium, das gewöhnlich ein Springbrunnen oder

Statuen und eine Fülle heiterer Blumen zierte. An seinem Ende stand die Wohnung des Gärtners. Erforderte es die Größe der Familie, so befanden sich zuweilen noch Zimmer zu beiden Seiten neben diesem zweiten Säulengang.

Dem zweiten oder dritten Stockwerk kam in Pompeji kaum besondere Bedeutung zu, sie waren bloß über einem kleinen Teil des Hauses errichtet und enthielten Schlafräume für die Sklaven, anders als bei den Palästen Roms, wo das Hauptspeisezimmer, das Coenaculum, in der Regel eine Treppe hoch lag. Die Zimmer waren gewöhnlich sehr klein, denn unter diesem freundlichen Himmel empfing man Besucher, wenn sie sich etwa in größerer Anzahl einstellten, im Peristyl, im Atrium oder im Garten. Selbst die Speisezimmer nahmen nur einen geringen Raum ein; denn die lebensklugen Alten, die die Gesellschaft, nicht das Gedränge liebten, bewirteten selten mehr als neun Personen auf einmal, so daß große Speisesäle nicht notwendig waren. Doch bot die Folge der Räume, vom Eingang aus gesehen, einen sehr imponierenden Anblick; man überschaute auf einen Blick den Vorsaal mit seinem reichen Mosaikboden und seinen Wandmalereien, das Tablinum, das graziöse Peristyl und, falls sich das Haus noch weiter ausdehnte, das gegenüberliegende Speisezimmer und den Garten, der die Aussicht mit einer Fontäne oder einer Marmorstatue schloß.

In allen Häusern sind die Wände reich bemalt, und überall zeigt sich eine Vorliebe für kultivierten Lebensgenuß. Doch läßt sich gegen den Geschmack der Pompejaner in der Raumausstattung manches einwenden. Sie liebten die grellsten Farben und phantastische Zeichnungen; war der Garten klein, so wurde, um das Auge über seine Ausdehnung zu täuschen, die Mauer häufig mit Bäumen, Vögeln, Tempeln und dergleichen perspektivisch bemalt; ein unwürdiger Kunstgriff, den übrigens selbst der Pedant Plinius mit wohlgefälligem Stolz über eine so sinnreiche Lösung anwandte.

Das Haus des Glaukus aber war eins der kleinsten und doch zugleich eins der am reichsten geschmückten und vollkommensten Privathäuser in Pompeji; es könnte heute noch das Muster für die Wohnung eines Junggesellen sein und den Neid aller unverheirateten Lebenskünstler erregen.

Man betritt das Haus durch einen langen, engen Gang, in dessen Boden sich das Bild eines Hundes in Mosaik befindet, mit der

bekannten Inschrift „Cave canem“, d. h. „Nimm dich vor dem Hund in acht“. Auf jeder Seite dieses Ganges ist ein mittelgroßes Zimmer, das für die Aufnahme solcher Besucher dient, denen weder nach Rang noch nach persönlicher Schätzung der Zutritt in das Innere des Hauses offenstand. Das Atrium zeigte eine Fülle von Malereien, die kaum einem Raffael Schande gemacht hätten. Jetzt befinden sie sich im Museum von Neapel, wo sie noch heute die Bewunderung der Besucher finden. Sie stellen den Abschied der Briseis von Achill dar. Wer möchte der Kraft, der Lebendigkeit, der Schönheit in den Gestalten und Gesichtern Achills und der unsterblichen Sklavin seine Anerkennung versagen!

Auf einer Seite des Atriums führte eine kleine Treppe zu den Sklavenstuben im Oberstock; auch befanden sich dort zwei oder drei Schlafzimmerchen, auf deren Wänden der Raub der Europa, die Schlacht der Amazonen und anderes dargestellt war.

Vom Atrium tritt man in das Tablinum, an dessen Ein- und Ausgang reiche, halb zurückgeschlagene Vorhänge von tyrischem Purpur herabhingen. Auf den Wänden war ein Dichter abgebildet, der seinen Freunden seine Verse vorliest, und der Fußboden war mit einer kleinen, höchst kunstvollen Mosaikarbeit ausgelegt, die einen Theaterdirektor zeigte, wie er seinen Schauspielern Instruktionen erteilt.

Von diesem Saal gelangte man in das Peristyl, mit dem, wie bei kleineren Häusern gewöhnlich, das Haus endete. Von jeder der sieben Säulen, die diesen Hof schmückten, hingen Blütengewinde herab; die Mitte des Raumes nahm der Garten ein, der mit den seltensten Blumen in weißen, auf Sockeln stehenden Marmorvasen prangte. Links an der hinteren Wand dieses kleinen Gartens erhob sich ein den Penaten, den Hausgöttern, geweihtes Tempelchen – etwa wie eine jener winzigen Kapellen, die man in katholischen Ländern an der Straße trifft –, vor ihm ein Dreifuß von Bronze. Links von der Säulenreihe lagen zwei kleine Schlafzimmer, rechts das Triklinium, wo jetzt eben die Gäste versammelt waren.

Gewöhnlich heißt dieses Gemach bei den Archäologen das Zimmer der Leda, nach einem sehr zarten und anmutigen Gemälde, auf dem Leda ihr neugeborenes Kind ihrem Gemahl darreicht. Der schöne Raum öffnete sich auf den duftenden Garten. Um den spiegelglatten, mit feinsten Silberarabesken ausgelegten

Tisch von Zitronenholz standen die drei Liegebänke, die in Pompeji noch immer gebräuchlicher waren als die neuerdings in Rom modisch gewordenen halbkreisförmigen Lagerstätten; auf diesen bronzenen Bänken, deren Nägel und Bänder aus noch reicherem Metall bestanden, lagen dicke, mit kunstvoller Stickerei bedeckte Polster, die dem Druck der Lagernden weich nachgaben. –

„Jaja, ich muß gestehen“, sagte der Ädil Pansa, „daß dein Haus, obwohl kaum größer als eine Schachtel für Schnallen und Spangen, in seiner Art ein Juwel ist. Wie schön gemalt dieser Abschied des Achilles und der Briseis! Welch ein Stil! – Welche Köpfe!“

„Ein Lob des Pansa über dergleichen ist wahrhaftig schätzenswert“, bemerkte Clodius mit großem Ernst: „Denk’ einer an die Malereien auf seinen Wänden! In der Tat, dort sieht man die Hand eines Zeuxis!“

„Du bist allzu schmeichelhaft, mein Clodius“, entgegnete der Ädil, der in Pompeji dafür bekannt war, daß er die schlechtesten Malereien in seinem Hause hatte, denn er war ein Lokalpatriot und beschäftigte bloß pompejanische Künstler. „Du bist allzu schmeichelhaft; doch ist allerdings etwas Hübsches in den Farben, nichts zu sagen von der Zeichnung; und dann die Küche, meine Freunde! – Ja, das war alles mein eigener Gedanke!“

„Worin besteht die Malerei dort?“ fragte Glaukus. „Ich habe deine Küche noch nicht gesehen, sooft ich auch die Vorzüglichkeit ihrer Erzeugnisse erproben konnte.“

„In einem Koch, mein Athener – einem Koch, der die Embleme seiner Kunst dem Altar der Vesta weiht; im Hintergrund eine schöne, nach dem Leben gezeichnete Muräne am Bratspieß: das ist doch wohl Erfindung!“ In diesem Augenblick erschienen die Sklaven mit den Vorgerichten auf einem Speisenbrett. Zwischen köstlichen Feigen, frischen, mit Schnee bestreuten Kräutern, Sardellen und Eiern standen kleine Becher verdünnten, mit etwas Honig vermischten Weines. Sobald dies auf den Tisch gesetzt war, überreichten junge Sklaven jedem der fünf Gäste das silberne Becken mit parfümiertem Wasser und ein mit Purpurfransen besetztes Handtuch. Der Ädil jedoch zog augenfällig die eigene Serviette hervor, die zwar von weniger feinem Linnen war, aber doppelt so breite Fransen hatte, und wischte sich die

Hände mit dem Gehabe eines Mannes, der sich bewundert fühlt.

„Da hast du eine herrliche Serviette“, bemerkte Clodius, „die Fransen sind ja so breit wie ein Gürtel.“

„Nicht der Rede wert, mein Clodius, nicht der Rede wert! Ich höre, diese Art sei die neueste Mode in Rom; doch Glaukus versteht sich auf solche Dinge besser als ich.“

„Sei günstig, o Bacchus!“ rief Glaukus und neigte sich ehrfurchtsvoll vor dem schönen Bilde des Gottes, das auf dem Tisch stand. Die Gäste sprachen das Gebet nach und vollzogen die gewöhnliche Opferspende, indem sie ein wenig Wein über die Tafel sprengten. Dann legten sie sich auf die Polsterbänke, und das Geschäft der Stunde begann.

Als der Tisch von den appetitanregenden Vorgerichten geräumt und mit dem gewichtigeren Teil des Mahles beschwert wurde und der bedienende Sklave dem jungen Sallust einen bis zum Rand gefüllten Becher überreichte, rief dieser: „Nie soll wieder ein Becher über meine Lippen kommen, wenn dies nicht der beste Wein ist, den ich je in Pompeji getrunken habe!“

„Bring den Krug her“, befahl Glaukus, „und lies Jahreszahl und Vaterland.“

Der Sklave beeilte sich, der Gesellschaft anzuzeigen, daß der am Stöpsel befestigte Zettel Chios als Heimat des Weins und sein Alter zu vollen fünfzig Jahren angebe.

„Wie herrlich ihn der Schnee gekühlt hat!“ bemerkte Pansa. „Gerade die rechte Temperatur!“

„Er gleicht“, rief Sallust, „der Erfahrung eines Mannes, der seine Vergnügungen hinlänglich abkühlt, um ihnen dadurch einen doppelten Reiz zu geben.“

„Er gleicht dem Nein eines Mädchens“, setzte Glaukus hinzu, „er kühlt, aber um mehr zu entflammen.“

„Wann haben wir unser nächstes Tiergefecht?“ fragte Clodius den Pansa.

„Es ist auf die Iden des Augusts festgesetzt“, erwiderte der Ädil, „den Tag nach den Vulkanalien; wir haben einen famosen jungen Löwen dafür.“

„Wen werden wir für ihn zum Futter bekommen?“ fragte Clodius. „Ach, es ist ein großer Mangel an Verbrechern. Du mußt wahrhaftig einen Unschuldigen zu den Löwen verdammen, Pansa.“

„In der Tat, ich habe erst neulich sehr gründlich darüber nachgedacht“, entgegnete der Beamte ernst. „Ein schändliches Gesetz, das uns verbietet, die eigenen Sklaven den wilden Tieren vorzuwerfen. Uns mit unserem Eigentum nicht, wie es uns beliebt, schalten zu lassen, nenn’ ich einen Eingriff in den Besitz selbst.“ „So was kam in den guten alten Tagen der Republik nicht vor“, seufzte Sallust.

„Und dann ist dies angebliche Mitleid mit den Sklaven eine solche Enttäuschung für das arme Volk. Wie gern sehen die Leute so einen recht zähen Kampf zwischen einem Menschen und einem Löwen; um dies Vergnügen kommen sie jetzt – falls uns die Götter nicht bald einen tüchtigen Verbrecher senden – wegen dieses verfluchten Gesetzes.“

„Kann es eine verkehrtere Politik geben“, bemerkte Clodius, „als der Hauptlustbarkeit des Volkes Schwierigkeiten entgegenzustellen?“

„Dank Jupiter und dem Fatum! Jetzt haben wir doch wenigstens keinen Nero!“ rief Sallust.

„Das war wirklich ein Tyrann; zehn Jahre lang schloß er unser Amphitheater.“

„Wundert mich, daß es keine Empörung hervorrief“, erwiderte Sallust.

„Kam auch beinah dazu“, gab ihm Pansa, den Mund voll Wildschweinbraten, zurück.

Hier wurde das Gespräch auf einen Augenblick durch einen Flötentusch unterbrochen, und zwei Sklaven traten mit einer Schüssel ein.

„Ach, welchen Leckerbissen hältst du da für uns bereit, Glaukus?“ rief der junge Sallust mit funkelnden Augen.

Sallust war erst vierundzwanzig Jahre alt, aber keine Freude des Lebens ging ihm über das Essen – vielleicht hatte er alle übrigen bereits erschöpft. Übrigens besaß er einiges Talent und ein vortreffliches Herz – soweit nichts dazwischenkam.

„Ich seh’s ihm am Gesicht an, beim Pollux!“ rief Pansa. „Es ist ein ambrakisches Zicklein! Ho!“ Er schnellte mit den Fingern, das gewöhnliche Zeichen für die Sklaven. „Wir müssen zu Ehren des Ankömmlings eine neue Spende bringen!“

„Ich hatte gehofft“, sagte Glaukus melancholisch, „euch einige Austern aus Britannien verschaffen zu können, aber die Winde,

die gegen Cäsar so grausam waren, haben uns dieses Gericht vorenthalten.“

„Sind sie wirklich so köstlich?“ fragte Lepidus und lockerte seine aufgegürtete Tunika zu weiterer Schwelgerei.

„Eigentlich, vermute ich, ist es nur die weite Entfernung, was sie in diesen Ruf setzt; sie sind nicht so saftig wie die Austern Brundisiums. In Rom jedoch gilt ohne sie kein Festmahl als vollständig.“

„Die armen Briten! Etwas Gutes haben sie schließlich doch“, bemerkte Sallust. „Sie liefern uns Austern!“

„Ich wollte, sie lieferten uns einen Gladiator“, entgegnete der Ädil, der noch immer über den Sorgen für das Theater brütete.

„Bei der Pallas“, rief Glaukus, während sein Lieblingssklave ihm die heißen Locken mit einem frischen Kranz bekrönte, „ich mag diese wilden Schauspiele schon gern, wenn Tiere mit Tieren kämpfen; aber wenn ein Mensch, einer mit Fleisch und Blut wie wir, bedenkenlos in die Arena gesetzt und Glied um Glied zerrissen wird, das erregt mich furchtbar, mir wird übel, der Atem stockt mir, ich möchte fortstürzen und ihn verteidigen. Das gellende Geschrei des Volkes scheint mir grauenhafter als die Stimmen der Furien hinter Orestes her. Ich bin froh, daß so wenig Wahrscheinlichkeit für dies blutige Schauspiel bei unserem nächsten Fest ist.“

Der Ädil zuckte die Achseln; der junge Sallust, der für den gutmütigsten Menschen in Pompeji galt, starrte den Sprecher in schweigender Verwunderung an; der graziöse Lepidus, der aus Besorgnis, seine Züge aus dem schönen Ebenmaß zu bringen, selten sprach, rief: „Was, zum Herkules!“ Der Schmarotzer Clodius murmelte: „Beim Pollux!“ Und der fünfte Gast, der „Schatten des Clodius“, der die Pflicht hatte, seinem reicheren Freund nachzusprechen, wenn er ihn nicht loben konnte, der Schmarotzer eines Schmarotzers, murmelte ebenfalls: „Beim Pollux!“

„Nun, ihr Italiker seid an solche Schauspiele gewöhnt; wir Griechen sind weichherziger. Ach, Schatten Pindars! Edler Reiz echt griechischer Spiele! – Der Wetteifer Mensch gegen Mensch! – Der vornehme Kampf! – Der mit Trauer gemischte Sieg – so stolz, mit einem edlen Gegner zu streiten, so traurig, ihn überwunden zu sehen! – Doch ihr versteht mich nicht.“

„Das Zicklein ist vortrefflich!“ sagte Sallust.

Der Sklave, dem das Amt des Vorschneidens zukam und der sich auf seine Kunst etwas einbildete, hatte sie eben an dem Zicklein unter Musikbegleitung ausgeübt, wobei er mit dem Messer Takt hielt, mit langsamen Bewegungen begann und die schwierige Aufgabe unter einem großartigen Vollklang beendete.

„Dein Koch ist natürlich aus Sizilien?“ fragte Pansa.

„Ja, aus Syrakus.“

„Ich will mit dir um ihn spielen“, rief Clodius, „wir wollen zwischen den Gängen eine Partie machen.“

„Ein solcher Zeitvertreib ist zwar besser als ein Tierkampf, aber ich kann meinen Sizilianer nicht aufs Spiel setzen. Du hast nichts gleich Wertvolles einzusetzen.“

„Meine Phillida – meine schöne Tänzerin!“

„Ich kaufe nie Weiber“, entgegnete der Grieche.

Die im Portikus draußen aufgestellten Musiker hatten ihr Tun mit dem Zicklein begonnen; jetzt stimmten sie eine sanftere, heitere, doch vielleicht mehr zum Geist sprechende Melodie an und sangen jenes Lied des Horaz, das mit den Worten anfängt: „Persicos odi“. Das hielten sie für passend bei einem Fest, das, so üppig es uns scheinen mag, den prachtvollen Banketten jener Zeit gegenüber recht einfach war, war es doch nur ein bürgerliches, kein fürstliches Gelage, das Gastmahl eines Mannes von Stand, aber doch nicht eines Mannes von Stand, aber doch nicht eines Kaisers oder Senators.

„Ach, guter alter Horaz“, bemerkte Sallust mitleidig. „Er sang hübsch von Wein und Mädchen, aber nicht wie unsere neueren Dichter.“

„Der unsterbliche Fulvius zum Beispiel“, sagte Clodius.

„Ja, Fulvius der Unsterbliche“, sagte der Schatten.

„Und Spuräna, und Gajus Mutius, der drei Epen in einem Jahr schrieb; konnte Horaz das oder Virgil?“ rief Lepidus. „Diese alten Dichter befanden sich alle in dem Irrtum, die Skulptur statt der Malerei nachahmen zu wollen. Einfachheit und Ruhe – das war ihr Ideal; wir Neueren aber haben Feuer und Leidenschaft und Kraft – wir schlafen nie, wir ahmen die Farben der Malerei, ihr Leben und ihre Bewegung nach. Unsterblicher Fulvius!“

„Übrigens“, fragte Sallust, „habt ihr die neue Ode Spuränas zur Verherrlichung unserer ägyptischen Isis gesehen? Sie ist prachtvoll – das wahre religiöse Feuer!“

„Isis ist wohl eine Lieblingsgottheit in Pompeji?“ sagte Glaukus. „Ja“, erwiderte Pansa, „gerade neuerdings hat sie einen besonderen Ruf: ihre Statue hat die merkwürdigsten Orakel ausgesprochen. Ich bin nicht abergläubisch, aber ich muß gestehen, daß sie mich in meiner Amtsverwaltung durch ihre Ratschläge mehr als einmal recht wesentlich unterstützt hat. Dabei sind auch ihre Priester so fromm! Nicht wie die munteren und hochmütigen Diener Jupiters und der Fortuna! Sie gehen barfuß, essen kein Fleisch und bringen den größten Teil der Nacht in einsamem Gebet zu.“

„Wahrhaftig, ein Vorbild für unsere sonstigen Priesterschaften! Jupiters Tempel bedarf sehr einer Reform“, warf Lepidus ein, der bei allen anderen, nur bei sich selbst nicht, sehr für Reformen war.

„Man sagt, Arbaces der Ägypter habe den Isispriestern einige höchst bedeutende Mysterien mitgeteilt“, bemerkte Sallust. „Er rühmt sich der Abkunft von Ramses und behauptet, Geheimnisse aus dem fernsten Altertum hätten sich in seiner Familie fortgeerbt.“

„Auf jeden Fall besitzt er die Gabe des bösen Auges“, erwiderte Clodius, „stoße ich je auf dies Medusengesicht, ohne rechtzeitig das abweisende Zeichen gemacht zu haben, so rechne ich sicher damit, ein Lieblingspferd zu verlieren oder den Hundewurf neunmal hintereinander zu werfen.“

„Das wäre in der Tat ein Wunder!“ sagte Sallust ernst.

„Was meinst du?“ fragte der Spieler mit erglühender Stirn.

„Ich meine, was du mir lassen würdest, wenn ich oft mit dir spielte – nichts nämlich.“

Clodius antwortete bloß mit einem geringschätzigen Lächeln.

„Wäre Arbaces nicht so reich“, versicherte Pansa mit gewichtiger Miene, „so wollte ich wohl meine Amtsautorität ein wenig gebrauchen und untersuchen, ob ihn das Gerücht mit Wahrheit einen Sterndeuter und Zauberer nennt. Als Agrippa Ädil von Rom war, verbannte er all solche schlimmen Gesellen. Aber ein reicher Mann – ich als Ädil habe von Amts wegen die Pflicht, die Reichen zu schützen. – Was haltet ihr von der neuen Sekte, die, wie ich höre, auch in Pompeji einige Anhänger haben soll – den Verehrern des hebräischen Gottes – Christus?“

„Ach, bloß Träumer, Phantasten“, erwiderte Clodius. „Sie zählen keinen einzigen Mann von Stand unter sich: ihre

Anhänger sind immer armes, unbedeutendes, unwissendes Volk.“

„Die gleichwohl für ihre Ruchlosigkeit ans Kreuz geschlagen werden sollten!“ rief Pansa mit Heftigkeit. „Sie leugnen Venus und Jupiter! Nazarener ist nur ein anderer Name für Gottesleugner. Laßt mich nur einen erwischen!“

Der zweite Gang war vorüber; die Gäste sanken auf ihre Polster zurück. Es entstand eine Pause, während der man auf die sanften südlichen Stimmen und die Töne der Flöten hörte. Glaukus war am meisten hingerissen und am wenigsten geneigt, das Stillschweigen zu brechen, dem Clodius aber wollte es vorkommen, als verschwende man Zeit.

„Auf deine Gesundheit, mein Glaukus!“ rief er und leerte auf jeden Buchstaben im Namen des Griechen einen Becher mit der Leichtigkeit des geübten Trinkers. „Hast du nicht Lust, gegen dein schlechtes Glück von gestern Revanche zu versuchen? Die Würfel winken uns.“ — „Wie du willst“, entgegnete Glaukus.

„Die Würfel im August – und ich Ädil“, bemerkte Pansa mit Amtsmiene. „Es ist gegen alles Gesetz!“

„Nicht in deiner Gegenwart, strenger Pansa“, erwiderte Clodius, die Würfel in einer tiefen Büchse schüttelnd. „Deine Gegenwart zügelt jede Ausschweifung, und nicht die Sache, sondern nur das Übermaß der Sache ist schädlich.“

„Wie treffend!“ murmelte der Schatten.

„Nun gut, ich will nicht hinsehen“, sagte der Ädil.

„Noch nicht, bester Pansa; warten wir bis nach Tisch“, meinte Glaukus.

Clodius fügte sich mit Widerstreben und versteckte seinen Mißmut unter einem Gähnen.

„Er gähnt nach Geld“, flüsterte Lepidus dem Sallust aus dem Lustspiel „Auluraria“ des Plautus zu.

„Ach, wie genau kenn’ ich diese Polypen, die alles festhalten, was sie anfassen“, antwortete Sallust in gleichem Ton aus dem gleichen Stück.

Der nächste Gang wurde jetzt auf den Tisch gebracht: Früchte, Pistazien, Süßigkeiten, Torten und Backwerk in vielerlei phantastischen, lustigen Gestalten. Die Aufwärter stellten nun den Wein, den sie bisher den Gästen eingeschenkt hatten, in großen Flaschen dazu; jede trug auf einem Zettel Alter und Sorte verzeichnet.

„Versuch einmal diesen Lesbier, mein Pansa“, sagte Sallust; „er ist famos.“

„Er ist nicht besonders alt“, antwortete Glaukus; „er wurde aber, wie wir selbst, durch Feuer früh gereift – er durch die Flammen Vulkans, wir durch die Flammen seiner Frau, zu deren Ehren ich diesen Becher trinke.“

„Er ist köstlich“, bemerkte Pansa, „doch dürfte er vielleicht ein klein wenig zuviel nach Harz schmecken.“

„Was für ein schöner Kelch!“ rief Clodius und griff ein Gefäß von durchsichtigem Kristall auf, dessen Griffe mit Edelsteinen besetzt und in Gestalt miteinander verflochtener Schlangen geformt waren, ein in Pompeji beliebtes Motiv.

„Dieser Ring“, entgegnete Glaukus, indem er ein kostbares Juwel vom Finger nahm und an den Griff hängte, „macht ihn ein wenig kostbarer und deiner Annahme eher würdig, mein Clodius; mögen die Götter dir Gesundheit und Glück schenken und den Becher oft und lang bis zum Rande füllen.“

„Du bist zu freigebig, Glaukus!“ erwiderte der Spieler und übergab den Kelch seinem Sklaven; „aber deine Liebe gibt dem Geschenk einen doppelten Wert.“

„Diesen Becher den Grazien!“ sprach Pansa, und leerte dreimal sein Trinkgefäß. Die Gäste folgten seinem Beispiel. „Wir haben keinen König des Festes ernannt“, rief Sallust.

„Laßt uns ihn auswürfeln!“ sagte Clodius und schüttelte die Büchse.

„Nein!“ rief Glaukus, „keinen kalten, routinierten Obermeister für uns, keinen Diktator des Festes; keinen ‚rex convivii‘. Haben die Römer nicht geschworen, nie einem König zu gehorchen? Sollen wir minder frei sein als eure Väter? He, Musikanten, das Lied, das ich neulich nachts gedichtet habe! Es geht nach dem Muster der ‚Bacchischen Hymne der Stunden‘.“

Die Musiker ließen ihre Instrumente in einer wilden ionischen Weise erklingen, während die jüngsten Stimmen unter den Musikanten folgendes Lied in griechischer Sprache sangen, das, wie Glaukus erklärte, den Abendgesang der Stunden darstellte.

*„Durch den Sommertag, durch den Mühetag
Schritten wir lang.*

*Eh' die graue Nacht uns erfassen mag,
Grüßt uns mit Sang!*

Mit Sang und Klang,
 Mit hellem, freudigem Sang.
 Müde und matt herein
 Hat uns der Flug gebracht.
 Dumpf wird die Reise sein
 Durchs Reich der Nacht.
 Badet uns, badet die zögernden Schwingen
 In wogenden Fluten, die purpurrot springen,
 In eure Becher vom Borne des Lichts;
 Denn sank uns der Tag ins finstere Nichts,
 Im Becher wir wieder ihn finden!
 Der ehrt uns zumeist, der am meisten uns letzst
 Und drauf seinen ehrlichen Wirtestolz setzt:
 Er zähle nicht, was er kredenze,
 Er setze dem Fest keine Grenze.
 Schnell sind wir entflohen, drum fesselt die Schnellen
 Und tauchet uns tief in die funkelnden Quellen;
 Und steigen wir auf dann mit feuchtem Gefieder,
 So schütteln den Schaum auf die Kränze wir nieder.
 Wir glühen – wir glühen,
 Wir ziehen – wir ziehen
 Den Gott, den jungen, in wärmende Arme
 Und tummeln ihn vorwärts in lachendem Schwarme:
 Wir tummeln ihn vorwärts mit Ruf und mit Sang,
 Die grauenden Ströme des Dunkels entlang –
 Ho, ho! Wir haben dich, Bacchus!“

Die Gäste klatschten laut Beifall:

„Durch und durch griechisch!“ rief Lepidus. „Es ist unmöglich, die Wildheit, Kraft, Energie dieser Sprache in der römischen Dichtkunst nachzuahmen.“

Clodius, mit heimlichem Spott im Herzen, bemerkte: „Wahrhaftig ein großer Gegensatz zu der altmodischen, zahmen Einfachheit der Ode von Horaz, die wir vorhin gehört haben. Die Weise ist so ionisch; dabei fällt mir eine Gesundheit ein: Zechgenossen, auf die schöne Ione!“

„Ione – der Name ist griechisch“, sagte Glaukus mit sanfter Stimme. „Mit Freuden trink’ ich die Gesundheit. Aber wer ist Ione?“

„Ach, wärest du nicht eben erst nach Pompeji gekommen, so ver-

dientest du für solche Unwissenheit das Scherbengericht“, erwiderte Lepidus von oben herab. „Ione nicht kennen, heißt das Kronjuwel unserer Stadt nicht kennen.“

„Sie ist von höchst seltener Schönheit“, bemerkte Pansa, „und welche Stimme!“

„Sie muß sich unbedingt ausschließlich von Nachtigallenzungen nähren“, sagte Clodius.

„Nachtigallenzungen! – Schöner Gedanke!“ seufzte der Schatten.

„Bitte, erzähle mir Näheres!“ rief Glaukus.

„Hör also“ – hob Lepidus an.

„Laß mich sprechen!“ rief Clodius. „Du dehnst doch deine Worte, als sprächest du Schildkröten!“

„Und du sprichst Steine“, murmelte der närrische junge Mann vor sich hin und warf sich verächtlich in seine Polster zurück.

„Hör also, mein Glaukus“, begann Clodius, „daß Ione eine Fremde ist, die erst vor kurzem in Pompeji angelangt ist. Sie singt wie Sappho, und ihre Lieder hat sie selbst gedichtet, und was Tibia, Kithara und Lyra betrifft, so weiß ich nicht, auf welchem von diesen Instrumenten sie die Musen am weitesten übertrifft. Ihre Schönheit ist außerordentlich und verführerisch, ihr Haus das vollkommenste, das man sehen kann, ihr Geschmack – die Juwelen – die Bronzen! Sie ist sehr reich, und ebenso freigebig.“

„So sorgen wohl ihre Liebhaber dafür, daß sie ein gutes Einkommen bezieht“, sagte Glaukus, „und leichtgewonnenes Geld wird immer wieder verschwenderisch weggegeben!“

„Ihre Liebhaber? – Nein, da steckt eben das Rätsel! Ione hat nur einen Fehler: sie ist keusch. Ganz Pompeji liegt ihr zu Füßen, und sie hat keinen Geliebten; ja, sie will nicht einmal heiraten.“

„Keinen Geliebten“, wiederholte Glaukus.

„Nein; sie hat die Seele der Vesta und den Gürtel der Venus.“

„Was für gewählte Ausdrücke!“ bemerkte der Schatten.

„Ein Wunder!“ rief Glaukus. „Können wir sie nicht zu Gesicht bekommen?“

„Ich will dich nachher zu ihr mitnehmen“, versprach Clodius; „einstweilen . . .“, fügte er hinzu und schüttelte noch einmal die Würfel.

„Zu deinen Diensten!“ entgegnete der gefällige Glaukus.
„Pansa, wende dich ab!“

Lepidus und Sallust spielten Gerade und Ungerade, und der Schatten sah ihnen zu, während Glaukus und Clodius sich in die Wechselfälle der Würfel vertieften.

„Beim Jupiter!“ rief Glaukus. „Da hab’ ich schon zweimal den Hundewurf getan!“

„Jetzt steh mir bei, Venus!“ sagte Clodius, die Büchse mehrere Sekunden schüttelnd. „O gütige Venus! – Es ist Venus selbst!“ rief er, als er den höchsten Wurf getan hatte, der nach Venus benannt wurde, die ja wirklich den, der Geld gewinnt, in der Regel begünstigt.

„Venus ist undankbar gegen mich“, bemerkte Glaukus heiter, „ich habe doch immer an ihrem Altar geopfert.“

„Wer mit Clodius spielt“, flüsterte Lepidus, „wird bald, wie der Curculio des Plautus, seinen Mantel aufs Spiel setzen.“

„Der arme Glaukus – er ist so blind wie das Glück selbst!“ gab ihm Sallust ebenso leise zurück.

„Ich will nicht weiterspielen“, sagte Glaukus, „ich habe dreißig Sestertien verloren.“

„Wie bedaure ich“, begann Clodius.

„Der lebenswürdige Mann!“ quäkte der Schatten.

„Nicht doch!“ rief Glaukus. „Das Vergnügen über deinen Gewinn wiegt das Unbehagen über meinen Verlust vollkommen auf!“

Die Unterhaltung wurde jetzt allgemein und belebt; der Wein kreiste freier, und noch einmal wurde Ione Gegenstand preisen-der Reden.

„Statt hier länger zu wachen als die Sterne, laßt uns lieber eine Schönheit besuchen, vor der die Sterne erbleichen“, schlug Lepidus vor.

Clodius, der keine Möglichkeit sah, die Würfel noch einmal in Tätigkeit zu setzen, unterstützte den Vorschlag; Glaukus drang zwar aus Höflichkeit in seine Gäste, das Festmahl fortzusetzen, konnte aber nicht verbergen, daß seine Neugier durch die Berichte über Ione geweckt war. So beschloß die Gesellschaft mit Ausnahme Pansas und des Schattens, nach der Wohnung der schönen Griechin aufzubrechen. Man trank also auf die Gesundheit des Glaukus und die des Kaisers, vollzog die letzte Spende, legte die Sandalen wieder an, durchschritt das erleuchtete

Atrium, ging ungebissen über den grimmigen, auf der Schwelle abgebildeten Hund und stand im Licht des eben aufgegangenen Mondes in den noch ganz belebten Straßen Pompejis.

Die jungen Männer zogen durch das Quartier der Juweliere, dessen Lichtergefunkel die Edelsteine in den Läden auffingen und zurückwarfen, und gelangten endlich vor Iones Tor. Der Eingang schimmerte von Lampenreihen, Vorhänge von gesticktem Purpur hingen an beiden Öffnungen des Tablinums herab, während seine Wände und der Mosaikboden in den reichsten Farben prangten. Unter der Säulenhalle, die das duftende Viridarium umgab, fanden sie Ione, bereits umringt von anbetenden, Beifall spendenden Gästen.

„Sagtet ihr nicht, sie sei eine Athenerin?“ flüsterte Glaukus, ehe er in das Peristyl trat.

„Nein, sie ist aus Neapel.“

„Neapel?“ wiederholte Glaukus, und im selben Augenblick gab ihm die zu beiden Seiten auseinanderweichende Gruppe den Blick auf die strahlende, nymphengleiche Schönheit frei, die seit Monaten über seine Erinnerungen leuchtete.

VIERTES KAPITEL

Der Tempel der Isis und sein Priester – Arbaces enthüllt sich und seine Absichten in vertraulichem Gespräch

Als Arbaces nach der Trennung von Glaukus und seinem Freund dem stärker bevölkerten Teil der Bucht näher kam, blieb er stehen und betrachtete das belebte Schauspiel vor sich mit gekreuzten Armen und einem bitteren Lächeln auf dem dunklen Gesicht.

„Tröpfe, Toren, Narren, die ihr seid!“ murmelte er vor sich hin. „Ob Arbeit oder Vergnügen, Gewerbe oder Religion das Ziel ist, das euch vorschwebt, stets werdet ihr von den Leidenschaften, die ihr beherrschen solltet, in gleichem Maße betrogen! Wie ihr mich anekeln würdet, wenn ich euch nicht haßte, ja haßte! Griechen oder Römer – von uns, von der dunklen Weisheit Ägyptens habt ihr das Feuer geraubt, das euch beseelt; euer Wissen, eure Dichtung, eure Gesetze, eure Künste, eure barbari-

sche Kriegskunst – alles so winzig und verstümmelt, mit dem großen Urbild verglichen –, habt ihr von uns gestohlen, wie ein Sklave die Reste einer Mahlzeit stiehlt! Und nun seid ihr, ihr Nachäffer von Nachäffern, ihr Römer, ihr wie Schimmelpilz gewachsene Räuberbande – ihr seid unsere Herren! Die Pyramiden blicken nicht mehr auf das Geschlecht des Ramses herab, der Adler sitzt auf der Schlange des Nils. Unsere Herren – nein, nicht meine Herren! Mein Geist beherrscht und fesselt euch durch die Macht überlegener Weisheit, wenn ihr auch eure Ketten nicht seht. Noch meistert List die rohe Kraft; noch bietet die abergläubische Religion die Möglichkeit, mit Orakeln die Menschen zu betrügen; noch also hat der Denker Herrschaft über die Erde. Selbst aus euern Lastern bereitet Arbaces seine Freuden – Freuden, unentweiht von gemeinem Auge – unbegrenzte, reiche, unerschöpfliche Freuden, die eure kraftlosen Seelen in ihrer phantasielosen Sinnlichkeit nicht begreifen noch ahnen können! Müht euch, plagt euch, ihr Narren des Ehrgeizes und der Habsucht! Euer kleinliches Streben nach Ämtern und Ehrenzeichen und all die Maskerade einer Knechtsgewalt erregt mein Lachen, meinen Hohn. Meine Herrschaft reicht so weit, wie Menschen gläubig sind. Ich schreite über die Seelen hin, die sich mit Purpur kleiden. Theben mag fallen, Ägypten zum leeren Namen werden: die Welt selbst liefert dem Arbaces seine Untertanen.“

Der Ägypter ging langsam weiter, er kam in die Stadt, und die hohe, über das Gewühl auf dem Forum weit emporragende Gestalt schritt dem kleinen, anmutigen Tempel der Isis zu. Das Gebäude war erst vor kurzem errichtet. Der alte Tempel war bei dem Erdbeben vor sechzehn Jahren eingestürzt und der neue bei den neuerungssüchtigen Pompejanern bald so in Mode gekommen. Die Orakel der Göttin Isis fanden in Pompeji guten Glauben. Die geheimnisvolle Sprache, in die ihre Sprüche gekleidet waren, mochte dazu beitragen. Wurden sie von keiner Gottheit eingegeben, so waren sie immerhin mit tiefer Menschenkenntnis entworfen; sie paßten immer genau auf die Verhältnisse der fragenden Personen und unterschieden sich damit vorteilhaft von den undeutlichen Allgemeinheiten der sonstigen Orakel. Als Arbaces vor dem Gitter anlangte, das den Ungeheiligten vor dem Heiligtum Halt gebot, umgab eine Menge von Andächtigen aus allen Volksschichten in tiefer Stille und Ehr-

furcht die Altäre in dem offenen Hof. In den Wandnischen der Cella, die hinter sieben Stufen von parischem Marmor aufstieg, standen verschiedene Statuen; die Wände selbst waren mit den der Isis heiligen Granatäpfeln geziert. Im Innern des Gebäudes erhoben sich auf einem Podest zwei Statuen: die Göttin Isis selbst und ihr Gefährte, der schweigende, geheimnisvolle Osiris. Außerdem enthielt das Haus noch viele andere Götterbilder, um der ägyptischen Göttin ein glänzendes Gefolge beizugeben: den ihr verwandten Bacchus, die cyprische Venus, wie sie aus dem Bade steigt, den hundsköpfigen Anubis, den Stier Apis und mehrere andere ägyptische Gottheiten von ungestalter Form. Übrigens wurde Isis in den Städten Großgriechenlands nicht in der Form verehrt, die ihr von alters her in Ägypten zukam. Die aus Vermischung entstandenen neuen Völker Südeuropas warfen halb aus Anmaßung, halb aus Unwissenheit die Religionen aller Länder und Zeiten durcheinander. Die tiefsinnigen Mysterien des Nils waren durch hundert unechte und gehaltlose Zutat von den Ufern des Kephissus und des Tibers entwürdigt. Im Isistempel in Pompeji dienten griechische und römische Priester, die weder Sprache noch Brauch des alten Kultus kannten, und bei scheinbar ehrfurchtsvoller Andacht lachte Arbaces, Nachkomme der erhabenen ägyptischen Könige, über die kümmerlichen Spielereien, die das feierliche, bedeutungsvolle Zeremoniell seiner glühenden Heimat nachäfften.

Zu beiden Seiten der Stufen war die Opferschar in weißen Gewändern aufgestellt, während ganz oben zwei Unterpriester standen, der eine mit einem Palmzweig, der andere mit einem kleinen Ährenbüschel. In dem engen Zugang drängten sich die Zuschauer.

An einen von diesen, einen am Handel mit Alexandria beteiligten Kaufmann, wandte sich Arbaces mit der geflüsterten Frage: „Welche Veranlassung versammelt euch jetzt vor den Altären der ehrwürdigen Isis? Nach den weißen Gewändern der Gruppe vor mir scheint es, daß ein Opfer gebracht werden soll, und nach der Versammlung von Priestern, daß ihr auf ein Orakel wartet. Welche Frage soll es beantworten?“

„Wir sind Kaufleute“, erwiderte der Angeredete – es war Diomed – ebenfalls leise, „Kaufleute, die das Schicksal unserer Schiffe, die morgen nach Alexandria absegeln, erfahren möchten. Wir wollen eben ein Opfer bringen, um eine Antwort von der

Göttin zu erfrehn. Eine glückliche Fahrt der Flotte ist nicht ohne Interesse für mich. Ich treibe einen kleinen Handel; wie könnte ich sonst in diesen harten Zeiten auskommen?“ Ernst erwiderte der Ägypter: „Obwohl Isis eigentlich die Göttin des Ackerbaus ist, ist sie nicht minder die Beschützerin des Handels!“ Damit wandte er das Gesicht gegen Osten und schien in stilles Gebet vertieft.

Jetzt erschien oben auf den Stufen ein ganz in Weiß gekleideter Priester mit einem Schleier, der sich auf dem Scheitel teilte. Zwei andere Priester, bis zur Hälfte der Brust nackt, sonst mit weißen, langen Gewändern bedeckt, lösten die ab, die bisher zu beiden Seiten gestanden hatten. Im selben Augenblick stimmte ein vierter, unten an der Treppe sitzender Priester eine feierliche Weise auf einem langen Blasinstrument an. In der Mitte der Stufen stand ein fünfter, in der einen Hand den Opferzweig, in der anderen einen weißen Stab, während als Zugabe zu dem malerischen Anblick dieser orientalischen Feier ein stattlicher Ibis, der dem ägyptischen Götterdienst heilige Vogel, still von der Mauer auf die Zeremonie hinabblickte oder um den Altar am Fuß der Treppe umherwandelte.

An diesem Altar stand jetzt der Opferpriester. Während die Opferschauer die Eingeweide untersuchten, schien das Gesicht des Arbaces seine ganze strenge Ruhe zu verlieren und in andächtiger Spannung zu schweben, dann aber sich freudig aufzuhellen, als die Zeichen für günstig erklärt wurden und das Feuer anfang, den geweihten Teil des Tieres in lichter Lohe, unter Düften von Myrrhen und Weihrauch, zu verzehren. Eine tiefe Stille senkte sich dabei auf die flüsternde Menge, die Priester sammelten sich um die Cella her, und nun stürzte ein neuer Isisdiener, außer einem Gürtel um die Mitte des Leibes ganz nackt, hervor und flehte in einem wilden Tanz die Göttin um Antwort an. Erschöpft hörte er endlich auf, und sogleich ließ sich ein leises, murmelndes Geräusch im Innern der Statue vernehmen. Dreimal nickte der Kopf, die Lippen öffneten sich, und eine hohe Stimme sprach folgende geheimnisvollen Worte:

*„Es gibt Lüfte wie Rosse zum Kampfe verbunden,
Es gibt Gräfte, gegraben im Felsenriff drunten;
Auf der Stirne der Zukunft brüten Gefahren,
Doch das Schiff wird die furchtbare Stunde bewahren.“*

Die Stimme schwieg – die Menge atmete freier – die Kaufleute sahen einander an. – „Nichts kann deutlicher sein“, flüsterte Diomed, „es wird einen Sturm auf See geben, wie das bei Beginn des Herbstes sehr häufig ist, aber unsere Schiffe werden gerettet werden. O wohltätige Isis!“

„In Ewigkeit sei die Göttin gelobt!“ sagten die Kaufleute. „Kann es eine eindeutigere Prophezeiung geben?“

Eine Hand zum Zeichen des Stillschweigens erhebend – die Feier der Isis forderte eine den lebhaften Pompejanern kaum mögliche Zügelung der Stimmwerkzeuge –, sprengte der Oberpriester seine Spende auf den Altar, und nach einem kurzen Schlußgebet war die Zeremonie vorüber, und die Versammelten wurden entlassen. Indessen weilte der Ägypter noch immer an dem Geländer, und als der Raum etwas leerer geworden war, näherte sich einer der Priester und grüßte ihn mit Vertraulichkeit.

Das Gesicht des Nahenden hatte etwas Widerliches – sein kahler Schädel war nach vorne niedrig und eng, ausgenommen an den Schläfen; hier verzerrte das Organ des Erwerbsinns, wie es die Jünger der Physiognomik nennen, in zwei derben, fast unnatürlichen Ausbeulungen das mißgestaltete Haupt noch mehr; um die Brauen war die Haut zu tiefen, unregelmäßigen Runzeln gefaltet; die dunklen, kleinen Augen lagen in trüben, gelben Höhlen; die kurze, dicke Nase stülpte sich wie bei einem Satyr auf; endlich prägten wulstige, bleiche Lippen, hohe Backenknochen, und fahle, scheckige Farben auf der pergamentartigen Haut ein Gesicht, das niemand ohne Widerwillen und kaum einer ohne Schrecken und Mißtrauen sehen konnte. Übrigens schien der Körper dieses Menschen zu jeder Leistung geeignet. Die eisernen Kehlmuskeln, die breite Brust, die kräftigen Hände und die muskulösen Arme, die er bis über den Ellbogen entblößt trug, deuteten auf einen Gliederbau, der zu großer Anstrengung und Widerstandskraft taugen mußte.

„Calenus“, sagte der Ägypter zu ihm, „du hast durch Beachtung meines Rates die Stimme der Statue bedeutend verbessert, und deine Verse sind vorzüglich; du prophezeist stets Glück, falls dessen Erfüllung nicht geradezu unmöglich ist.“

„Überdies“, fügte Calenus hinzu, „wenn nun ein Sturm kommt und die verwünschten Schiffe verschlingt, haben wir's nicht vorausverkündet? Sind die Schiffe nicht wohlbewahrt, wenn sie in

Ruhe liegen? Um Ruhe bittet der Schiffer auf dem Ägäischen Meer – wenigstens sagt Horaz das –, wo auf der See kann der Schiffer mehr Ruhe haben als auf ihrem Grunde!“

„Recht, mein Calenus; ich wollte, Apäcides ging bei deiner Klugheit in die Schule. Doch ich muß mit dir über ihn und andere Dinge sprechen; kannst du mich nicht in eines eurer weniger heiligen Gemächer führen?“

„Sogleich“, erwiderte der Priester und ging nach einem der kleinen Zimmer in der Nähe des offenen Tores voran. Sie nahmen an einem Tischchen Platz, auf dem Teller mit Obst, Eiern und verschiedenen kalten Gerichten und Gefäße voll herrlichen Weins standen. Während die beiden Freunde davon genossen, verbarg sie ein Vorhang, der an dem Hofeingang hing; die Dünne dieser Scheidewand veranlaßte sie, leise zu sprechen.

„Du weißt“, begann Arbaces mit einer Stimme, die kaum die Luft bewegte, „daß es stets mein Grundsatz war, mich an die Jugend zu halten. Aus ihren biegsamen, ungeformten Gemütern schneid’ ich mir die geeignetsten Werkzeuge. Ich webe – spanne – bilde sie nach meinem Willen. Aus den jungen Männern mach’ ich bloß Anhänger oder Diener; aus den Mädchen . . .“

„Liebchen“, sagte Calenus, und ein häßliches Grinsen ging über seine unangenehmen Züge.

„Ja, ich leugne es nicht, das Weib ist das Hauptziel, der große Durst meiner Seele. Wie du das Opfer für die Schlachtbank mätest, so zieh’ ich gern die Andächtigen für meine Lust heran. Ich richte sie zu, bringe ihre Gemüter zur Reife – entwickle die süße Blüte ihrer versteckten Leidenschaften, um die Frucht nach meinem Geschmack vorzubereiten. Die bereitwilligen Dirnen ekeln mich an; im sanften, unbewußten Fortschritt von der Unschuld zum Verlangen find’ ich den wahren Reiz der Liebe. Auf diese Art vermeide ich Übersättigung und erhalte mir durch die Frische anderer die Frische meiner eigenen Empfindung. Aus den jungen Herzen meiner Opfer nehm’ ich mir den Inhalt für den Kessel, in dem ich mich selbst verjünge. – Doch nun genug davon und zum Gegenstand unseres Gesprächs! Du weißt, daß ich vor einiger Zeit in Neapolis auf Ione und Apäcides stieß, Bruder und Schwester, Kinder von Athenern, die sich in Neapolis niedergelassen haben. Der Tod ihrer Eltern, die mich kannten und schätzten, machte mich zu ihrem Vormund. Ich habe die mir übertragene Obhut nicht vernachlässigt. Der junge

Mann, still und gelehrig, fügte sich willig den Eindrücken, die ich ihm einzuprägen suchte. Es reizte mich, den dunklen, geheimnisreichen Glauben meiner Väter lebendig zu erhalten, ihn auf entfernte Küsten zu verpflanzen. Vielleicht macht es mir einiges Vergnügen, die Menschen zu blenden, während ich so den Göttern diene. Den Apäcides unterwies ich in der heiligen Lehre der Isis; ich eröffnete ihm einiges von dem hohen Sinn, der unter ihrem äußerlichen Dienst verborgen liegt. In seiner für das Religiöse besonders empfänglichen Seele fachte ich die Begeisterung an, die aus der Einbildungskraft Glauben erzeugt. Ich habe meinen Lehrling euch beigegeben; er ist einer von euch.“

„Das ist er“, erwiderte Calenus, „aber indem du seinen Glauben entflammt hast, hast du ihm die Klugheit geraubt. Er ist über die Enthüllung unserer kleinen Geheimnisse wie vom Donner gerührt; unsere sprechenden Statuen und geheimen Treppen ängstigen und empören ihn; er trauert, magert ab, murmelt vor sich hin und verweigert die Teilnahme an unseren Zeremonien. Man weiß, daß er Umgang mit Menschen sucht, die zu jenem neuen, ruchlosen Glauben hinneigen, der all unsere Götter leugnet und unsere Orakel Eingebungen des bösen Geistes nennt, von dem der Mythos des Morgenlandes spricht. – Unsere Orakel – na! – wir wissen wohl, wessen Eingebungen die sind!“

„Das eben“, entgegnete Arbaces nachdenklich, „habe ich gefürchtet, nach verschiedenen Vorwürfen, die er mir machte, als ich ihn das letztemal sah. Neuerdings hat er mich gemieden. Ich muß ihn aufsuchen, muß meinen Unterricht fortsetzen, muß ihn in das Allerheiligste der Weisheit einführen. Ich muß ihn lehren, daß es Stufen der Heiligkeit gibt, die erste Glauben, die zweite Täuschung; die erste für die Menge, die zweite für den Weisen.“

„Ich selbst kam nie über die erste“, bemerkte Calenus, „und wohl auch du nicht, mein Arbaces.“

„Du irrst“, antwortete der Ägypter ernst. „Ich glaube noch bis auf den heutigen Tag – allerdings nicht das, was ich lehre. Die Natur ist voll Heiligkeit, gegen die ich mich nicht verhärten kann, ja nicht einmal verhärten will. Ich glaube an mein eigenes Wissen, und das hat mir enthüllt – aber das gehört nicht hierher! Jetzt zu weltlicheren, interessanteren Gegenständen! So verfolgte ich also meinen Zweck bei Apäcides; was war mein Plan hinsichtlich Iones? Dir ist schon bekannt, daß ich sie zu

meiner Königin – meiner Braut –, zur Isis meines Herzens bestimmt habe. Nie, ehe ich sie zu sehen bekam, wußte ich, welcher Fülle der Liebe meine Natur fähig ist!“

„Ich vernehme von tausend Lippen, sie sei eine zweite Helena“, erwiderte Calenus, selbst mit den Lippen schmatzend; ob jedoch im Genuß des Weines oder des Gerüchts von einer zweiten Helena, möchte schwer zu entscheiden sein.

„Ja, sie ist von einer Schönheit, die Griechenland selbst nie übertraf“, nahm Arbaces wieder das Wort. „Doch das ist noch nicht alles; ihre Seele ist wert, sich der meinigen zu vermählen. Sie hat, über das Maß der Frauen hinaus, einen scharfen, blendenden, kühnen Geist. Poesie entströmt ihren Lippen von selbst; spricht man irgendeine Wahrheit aus, so versteckt und tief sie auch sein mag: sie faßt und beherrscht sie. Phantasie und Vernunft liegen bei ihr nicht im Kampf; sie stimmen überein und leiten ihr Wesen, wie Winde und Wogen ein hohes Schiff leiten. Dabei ist sie selbständig und unabhängig in ihren Ansichten; sie kann allein in der Welt stehen, kann ebenso herzhaft sein als sanft. Sie ist die Natur, die ich mein Leben lang im Weib gesucht und jetzt erst gefunden habe. Ione muß mir gehören! Eine doppelte Leidenschaft bindet mich an sie: Ich möchte Schönheit des Geistes wie des Körpers genießen.“

„So ist sie denn noch nicht die Deinige?“

„Nein: sie liebt mich – aber als Freund; sie liebt mich bloß mit dem Geist. Sie glaubt in mir die ärmlichen Tugenden zu finden, die zu verachten meine höhere Tugend ist. Doch du mußt ihre Geschichte hören. Bruder und Schwester waren jung und reich; Ione ist stolz und ruhmliebend – stolz auf ihren Geist – den Zauber ihrer Poesie – den Reiz ihrer Unterhaltung. Als ihr Bruder von mir schied und in euren Verein trat, zog auch sie, um ihm nah zu bleiben, nach Pompeji. Sie ließ es zu, daß ihre Gaben bekannt wurden. Sie lädt große Gesellschaften zu ihren Festen ein; ihre Stimme bezaubert, ihre Dichtungen überwältigen ihre Gäste. Sie freut sich, als die Nachfolgerin der Kronna zu gelten.“

„Oder der Sappho?“

„Aber eine Sappho ohne Liebe! Ich ermutigte sie in der Kühnheit ihrer Lebensführung, in dieser Schwelgerei in Eitelkeit und Vergnügung – mir war es recht, wenn sie sich in die Zerstreuungen und das zügellose Treiben dieser schwelgerischen

Stadt stürzte. Verstehe recht, Calenus: ich hätte gern ihren Charakter geschwächt! – Er war zu rein, um den Hauch anzunehmen, der über den kristallinen Spiegel nicht weghuschen, sondern brennend darein geätzt werden sollte. Es war mein Wunsch, daß sie von oberflächlichen, eitlen, gehaltlosen Anbetern umgeben sei, von Menschen, die ihre Natur verachten muß, damit sie den Mangel an Liebe empfände. In den empfänglichen Pausen, die die seelischen Anspannungen unterbrachen, kann ich dann meinen Zauber um sie weben, ihre Teilnahme erregen, ihre Leidenschaft auf mich ziehen, mich ihres Herzens bemächtigen. Denn nicht der Junge oder der Schöne oder der Lebenslustige ist es, der allein Ione zu erringen vermöchte; ihre Phantasie muß gewonnen werden, und das ganze Leben des Arbaces war ein fortwährender Triumph über die Phantasie seiner Mitmenschen.“

„Und so hast du also gar keine Besorgnis wegen irgendwelcher Nebenbuhler? Die italienischen Liebhaber sind gewandt in der Kunst, zu gefallen.“

„Gar keine! Ihre griechische Seele verachtet die römischen Barbaren und würde mit sich selbst grollen, wenn sie nur einem Gedanken von Liebe zu einem Sohn dieses Geschlechts von Emporkömmlingen Raum gäbe.“

„Aber du bist ein Ägypter, kein Grieche!“

„Ägypten ist die Mutter von Athen. Athens Schützerin, Pallas, ist unsere Göttin, und sein Gründer, Kekrops, war ein Flüchtling aus dem ägyptischen Sais. Darüber hab' ich sie bereits unterwiesen, und in meinem Blut verehrt sie den ältesten Herrscherstamm der Erde. Gleichwohl gesteh' ich, daß seit kurzem öfter ein unbehaglicher Argwohn in mir aufsteigt. Sie ist stiller als früher, liebt schwermütige, weiche Musik, seufzt ohne erkennbare Veranlassung. Das dürfte der Anfang einer Liebe oder das Bedürfnis nach Liebe sein. In beiden Fällen ist es Zeit für mich, meine Angriffe auf ihre Phantasie und ihr Herz zu beginnen; im ersten Fall die Quelle der Liebe auf mich abzuleiten, im andern sie für mich zu erwecken. Und darum habe ich dich aufgesucht.“

„Und wie kann ich dir behilflich sein?“

„Ich will sie zu einem Fest in meinem Haus einladen. Ich möchte ihre Sinne blenden, verwirren, entflammen. Unsere Künste – die Künste, wodurch sich Ägypten seine jungen Novizen erzog,

müssen angewandt werden. Unter dem Schleier von Religionsmysterien will ich ihr die Geheimnisse des Herzens eröffnen.“

„Ach, jetzt versteh' ich – eins von den lustigen Gelagen, an denen wir Isispriester trotz unsern strengen Gelübden zu kalter Enthaltsamkeit in deinem Haus teilnehmen.“

„Nein, nein! Glaubst du, ihre keuschen Augen seien für solchen Anblick reif? Nein. Doch zuerst müssen wir den Bruder in die Schlinge ziehen: die leichtere Arbeit! Höre auf meine Anweisungen.“

FÜNFTES KAPITEL

Das Blumenmädchen – Glaukus und Ione

Glänzend schien die Sonne in das schöne Zimmer in des Glaukus Hause mit dem Bilde der Leda. Die Morgenstrahlen drangen durch eine Reihe kleiner, hochangebrachter Fenster und durch die Tür zum Garten.

Der beschränkte Raum eines solchen antiken Gartens machte ihn nicht geeignet für körperliche Bewegung, aber die wie in einem Treibhaus gezogenen mannigfachen, duftenden Gewächse steigerten das Nichtstun, dem sich die Menschen unter einem sonnigen Himmel so gern hingeben, zu einem hohen Genuß. Jetzt eben verbreiteten sich die Wohlgerüche, getragen von einem sanften, von der nahen See her wehenden Wind, über das Zimmer, dessen Wände mit den Farben der glühendsten Blumen wetteiferten. Neben dem Hauptschmuck des Zimmers, dem Gemälde von Leda und Tyndareus, befanden sich an jeder Wand noch andere Malereien von ausgezeichneter Schönheit. Auf einem sah man Amor auf dem Schoße der Venus; auf einem anderen Ariadne, an der Küste schlafend, der Treulosigkeit des Theseus nicht bewußt. Lustig spielten die Sonnenstrahlen auf dem eingelegten Fußboden und auf den schimmernden Wänden; seliger noch drängten sich die Freudestrahlen dem Herzen des jungen Glaukus zu.

„So hab' ich sie also gesehen“, sprach er, das kleine Zimmer durchschreitend, „habe sie gehört, ja, habe wieder zu ihr gesprochen, wieder vernommen die Musik ihres Gesanges – und

sie sang von Ruhm und Griechenland! Gefunden hab' ich den langgesuchten Abgott meiner Träume, und wie der kyprische Bildner hab' ich Leben gehaucht in die Gebilde meiner Phantasie.“

Vielleicht hätte das entzückte Selbstgespräch des jungen Mannes noch länger angehalten, wäre in diesem Augenblick nicht ein Schatten über die Schwelle gestreift und seine Einsamkeit von einem jungen Mädchen, fast noch einem Kind an Jahren, unterbrochen worden. Die Nahende war einfach in eine weiße Tunika gekleidet, die vom Nacken bis zu den Fußknöcheln reichte; unter dem Arm trug sie ein Blumenkörbchen, und in der anderen Hand hielt sie ein bronzenes Wassergefäß. Ihre Züge waren weiter ausgebildet, als eigentlich ihrem Alter zukam, im ganzen jedoch sanft und weiblich; und ohne eigentlich schön zu sein, waren sie es beinah durch die Schönheit des Ausdrucks. Es lag etwas unbeschreiblich Mildes, man hätte sagen mögen Geduldiges, in ihrem Aussehen; ein Zug von resigniertem Schmerz, von ruhigem Ertragen hatte das Lächeln, aber nicht die Anmut von ihren Lippen verbannt. Etwas Scheues und Vorsichtiges in ihrem Schritt – etwas Unstetes in ihrem Blick ließ das Unglück, das von Geburt an auf ihr lag, vermuten: sie war blind. An den Augen selbst war kein Fehler zu erkennen; ihr schwermütiges, weiches Licht war klar, ungetrübt und heiter. „Man sagt mir, Glaukus sei hier“, begann sie. „Darf ich herein?“

„Ach, meine Nydia!“ erwiderte der Grieche. „Bist du es?“ „Dacht' ich's doch, du werdest meine Einladung nicht vergessen.“

„Glaukus war immer gütig gegen das arme blinde Mädchen“, entgegnete Nydia errötend.

„Wie könnte es anders sein?“ fragte Glaukus mit dem zärtlichen Ton eines mitleidigen Bruders.

Nydia seufzte und sagte nach einer Pause, ohne auf seine Bemerkung zu antworten: „Du bist erst seit kurzem zurück?“

„Dies ist die sechste Sonne, die mich in Pompeji bescheint.“

„Und wie geht es dir? Ach, ich brauche nicht zu fragen: wer die Erde sieht, die so schön sein soll, dem geht es gut!“

„Mir geht es gut. Und dir, Nydia? — Wie du gewachsen bist! Nächstes Jahr wirst du über die Antworten nachdenken, die du deinen Liebhabern geben willst.“

Wieder flog Röte über Nydias Wange, aber diesmal bedeutete es Unmut. „Ich habe dir einige Blumen gebracht“, sagte sie, ohne auf den freundlichen Scherz, der sie offenbar verletzt hatte, etwas zu erwidern. Damit tastete sie im Zimmer umher, bis sie den neben Glaukus stehenden Tisch fand, und setzte das Körbchen darauf: „Sie sind nichts Besonderes, aber sie sind frisch gesammelt.“

„Als kämen sie von Flora selbst“, sagte er freundlich, „und ich erneuere mein den Grazien dargebrachtes Gelübde, keine anderen Kränze zu tragen, solange deine Hände mir solche wie diese hier winden.“

„Und wie findest du die Blumen in deinem Garten? – Gedeihen sie?“

„Wundervoll, die Laren selbst müssen sie gepflegt haben.“

„Ach, jetzt machst du mir Freude: sooft ich einen Augenblick freier Zeit wegstehlen konnte, bin ich gekommen, um sie während deiner Abwesenheit zu gießen und zu pflegen.“

„Wie soll ich dir danken, schöne Nydia? Glaukus ahnte nicht, daß er jemand in Pompeji zurückließ, der sich seiner Lieblinge mit so viel Sorgfalt annahm.“ Die Hand des Kindes zitterte, und seine Brust hob sich unter der Tunika. Verlegen wandte es sich ab. „Die Sonne ist heut zu heiß für die armen Blumen“, sprach sie, „sie werden mich vermissen, denn ich war krank, und es ist schon neun Tage her, seit ich zum letztenmal nach ihnen gesehen habe.“

„Krank, Nydia? Deine Wange hat doch mehr Röte als voriges Jahr.“

„Ich bin oft unpäßlich“, erwiderte die Blinde in rührendem Ton, „und seit ich größer bin, schmerzt mich meine Blindheit mehr. Aber jetzt zu den Blumen!“ Damit verneigte sie sich leicht mit dem Kopf, trat in den Garten und machte sich emsig an das Begießen der Blumen.

Arme Nydia! dachte Glaukus, indem er ihr nachsah. – Ihr Los ist hart! Sie sieht weder die Erde noch die Sonne, noch das Meer, noch die Sterne, geschweige Ione. – Mit diesem Gedanken eilte sein Sinnen zu dem vergangenen Abend zurück. Aber seine Träume wurden durch den Eintritt Clodius' zum zweitenmal unterbrochen. Merkwürdig war es und ein Beweis für das Wachstum und die Verfeinerung seiner Liebe an einem einzigen Abend, daß Glaukus, der dem Clodius das Geheimnis seiner

ersten Begegnung mit Ione und deren Wirkung anvertraut hatte, jetzt einen unüberwindlichen Widerwillen empfand, auch nur ihren Namen in der Gegenwart des Clodius auszusprechen. Er hatte Ione strahlend, rein, unbefleckt mitten unter den mutwilligsten und verdorbensten Lebemännern Pompejis gesehen; selbst den Kühnsten hatte sie ein respektvolles Benehmen mehr durch Anmut als durch Stolz abgenötigt und die eigentliche Art der sinnlichsten Naturen verwandelt, so daß hier durch einen geistigen, läuternden Zauber die Fabel der Circe umgekehrt schien und Tiere in Menschen verwandelt worden waren. Wer ihre Seele nicht verstand, wurde durch die Magie ihrer Schönheit gebannt; wer kein Herz für die Poesie, hatte mindestens ein Ohr für die Melodie ihrer Stimme. Beim Anblick dieser durch ihre Gegenwart geläuterten und erhellten Umgebung empfand Glaukus eigentlich zum erstenmal die wirkliche Art seiner Natur; empfand, wie unwürdig der Göttin seiner Träume sein bisheriger Umgang, sein Tun und Treiben gewesen. Ein Schleier schien von seinen Augen zu fallen. Er sah den unüberbrückbaren Abstand zwischen sich und seinen Gefährten, den ihm die täuschenden Nebel ihrer Vergnügungen bisher verborgen hatten. Das Bewußtsein des eigenen Mutes, mit dem er Ione zu erringen suchte, erhob ihn. Er fühlte, fortan sei seine Bestimmung, emporzusehen und sich vom Boden des Gewöhnlichen zu erheben. Nicht länger vermochte er den Namen, der in seiner glühenden Phantasie als etwas Heiliges und Göttliches erklang, vor gemeinen Ohren auszusprechen. Ione war nicht mehr ein einmal gesehenes und lebhaft im Gedächtnis behaltetes Mädchen: sie war nun die Herrin, die Gottheit seiner Seele.

Als Clodius mit affektierter Begeisterung von Iones Schönheit sprach, fühlte Glaukus daher nur Verdruß und Unwillen, daß solche Lippen sich unterfingen, sie zu preisen. Er antwortete kalt, und der Römer hielt deshalb die Leidenschaft seines Freundes nicht für erhöht, sondern für erkaltet. Kaum bedauerte er es, denn ihm lag daran, daß Glaukus eine noch reichere Erbin heiraten möchte: Julia, die Tochter des begüterten Diomed, dessen Gold der Spieler auf diesem Weg leicht in seine eigene Kasse ableiten zu können hoffte. Das Gespräch floß nicht mit der gewohnten Leichtigkeit, und kaum war Clodius aufgebrochen, als Glaukus den Weg nach Iones Haus nahm. An seiner Tür stieß er noch einmal auf Nydia, die mit ihrer lieblichen

Arbeit eben zu Ende gekommen war. Sie erkannte seinen Schritt. „Du gehst früh aus“, sprach sie.

„Ja, der Himmel Kampaniens zürnt den Trägen, die ihn vernachlässigen.“

„Ach, könnt' ich ihn auch sehen!“ flüsterte die Blinde, aber so leise, daß Glaukus die Klage nicht vernahm. Einen Augenblick weilte die Thessalierin noch auf der Schwelle, dann schlug sie mit Hilfe eines langen Stabes, den sie mit großer Gewandtheit führte, den Heimweg ein. Von den schmuckeren Straßen abbiegend, trat sie in ein bei anständigen und gesitteten Leuten nur wenig beliebtes Stadtviertel. Ihr selbst ersparte die Blindheit den Anblick der Spuren des Lasters um sie her, und da um diese Stunde die Straßen still und ruhig waren, so wurde auch ihr jugendliches Ohr nicht von den sonst zu vernehmenden Geräuschen aus schmutzigen, dunklen Orten verletzt. Traurig und geduldig schritt sie dahin.

Sie klopfte an die Hintertür einer Art Schenke; diese ging auf, und eine rauhe Stimme hieß sie ihre Einnahmen verrechnen. Ehe sie antworten konnte, bemerkte ein anderes, weniger gemein klingendes Organ:

„Nimm doch diesen ärmlichen Gewinn nicht so wichtig, Burbo. Bald wird man die Kehle des Mädchens wieder bei einem Gelage unseres reichen Freundes nötig haben, und der zahlt, wie du weißt, für so ein Nachtigallenzüngchen recht ordentlich.“

„Oh, ich will nicht hoffen!“ rief Nydia zitternd. „Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang will ich betteln, aber schickt mich nicht dorthin!“

„Und warum?“ fragte dieselbe Stimme.

„Weil – weil ich jung und von empfindlicher Natur bin, und die Mädchen, die ich dort treffe, kein geeigneter Umgang für eine sind, die – die ...“

„... Sklavin im Hause Burbos ist“, erwiderte die Stimme höhnisch mit einem rauhen Gelächter.

Die Thessalierin setzte die Blumen nieder, bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte still.

Unterdessen ging Glaukus nach dem Hause der schönen Neapolitanerin. Er fand sie unter ihren Dienerinnen sitzend, die mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt waren. Ihre Lyra stand neben ihr, denn Ione war heute ungewöhnlich müßig, vielleicht ungewöhnlich gedankenvoll. Sie erschien ihm im Morgenlicht

und in ihrem einfachen Gewand noch schöner als unter den schimmernden Lampen und in dem kostbaren Juwelenschmuck der vergangenen Nacht; auch tat diesem Eindruck eine gewisse Blässe auf den durchsichtigen Wangen und ein Erröten, das sie bei seinem Eintritt anflieg, keinen Eintrag. So gewohnt er war, zu schmeicheln, erstarb ihm jedes Schmeichelwort auf den Lippen, als er die Errötende anredete. Er fühlte, daß es unehrerbietig sei, den Huldigungen Worte zu geben, die deutlich in jedem Blick lagen. Sie sprachen von Griechenland. Das war ein Thema, bei dem Ione lieber die Zuhörerin als die Sprechende machte und über das Glaukus sein ganzes Leben fort hätte beredt sein können. Er beschrieb ihr die Silberhaine, die noch immer die Ufer des Ilissus schmückten, die Tempel, die ihrer Herrlichkeit bereits halb beraubt und doch noch so schön waren im Verfall. Er blickte von der Höhe jener fernen Erinnerung, in der alle rauheren, dunkleren Schatten in Licht verschwammen, zurück nach der trauernden Stadt Harmodius des Freien und Perikles des Erhabenen. Er hatte das Land der Dichtung hauptsächlich im dichterischen Alter früher Jugend gesehen, und die Vaterlandsiebe verband sich ihm mit den Bildern der Fülle und des Lenzes des Lebens. Hingerissen und stumm hörte Ione ihm zu; teurer waren ihr diese Töne und diese Beschreibungen als all das Übermaß von Anbetung ihrer zahllosen Verehrer. War es Sünde, ihren Landsmann zu lieben? Sie liebte Athen in ihm; die Götter ihres Volkes, das Land ihrer Träume sprachen zu ihr aus seiner Stimme! – Von dieser Stunde an sahen beide einander täglich. In der Abendkühle machten sie Lustfahrten auf der ruhigen See. Nachts trafen sie in Iones Säulengängen und Hallen wieder zusammen. Ihre Liebe war das Werk des Augenblicks, aber sie war stark; sie füllte alle Quellen ihres Lebens. Herz, Kopf, Verstand, Phantasie – alles wurde Diener und Priester dieses Gefühls. Als wenn man zwischen zwei Gegenständen, die eine gegenseitige Anziehung zueinander haben, das Hemmnis wegnimmt – so trafen sie zusammen und waren eins; verwunderlich war ihnen nur, daß sie so lange getrennt gelebt hatten. Und es war natürlich, daß sie so liebten, jung, schön, geistreich, von gleicher Abkunft und gleicher Seele. Sie glaubten, die Himmlischen selbst lächelten auf ihre Liebe herab. Wie der Verfolgte Zuflucht im Heiligtum sucht, so fanden sie am Altar ihrer Liebe eine Freistätte von den Übeln der Welt;

sie bedeckten ihn mit Blumen – nichts ahnend von den Schlangen, die lauernd dahinter lagen.

An einem Abend, dem fünften nach ihrem ersten Zusammentreffen in Pompeji, kehrten Glaukus und Ione mit einem kleinen Kreis auserwählter Freunde von einer Fahrt um die Bucht nach Hause zurück. Leicht glitt ihre Barke über das zwielichtig schimmernde Gewässer, dessen heller Spiegel nur von den träufelnden Rudern durchschnitten wurde. Während die übrige Gesellschaft sich einer heiteren Unterhaltung hingab, lag Glaukus zu Iones Füßen und hätte ihr gern in das Antlitz geschaut, aber er wagte es nicht. Ione brach die Stille zwischen ihnen.

„Mein armer Bruder!“ sprach sie mit einem Seufzer. „Wie würde der früher eine solche Stunde genossen haben!“

„Dein Bruder?“ erwiderte Glaukus. „Ich habe ihn noch nicht gesehen. Mit dir beschäftigt, dachte ich an nichts anderes; sonst würde ich dich gefragt haben, ob das nicht dein Bruder gewesen ist, an dessen Hand du mich am Tempel der Pallas in Neapolis verließest.“

„Er war es.“

„Und ist er hier?“

„Ja.“

„In Pompeji und nicht beständig bei dir? Unmöglich!“

„Er hat andere Pflichten“, antwortete Ione traurig. „Er ist ein Priester der Isis.“

„So jung und Glied dieser – wenigstens ihrem Gesetz nach – so strengen Priesterschaft?“ rief der warmherzige heiter gestimmte Grieche verwundert und mitleidig. „Was konnte ihn dazu bringen?“

„Er war stets begeistert und glühend in seiner Andacht, und die Beredsamkeit eines Ägypters, der unser Freund und Vormund ist, weckte in ihm den frommen Wunsch, sein Leben der geheimnisvollsten aller Gottheiten zu weihen. Vielleicht daß er bei der Inbrunst seines Gemüts eben in der Strenge der Priesterschaft den Hauptreiz fand.“

„Und er bereut seine Wahl nicht? Hoffentlich ist er glücklich!“ Ione seufzte tief und ließ den Schleier über ihre Augen fallen. „Ich wollte“, sprach sie nach einer Pause, „er wäre nicht so rasch gewesen. Vielleicht, daß er wie alle, die zuviel erwarten, zu leicht enttäuscht wird.“

„So ist er in seinem neuen Lebenskreis nicht glücklich; und

dieser Ägypter, war er selbst Priester? War ein Zuwachs der heiligen Schar in seinem Interesse?“

„Nein. Sein Hauptinteresse war unser Glück. Er glaubte, das Wohl meines Bruders zu fördern. Wir sind Waisen.“

„Wie ich selbst“, entgegnete Glaukus.

Mit niedergeschlagenen Augen nahm Ione wieder das Wort: „Und Arbaces suchte uns die Eltern zu ersetzen. Du mußt ihn kennenlernen. Er liebt geistreichen Umgang.“

„Arbaces! Ich kenn’ ihn bereits; wenigstens sprechen wir miteinander, wenn wir uns treffen. Aber wenn du ihn nicht so lobtest, würde mir an einer näheren Bekanntschaft mit ihm nichts liegen. Gewöhnlich wendet sich mein Herz meinen Nebenmenschen nur allzu bereitwillig zu. Aber neben diesem dunklen Ägypter mit der trüben Stirn und dem eisigen Lächeln wird mir’s, als ziehe sich über die Sonne selbst ein Schleier. Ist es doch, als hätt’ er, wie Epimenides von Kreta, vierzig Jahre in einer Höhle zugebracht, so daß ihm fortan das Tageslicht nie mehr recht natürlich geworden.“

„Doch ist er wie Epimenides gütig und weise und sanft“, erwiderte Ione.

„Oh, glücklich, daß er deinen Beifall hat! Es bedarf keiner anderen Tugend, um ihn mir teuer zu machen.“

„Seine Ruhe, seine Kälte“, fuhr Ione ausweichend fort, „sind vielleicht bloß Erschöpfung durch früher erlittene Schmerzen – wie der Berg, den wir dort dunkel und lautlos in der Ferne erblicken, einst Flammen nährte, die jetzt auf ewig erloschen sind.“

Beide sahen bei diesen Worten nach dem Vesuv. Der übrige Himmel war in rosige, zarte Farben getaucht, über der grauen Kuppe aber, oberhalb der Wäldchen und Weingärten, die bis zur halben Höhe hinaufreichten, hing eine finstere, unheildeutende Wolke, die einzige nächtliche Stelle der Landschaft. Eine plötzliche, nicht erklärbare Beklemmung kam über die Schauenden, und, in jener Übereinstimmung, die sie die Liebe bereits gelehrt und in der sie bei der leichtesten Trübung ihrer Gefühle, bei der schwächsten Ahnung eines Übels beieinander Schutz suchten, verließen ihre Blicke im selben Augenblick den Berg und begegneten sich voll unaussprechlicher Zärtlichkeit. Was brauchten sie noch der Worte, um sich zu sagen, daß sie sich liebten?

Der Vogelsteller fängt den kaum entschlüpften Vogel zum zweitenmal und stellt seine Schlingen für ein neues Opfer

Arbaces war in letzter Zeit wenig in Iones Haus gekommen; er hatte, wenn er es je besuchte, Glaukus nicht getroffen und wußte bis jetzt nichts von der Liebe, die so plötzlich zwischen ihm und seinen Plänen aufgesprossen war. Zudem hatte ihn sein Vorhaben mit dem Bruder eine Weile genötigt, seinen Plan mit Ione selbst hinauszuschieben. Sein Stolz und seine Selbstsucht waren von der plötzlichen Veränderung, die über den jungen Mann gekommen war, gereizt. Er bangte, er möchte einen füg-samen Schüler, Isis einen begeisterten Diener verlieren. Apäcides suchte und befragte ihn nicht mehr, war selten zu finden, wandte sich verschlossen von dem Ägypter ab, ja ging ihm geradezu aus dem Weg, wenn er ihn in der Ferne bemerkte. Arbaces gehörte zu den stolzen, mächtigen Geistern, die daran gewöhnt sind, andere zu beherrschen; er ergrimte bei dem Gedanken, daß jemand, der ihm gehörte, seinem Griff wieder ent-wischen könnte, und schwur innerlich, Apäcides solle das nicht gelingen.

Mit diesem Entschluß ging er auf dem Weg zu Ione durch ein dichtes Gehölz, das mitten in der Stadt zwischen seinem und ihrem Haus lag. Unerwartet traf er hier den jungen Isispriester, an einem Baum gelehnt, den Blick auf den Boden geheftet.

„Apäcides“, sprach er und legte die Hand teilnehmend auf des jungen Mannes Schulter. Der Priester fuhr zusammen, und seine erste Regung schien ein Trieb zur Flucht.

„Mein Sohn“, sprach der Ägypter, „was ist vorgefallen, daß du mich zu meiden suchst?“

Apäcides blieb still und verschlossen; sein Auge haftete am Boden, seine Lippen zitterten, und seine Brust hob sich schwer.

„Sprich zu mir, mein Freund!“ fuhr Arbaces fort. „Sprich! Etwas lastet auf deiner Seele. Was hast du zu enthüllen?“

„Dir? – Nichts!“

„Und warum hast du gegen mich so wenig Vertrauen?“

„Weil du dich als mein Feind benommen hast.“

„Laß uns sprechen“, sagte Arbaces mit leiser Stimme, schlang den widerstrebenden Arm des Priesters in den eigenen und

führte ihn zu einer der Bänke, die in dem Gehölz aufgestellt waren. Sie setzten sich, und in den dunklen Gestalten lag etwas Verwandtes mit der schattigen Einsamkeit des Ortes.

Apäcides stand im Lenz der Jahre, schien jedoch mehr Lebenskraft erschöpft zu haben als der Ägypter. Seine zarten, regelmäßigen Züge waren abgezehrt und blaß; seine tiefliegenden Augen brannten in einem schimmernden, fieberhaften Glanz; seine Gestalt war vorzeitig gebeugt, und auf seinen fast weiblich kleinen Händen deuteten blaue, geschwollene Adern Mattigkeit und Schwäche an. Sein Gesicht zeigte auffallende Ähnlichkeit mit Ione, aber der Ausdruck wich weit ab von jener majestätischen geistigen Stille, die der Schönheit der Schwester ein so göttliches, echt antikes Gepräge aufdrückte. In ihr wurde Enthusiasmus sichtbar, aber er schien stets gezügelt und in Schranken gehalten. Dies bildete den Zauber und die Seele ihres Antlitzes; man wünschte einen Geist zu wecken, der ruhte, aber augenscheinlich nicht schlief. In Apäcides zeugte das ganze Äußere von der Glut und Leidenschaft seines Temperamentes, und sein Intellekt schien, nach dem wilden Feuer der Augen, nach der bedeutenden Breite der Schläfen und der zitternden Unruhe der Lippen zu schließen, von Phantasie und Schwärmerei beherrscht, ja tyrannisiert zu werden. Bei der Schwester war die Phantasie an der goldenen Marke der Poesie stehengeblieben; beim Bruder war sie, minder glücklich und minder im Zaum gehalten, zu unfaßbareren, körperlosen Träumen fortgeschritten. Eigenschaften, die Ione Genie verliehen, bedrohten Apäcides mit Wahnsinn.

„Du sagst, ich hätte mich als dein Feind benommen“, begann Arbaces. „Ich kenne den Grund dieser ungerechten Anklage. Ich habe dich unter die Priester der Isis gebracht; du bist über ihre Gaukelkunst und Trügerei empört, glaubst, auch ich hätte dich getäuscht, die Reinheit deiner Seele ist verletzt. Du hältst mich für einen der Betrüger.“

„Du kanntest die Lügen dieser ruchlosen Zunft“, erwiderte jener, „warum hast du sie mir verhehlt? Als du in mir den Wunsch wecktest, mich dem Amt zu weihen, dessen Kleid ich trage, sprachst du mir vom Leben heiliger, der Wissenschaft hingegebener Männer. Aber du hast mich unter eine unwissende, in Sinnlichkeit versunkene Herde geworfen, die von nichts Kunde hat als von den größten Betrügereien. Du sprachst mir von Menschen, welche die irdischen Freuden dem erhabenen Dienst

der Tugend opfern. Aber du hast mich unter Leute gebracht, auf denen der Schmutz jedes Lasters wuchert. Du sprachst mir von Freunden, von Erleuchtern des Menschengeschlechts – ich sehe nur seine Überlister und Verhöhner! Oh, du hast schmähslich an mir gehandelt! Du hast mir den Glanz des Lebensfrühlings, die Sicherheit der Tugend, den heiligen Durst nach Wahrheit geraubt! Jung, reich, die sonnigen Freuden der Erde vor mir, habe ich allem ohne Murren entsagt, mit Seligkeit und Jubel in dem Gedanken, daß ich das Weggeworfene gegen die Geheimnisse höherer Weisheit, gegen den Umgang mit Göttern, gegen die Enthüllungen des Himmels dahingebe, und jetzt – jetzt . . .“

Ein krampfhaftes Schluchzen erstickte des Priesters Stimme, er bedeckte das Gesicht mit den Händen, aber durch die abgemagerten Finger drängten sich große Tränen und flossen auf sein Kleid.

„Was ich dir versprochen, will ich dir halten, mein Freund, mein Zögling. Alles war nur eine Probe für deine Tugend; du hast sie strahlend bestanden in deinem Noviziat! Denke nicht mehr an jene albernsten Lügen, halte dich nicht mehr an dies Gesinde der Göttin, die Türhüter ihres Vorsaals. Du bist wert, in das Innere einzutreten: ich will fortan dein Priester, dein Führer sein, und du, der jetzt meiner Freundschaft flucht, wirst sie noch segnen!“

Der junge Mann erhob das Haupt und starrte den Ägypter mit irrem, verwundertem Blick an.

„Höre mich“, fuhr Arbaces mit ernster, feierlicher Stimme fort, nachdem er zuvor das spürende Auge umhergeschickt hatte, ob sie noch allein seien. „Von Ägypten kam alles Wissen der Welt; von Ägypten kam die Weisheit Athens und die tiefe Staatskunst Kretas; von Ägypten kamen jene alten, geheimnisvollen Stämme, die alle Künste der Wissenschaft und alle Kultur eines geistigen Lebens besaßen, lang ehe die Horden des Romulus Italiens Ebenen überschwemmten und im ewigen Kreislauf des Weltgeschehens Bildung in Barbarei und Finsternis zurückdrängten. Von Ägypten kam der Götterdienst und die Größe der Stadt Caere, deren Bewohner ihre eisernen römischen Besieger alles lehrten, was sie bis auf den heutigen Tag Erhabenes in der Religion, Würdiges in der Götterverehrung haben. Und wie, glaubst du, junger Mann, daß dieses hehre Ägypten, die Mutter zahlloser Nationen, zu seiner Größe gelangte, zu seinem Wolkengipfel der Weisheit emporstieg? – Durch seine tiefe, heilige

Politik. Die neuen Völker danken ihre Größe Ägypten; Ägypten dankt sie den Priestern. In sich selbst versunken, die Herrschaft über den edleren Teil des Menschen, über seine Seele und seinen Glauben, erstrebend, waren diese alten Diener Gottes von dem großartigsten Gedanken begeistert, der je in sterblichen Wesen aufblitzte. Aus den Umwälzungen der Sterne, den Jahreszeiten der Erde, dem runden, unabänderlichen Kreislauf des Menschengeschicks leiteten sie eine heilige Allegorie ab; durch Bilder von Göttern und Göttinnen machten sie diese für den großen Haufen sinnlich und greifbar, und was eigentlich Regierung war, nannten sie Religion. Isis ist eine Fabel – erschrick nicht! –, das, wofür Isis das Sinnbild ist, existiert wirklich und ist ein unsterbliches Wesen; Isis ist nichts; die Natur, die in ihr symbolisiert wird, ist die Mutter aller Dinge, dunkel, uralt, unerforschlich außer für die wenigen Geweihten. „Kein Sterblicher hat je meinen Schleier gehoben“, sprach die Isis, die du anbetest. Für die Weisen aber ist dieser Schleier gelüftet worden, und Antlitz in Antlitz haben wir dem erhabenen Liebreiz der Natur gegenübergestanden. – Die Priester waren die Wohltäter, die Bildner der Menschheit; allerdings waren sie auch, wenn du so willst, Betrüger und Täuscher. Glaubst du aber, wenn sie ihre Mitmenschen nicht getäuscht hätten, sie hätten ihnen zu dienen vermocht? Die unwissende, knechtische Menge muß um ihres eigenen Besten willen betrogen werden; einem Lehrsatz würde sie nicht glauben, ein Orakel verehrt sie. Der Kaiser von Rom beherrscht die weitverbreiteten, mannigfachen Völker der Erde und bringt die streitigen, uneinigen Elemente zur Harmonie; daher Friede, Ordnung, Gesetz, die Segnungen des Lebens. Glaubst du, es sei der Mensch, der Kaiser, der also herrschte? Nein, es ist der Pomp, die Ehrfurcht, die Majestät, die ihn umgeben; das sind seine Täuschungen, seine Trügereien. Orakel und Verkündigungen bilden unsere Oberherrschaft und die Hebel unserer Macht. Es sind ebensolche Mittel zu ebensolchem Zweck; zu der Wohlfahrt und Eintracht der Menschen. Du hörst mich entzückt und aufmerksam an – das Licht fängt an, dir aufzugehen.“

Apäcides blieb still, aber der rasche Wechsel der sprechenden Züge verriet die Wirkung, welche die Worte des Ägypters hervorbrachten, Worte, die durch Stimme, Erscheinung, Gehaben des Mannes noch zehnfach beredter wurden.

Arbaces nahm den Faden wieder auf: „Während unsere Väter am Nil die ersten Elemente, durch die das Chaos besiegt wird, nämlich Gehorsam und Ehrerbietung der Menge gegen so wenige, ins Leben riefen, gewannen sie aus ihren erhabenen, den Sternen entnommenen Betrachtungen die Weisheit, die keine Täuschung war: sie erfanden die Gesetze und Regeln des gesellschaftlichen Zustands, die Künste und die Verfeinerung des Daseins. Sie forderten Glauben und erwiderten diese Gabe durch die Gesittung, die sie einführten. War nicht ihr Betrug selbst eine Tugend? Glaube mir, wer immer von wohlgesinnten Göttern aus den fernen Himmeln auf unsere Welt hinabblickt, lächelt beifällig auf die Weisheit, die solche Zwecke ausgeführt! Doch du forderst, daß ich diese allgemeinen Sätze auf dich anwende? Ich eile, deinem Wunsche zu entsprechen. Die Altäre unseres alten Glaubens müssen Diener haben, Diener auch in jenen stumpfen, seelenlosen Wesen, die nur wie die Pflöcke und Haken sind, woran man Binde und Mantel aufhängt. Erwinnere dich zweier Sprüche des Pythagoräers Sextus, Sprüche, die ägyptischen Lehren abgeborgt sind. Der erste lautet: ‚Sprich nicht von Gott zu der Menge‘, der zweite: ‚Der Mensch, der Gottes würdig ist, ist ein Gott unter Menschen.‘ – Wie geistige Überlegenheit den ägyptischen Priestern die Herrschaft verlieh, die in neuerer Zeit so schrecklich zerfallen ist, so kann diese Herrschaft nur durch geistige Überlegenheit wiederhergestellt werden. In dir, Apäcides, sah ich einen Zögling, der meiner Unterweisung würdig war, einen Diener, tauglich für die großen Ziele, die vielleicht noch jetzt erreicht werden können: deine Kraft, deine Talente, die Reinheit deines Glaubens, der Ernst deiner Begeisterung, alles bestimmte dich zu einem Beruf, der eine hohe, glänzende Seele so gebieterisch fordert. Deshalb schmeichelte ich deinem heiligen Wunsch, ich spornte dich zu dem Schritt an, den du getan hast. Aber du machst mir Vorwürfe, daß ich dir die niedrigen Seelen, die Taschenspielereien deiner Gefährten nicht im voraus angedeutet? – Hätt’ ich das getan, Apäcides, so hätt’ ich meinem eigenen Ziel entgegen gearbeitet: deine edle Natur wäre zurückgestoßen worden, und Isis hätte ihren Priester verloren.“

Apäcides stöhnte laut auf. Der Ägypter fuhr, ohne auf die Unterbrechung zu achten, fort:

„Unvorbereitet brachte ich dich daher in den Tempel, überließ

dich plötzlich dir selbst, damit du all die Mummereien, die den großen Haufen blenden, durchschauen, damit du von ihnen zurückgestoßen werden möchtest. Entdecken solltest du die Triebäder der Maschinen, durch die der Springquell, der die Welt erfrischt, sein Wasser in die Luft wirft. Es ist die Probe, die von alters her jedem unserer Priester aufgelegt wird. Die, welche sich damit versöhnen, Betrüger der Menge zu sein, werden bei der Ausübung dieses Betrugs belassen – für die, deren höhere Natur ein höheres Ziel fordert, enthüllt die Religion heiligere Geheimnisse. Mich freut es, in dir den Charakter zu finden, den ich erwartet hatte. Du hast das Gelübde abgelegt, zurück kannst du nicht mehr. – Vorwärts denn, ich will dein Führer sein!“

„Und was willst du mich lehren, wunderbarer, schrecklicher Mann? Neuen Betrug – neue . . .“

„Nein – ich habe dich in den Abgrund des Unglaubens gestürzt, jetzt will ich dich auf die Höhe des Glaubens leiten! Du hast nichtige Sinnbilder gesehen; jetzt sollst du die Wirklichkeit kennenlernen, die jene vorstellen. Es gibt keinen Schatten ohne Wesen, Apäcides, komm heute abend zu mir! Deine Hand!“

Gerührt, aufgeregt, wirr von den Worten des Ägypters, gab ihm Apäcides die Hand, und Lehrer und Zögling trennten sich. Wirklich gab es für Apäcides keine Umkehr. Er hatte das Gelübde, das ihm jetzt die ganze Härte des Fanatismus ohne die Tröstungen des Glaubens darzubieten schien.

Natürlich mußte er deshalb noch immer eine heiße Sehnsucht empfinden, sich mit der unwiderruflichen Laufbahn zu versöhnen. Des Ägypters mächtiger, tiefer Geist übte noch immer eine Herrschaft über seine junge Phantasie, erregte unbestimmte Vermutungen in ihm und erhielt ihn schwebend zwischen Furcht und Hoffnung.

Unterdessen lenkte Arbaces seinen langsamen würdevollen Schritt zum Haus Iones. Beim Eintritt in das Tablinum vernahm er eine Stimme aus den Säulengängen des Peristyls herüber, die trotz ihrem Wohllaut seinem Ohr mißfiel: die Stimme des jungen, schönen Glaukus, und zum erstenmal durchzuckte ihn instinkthaft ein Anflug von Eifersucht. Als er in das Peristyl trat, sah er Glaukus neben Ione sitzen. Die Fontäne in dem duftenden Garten warf ihren Silberschaum in die Luft und erhielt in der Mittagschwüle eine köstliche Frische. Die Dienerinnen, die fast immer in der Nähe Iones waren und die mit der

Freiheit ihrer Lebensführung feine Zurückhaltung verbanden, saßen in einiger Entfernung. Zu Glaukus' Füßen lag die Leier, auf der er ein lesbisches Lied gespielt hatte.

Einen Augenblick hielt Arbaces an und betrachtete das Paar mit einem Ausdruck, der seine gewohnte ernste Ruhe vermissen ließ. Mit Anstrengung gewann er die Fassung wieder und näherte sich langsam, jedoch mit so leisem, lautlosem Schritt, daß ihn selbst die Dienerinnen nicht vernahmen, geschweige Ione und Glaukus. – „Und doch“, bemerkte dieser, „stellen wir uns nur, eh' wir lieben, vor, die Dichter hätten die Leidenschaft mit Wahrheit geschildert. Sobald die Sonne aufgeht, schwinden alle Sterne, die während ihrer Abwesenheit geleuchtet haben, dahin. Nur in der Nacht des Herzens sind die Dichter für uns da; sobald wir die volle Herrlichkeit des Gottes wahrnehmen, haben sie kein Dasein mehr für uns.“

„Ein zartes und höchst glühendes Bild, edler Glaukus!“

Beide fuhren erschrocken herum und erblickten hinter Iones Stuhl das kalte, spöttelnde Gesicht des Ägypters.

„Du bist ein unverhoffter Gast“, sprach Glaukus, aufstehend, mit erzwungenem Lächeln.

„Das sollten alle sein, die wissen, daß sie willkommen sind“, erwiderte Arbaces, indem er Platz nahm und Glaukus zuwinkte, dasselbe zu tun.

„Mich freut's“, sagte Ione, „euch endlich beisammen zu sehen; denn ihr paßt zueinander und seid zu Freunden geschaffen.“

„Gib mir fünfzehn Lebensjahre zurück“, erwiderte der Ägypter, „eh du mich auf gleiche Stufe mit Glaukus stellst. Ich wäre glücklich, würde mir seine Freundschaft zuteil – aber was könnt' ich ihm dagegen geben? Kann ich ihm Geständnisse ablegen, wie er sie etwa mir vertrauen würde, über Bankette und Kränze, über parthische Rosse und die Wechselfälle des Würfels? Dergleichen Vergnügungen entsprechen seinem Alter, seiner Natur, seiner Lebensweise, nicht aber der meinigen.“

Damit sah der listige Ägypter zu Boden und seufzte, warf jedoch aus dem Augenwinkel einen verstohlenen Blick auf Ione, um zu sehen, wie sie diese Andeutungen über Tun und Treiben ihres Besuchers aufnehme. Ihre Miene befriedigte ihn keineswegs. Der etwas errötende Glaukus beeilte sich, eine heitere Antwort zu geben. Vielleicht, daß auch er nicht ohne den Wunsch war, den Ägypter außer Fassung zu bringen.

„Du hast recht, weiser Arbaces“, sagte er, „wir können einander achten, aber wir können nicht Freunde sein. Meine Feste entbehren des geheimen Salzes, das, dem Gerücht nach, den deinen eine solche Würze verleiht. Und, beim Herkules, hab' ich einmal deine Jahre erreicht und acht' ich es, wie du, für klug, die Freuden eines gesetzteren Alters zu wählen, so werd' ich gewiß die wilden Streiche der Jugend, wie du, etwas bespötteln.“

Mit einem jähen Blick erhob Arbaces die Augen gegen Glaukus.

„Ich versteh' dich nicht“, erwiderte er kalt, „aber es ist ja zur Modebehauptung geworden, der Witz liege im Dunkeln.“

Damit wandte er sich mit kaum bemerkbarem höhnischem Lächeln von Glaukus ab und sagte nach einer kurzen Pause zu Ione: „Schon zwei- oder dreimal, schöne Ione, hab' ich in der letzten Zeit deine Schwelle betreten, ohne so glücklich zu sein, dich zu Hause zu treffen.“

„Die spiegelglatte See lockte mich oft hinaus“, entgegnete Ione in einer kleinen Verwirrung. Diese Verwirrung entging Arbaces nicht, aber mit einer Miene, als hätt' er sie nicht bemerkt, erwiderte er lächelnd: „Du weißt, der alte Dichter sagt, Frauen sollen zu Haus' bleiben und dort sich unterhalten.“

„Der Dichter war ein Zyniker“, antwortete Glaukus, „und haßte die Frauen.“

„Er sprach den Sitten seines Landes gemäß, und dies Land ist dein vielgepriesenes Hellas.“

„Andere Zeiten, andere Sitten! Hätten unsere Väter Ione gekannt, sie hätten ein anderes Gesetz gemacht.“

„Hast du solche Galanterie in Rom gelernt?“ fragte Arbaces mit schlechtverhehltem Ärger.

„Jedenfalls wird man, um sie zu lernen, gewiß nicht nach Ägypten gehen“, gab Glaukus ihm zurück und spielte sorglos mit seiner Halskette.

„Bitte, bitte!“ rief Ione, eifrig, ein Gespräch zu unterbrechen, das zu ihrem Unbehagen durchaus nicht zur Einleitung des engen Bundes dienen konnte, den sie zwischen den beiden zu knüpfen wünschte.

„Arbaces muß gegen sein armes Mündel nicht so streng sein. Eine Waise ohne mütterliche Obhut, mag ich für die unabhängige, fast männliche Lebensfreiheit, die ich mir herausnehme, zu tadeln sein, sie ist doch nicht größer, als wie die römischen Frauen sie gewohnt sind, nicht größer, als wie die griechischen

sie gewohnt sein sollten. – Ach, soll man nur bei Männern Freiheit und Tugend vereint finden? Warum muß Sklaverei als das einzige Mittel gelten, uns zu behüten? Glaub mir, es war ein großer Irrtum der Männer, ein Irrtum, der sehr bittere Folgen für ihr Schicksal hatte, sich einzubilden, die weibliche Natur sei – ich will nicht sagen untergeordnet, das mag sein, sondern – so anders als die ihre, daß sie Gesetze machten, die den geistigen Fortschritt der Frauen hemmen. Haben sie dadurch nicht Gesetze gegen ihre Kinder gemacht, die von Frauen erzogen werden, und gegen die Gatten, deren Freundinnen und Beraterinnen sie sein sollten?“

Ione brach plötzlich ab, das Gesicht von bezaubernder Röte überhaucht. Sie fürchtete, ihr Gefühl habe sie zu weit geführt; aber sie fürchtete weniger den strengen Arbaces als den freundlichen Glaukus, denn diesen liebte sie, und es war bei den Griechen nicht Sitte, den Frauen – wenigstens denen, die sie wirklich achteten – die Freiheit und die gesellschaftliche Stellung zuzugestehen, wie die Frauen der Römer sie genossen. Mit Entzücken vernahm sie daher, was Glaukus ernst erwiderte:

„Möchtest du immer so denken, Ione – immer so deinem reinen Herzen als sicherem Führer folgen! Glückliche wäre Griechenland, hätt' es den keuschen Frauen dieselbe geistige Bildung gegönnt, die die minder würdigen so berühmt gemacht hat. Kein Staat verliert seine Freiheit, seine Kultur, solange dein Geschlecht dem Freien allein zulächelt und den Weisen durch Beifall ermutigt.“

Arbaces schwieg, denn seine Rolle erlaubte ebensowenig Zustimmung zu den Ansichten des Glaukus wie Tadel für die der Ione, und nach einem kurzen verlegenen Gespräch verabschiedete sich der Grieche. Arbaces rückte den Stuhl näher zu der schönen Neapolitanerin und begann in dem schmeichlerischen, gedämpften Ton, mit dem er das Zusammenspiel von List und wilder Glut in seinem Innern so gut zu verbergen vermochte:

„Glaube nicht, mein holdes Mündel, wenn ich dich so nennen darf, daß ich an einer Freiheit rütteln wolle, deren Zierde du bist, wenn sie, wie du richtig bemerkst, durchaus nicht größer ist als die Freiheit der römischen Frauen, so muß sie, von einer Unverheirateten in Anspruch genommen, gleichwohl mit viel Behutsamkeit angewandt werden. Fahre fort, die Lebensfrohen,

die Eleganten, ja die Weisen selbst scharenweise zu deinen Füßen zu ziehen, fahre fort, sie durch Worte einer Aspasia, durch die Musik einer Korinna zu entzücken, aber denke auch an die hämischen Zungen, die so leicht den zarten Ruf eines Mädchens zerstören, und gib, ich bitte dich, bei der Bewunderung, die du hervorruft, der Mißgunst keine Angriffsfläche!“

„Wie meinst du das, Arbaces?“ fragte Ione mit erschrockener, zitternder Stimme. „Ich weiß, du bist mein Freund, du wünschst nur meine Ehre und mein Glück. Was willst du sagen?“

„Dein Freund? – Ach – mit wie warmem Herzen! Darf ich demnach als Freund sprechen, ohne Rückhalt und Besorgnis, dich zu beleidigen?“

„Ich bitte dich darum.“

„Diesen jungen Verworfenen, diesen Glaukus, wie hast du ihn kennengelernt? Hast du ihn schon öfter gesehen?“

Damit heftete Arbaces den Blick fest auf Ione, als wollte er in das Innerste ihrer Seele dringen.

Von diesem Blick in eine seltsame Furcht versetzt, die sie sich nicht erklären konnte, erwiderte die Griechin zaudernd und verlegen: „Er wurde bei mir eingeführt als Landsmann meines Vaters, und, wie ich wohl sagen kann, meiner selbst. Erst seit etwa einer Woche kenn’ ich ihn – aber wozu diese Fragen?“

„Verzeih mir“, entgegnete Arbaces, „ich glaubte, du kenntest ihn schon länger. – Ein Niederträchtiger!“

„Wie, was meinst du damit? Warum dieser Ausdruck?“

„Laß nur! Mag ich doch deinen Zorn nicht gegen jemanden erregen, der eine so große Ehre kaum verdient!“

„Ich beschwöre dich, sprich! Womit hat Glaukus sich vergangen? Oder vielmehr: worin meinst du, daß er Anstoß gegeben hat?“

Der Ägypter unterdrückte seinen Ärger über den letzten Teil von Iones Frage und fuhr fort: „Du kennst sein Treiben, seine Gefährten, seine Gewohnheiten; Gelage und Würfel sind seine Beschäftigung. Wie kann ihm unter Verbündeten des Lasters ein Gedanke an Tugend kommen?“

„Noch immer redest du in Rätseln. Bei den Göttern beschwör’ ich dich, sprich das Schlimmste auf einmal aus!“

„Gut dann, wenn es sein muß: Wisse also, meine Ione, daß noch gestern Glaukus sich öffentlich, ja in den allgemeinen Bädern, deiner Liebe rühmte. Er sagte, es sei ihm ein rechter Spaß, sie

sich zunutze zu machen. Doch nein, ich muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen – er pries deine Schönheit. Wer könnte die leugnen? Aber er lachte höhnisch, als sein Clodius oder Lepidus ihn fragte, ob er dich genug liebe, um dich zu heiraten, und wann er seine Türpfosten mit Blumen zu bekränzen gedächte!“ „Unmöglich! Wo hast du diese niedrige Verleumdung gehört?“ „Nun, willst du, daß ich dir all die Zutaten der unverschämten Laffen herzähle, mit denen die Geschichte in der Stadt umlief? Sei versichert, daß auch ich anfangs der Sache keinen Glauben beimaß und erst später zu meinem Schmerz durch verschiedene Ohrenzeugen von der Wahrheit dessen überzeugt worden bin, was ich dir mit Widerstreben gesagt habe.“

Ione sank zurück, bleicher als die Säule, an die sie sich lehnte, um nicht zu fallen.

„Ich gestehe, es quälte, es entrüstete mich, daß dein Name so leicht von Lippe zu Lippe geworfen wurde, wie der Ruf irgendeines Tanzmädchens. Darum beeilte ich mich heute, dich aufzusuchen und zu warnen. Ich fand Glaukus bei dir. Meine Selbstbeherrschung verließ mich. Ich vermochte meine Empfindungen nicht zu verbergen, ja ich war unhöflich in deiner Gegenwart. Kannst du das deinem Freund verzeihen, Ione?“

Ione gab ihm die Hand, antwortete aber nicht.

„Denke nicht weiter an die Sache“, fuhr er fort, „aber laß sie eine Warnung sein, um dir deutlich zu machen, wieviel Klugheit dein Verhalten fordert. Im übrigen wird dich die Geschichte keinen Augenblick verbittern, denn ein solches leichtsinniges Geschöpf kann nie auch nur durch einen ernsten Gedanken Iones geehrt worden sein. Dergleichen Beleidigungen verletzen nur, wenn sie von jemandem kommen, den wir lieben; aber der, den zu lieben die hohe Ione sich herabläßt, muß ja ein ganz anderes Wesen sein.“

„Lieben“, flüsterte Ione mit krampfhaftem Lachen.

„Ja doch!“

Höchst listig hatte der Ägypter Iones schwächste Seite getroffen, höchst gewandt den Giftpeil auf ihren Stolz abgestoßen. In der Meinung schon zerstört zu haben, was ihm in Anbetracht der kurzen Zeit der Bekanntschaft bloß der Anfang einer flüchtigen Neigung erschien, ging er sofort zu einem anderen Gegenstand über und lenkte die Unterhaltung auf Iones Bruder. Das Gespräch dauerte nicht lang. Er verließ sie, entschlossen, sie künf-

tig nicht mehr so sehr vertrauensvoll sich selbst zu überlassen, sondern sie jeden Tag zu besuchen – zu bewachen. Kaum war sein Schatten aus der Tür, als weiblicher Stolz, weibliche Verstellung dahinschwanden und die arme hochsinnige Ione in leidenschaftliche Tränen ausbrach.

SIEBENTES KAPITEL

In den pompejanischen Bädern

Als Glaukus Iones Haus verlassen hatte, war ihm, als schwebe er dahin. In dem Gespräch, das ihn eben beglückt hatte, war ihm zum erstenmal gewiß geworden, seine Liebe sei Ione nicht unwillkommen und werde von ihr nicht unerwidert bleiben. Diese Aussicht erfüllte ihn mit einem Entzücken, dem Raum zu geben Himmel und Erde ihm zu eng dünkten. Er ahnte nichts davon, daß er einen plötzlichen Feind zurückgelassen hatte, und vergaß nicht nur dessen Sticheleien, sondern selbst sein Dasein. So ging er wie berauscht durch die heiteren Straßen, sich immer die Musik des weichen Liedes wiederholend, auf das Ione mit soviel Aufmerksamkeit gehört hatte.

Jetzt trat er in die Fortunastraße mit ihrem erhöhten Fußsteig und ihren bemalten Häusern, deren offene Türen das Auge auf die farbenprangenden Fresken im Innern zogen. Beide Straßenden waren mit einem Triumphbogen geschmückt, und man gelangte schnell zum Tempel Fortunas, einem schönen Bauwerk, das von einem Glied der Familie Ciceros, vielleicht von dem Redner selbst, gegründet worden sein soll. Eine vorspringende Säulenhalle verlieh dem Platz, der sonst eher bunt und schillernd als erhaben gewirkt hätte, einen würdevollen Charakter. Der Tempel, eines der anmutigsten Werke römischer Baukunst, stand auf einem ziemlich hohen Unterbau, und zwischen zwei Treppenfluchten, die zu einer Terrasse führten, erhob sich der Altar der Göttin. Von dieser Terrasse führte abermals eine Flucht breiter Stufen zu dem Portikus, von dessen kannelierten Säulen Blumengewinde üppig herabhingen. Zu beiden Seiten des Tempels standen Statuen griechischer Künstler, und in geringer Entfernung stieg der Triumphbogen empor, von einer

Reiterstatue Caligulas und bronzenen Trophäen gekrönt. Vor dem Gebäude war eine lebhafte Menschenmenge versammelt. Man saß auf Bänken und besprach die politischen Neuigkeiten des Kaiserreichs oder plauderte über das bevorstehende Schauspiel am Amphitheater. Eine Gruppe junger Männer erging sich in der Schwärmerei für eine neue Schönheit; eine andere diskutierte über das zuletzt aufgeführte Schauspiel; eine dritte, bejahrtere Gruppe knüpfte Spekulationen an, die möglichen Vorteile des Handels mit Alexandria. Unter diesen befanden sich viele Kaufleute in orientalischer Tracht; ihre weiten Gewänder, ihre bunten mit Juwelen besetzten Pantoffeln und ihre ruhigen, ernsten Gesichter standen in einem starken Gegensatz zu den Tuniken und lebhaften Gebärden der Italiener. Denn dies bewegliche Volk hatte noch eine andere Sprache als die der Worte – eine Sprache durch höchst ausdrucksvolle Gesten.

Durch die Menge hinschlendernd, fand sich Glaukus bald in einer Gruppe seiner Freunde.

„O Glaukus“, rief Sallust. „Es ist ja wohl ein Jahrzehnt her, seit ich dich gesehen!“

„Und wie hast du das Jahrzehnt verbracht? Was für neue Delikatessen hast du entdeckt?“

„Ich habe mich auf die Wissenschaft gelegt und Versuche mit der Mästung von Muränen gemacht; ich gesteh’ jedoch, daß ich daran verzweifle, sie zu der Vollkommenheit zu bringen, die unsere Vorfahren erreichten.“

„Du Unglücklicher! Und warum?“

Mit einem Seufzer erwiderte Sallust: „Weil es nicht erlaubt ist, ihnen Sklaven zum Essen zu geben. Oft gerat’ ich in Versuchung, mit einem sehr fetten Kellermeister, den ich besitze, kurzen Prozeß zu machen und ihn in der Stille in den Behälter zu stoßen. Er würde den Fischen einen wunderbar öligen Geschmack geben! Aber Sklaven sind heutzutage keine Sklaven mehr, haben nichts übrig für die Interessen ihres Herrn – sonst würde sich Davus mir zu Gefallen selbst umbringen.“

„Was Neues aus Rom?“ fragte Lepidus, der sich der Gruppe mit mattem Schritte näherte.

„Der Kaiser hat den Senatoren ein glänzendes Essen gegeben“, antwortete Sallust.

„Er ist ein guter Kerl“, sagte Lepidus, „man sagt, er entlasse niemand, ohne ihm seine Bitte zu gewähren.“

„Vielleicht ließ er mich da einen Sklaven für meine Fische umbringen“, entgegnete Sallust lebhaft.

„Nicht unwahrscheinlich“, meinte Glaukus, „denn wer einem Römer eine Gunst gewährt, muß das immer auf Kosten eines anderen tun. Sei versichert, daß für jedes Lächeln, das Titus hervorruft, hundert Augen weinen müssen!“

„Hoch lebe Titus!“ rief Pansa, der, mit Gönnermiene durch die Menge stolzierend, des Kaisers Namen gehört hatte. „Er hat meinem Bruder eine Quästur versprochen, weil er sein Vermögen durchgebracht hat.“

„Und sich also jetzt durch das Volk zu bereichern wünscht, mein Pansa“, setzte Glaukus hinzu.

„Ebendas!“ entgegnete Pansa.

„Das heißt doch aus dem Volk noch etwas machen!“ bemerkte Glaukus.

„Gewiß!“ erwiderte Pansa. „Na, ich muß nach der Staatskasse sehen, da gibt’s etwas in Ordnung zu bringen.“ Und begleitet von einem langen Zug Klienten, die sich von der übrigen Menge durch ihre Togen unterschieden – denn die Toga, einst das Zeichen der Freiheit bei einem Bürger, war jetzt Merkmal der Untertänigkeit gegen einen Patron –, trippelte der Ädil geschäftig weiter.

„Armer Pansa!“ sagte Lepidus. „Er hat nie Zeit, sich’s wohl sein zu lassen. Dank dem Himmel, daß ich kein Ädil bin!“

„Ah, Glaukus! Wie geht’s dir? Vergnügt wie immer!“ rief Clodius, zu den anderen tretend.

„Kommst du, der Fortuna zu opfern?“ fragte Sallust.

„Ich opfere ihr jede Nacht“, erwiderte der Spieler.

„Daran zweifle ich nicht. Niemand hat mehr Opfer geschlachtet.“

„Beim Herkules, ein bissiger Witz!“ rief Glaukus lachend.

„Du wirst doch immer bissig bleiben, Sallust“, entgegnete Clodius verdrießlich, „immer knurrst du wie ein Hund.“

„Wohl kann ich bissig wie ein Hund sein – mach’ ich doch, sooft ich mit dir spiele, den Hundewurf!“ gab ihm Sallust zurück.

„Still“, flüsterte Glaukus und nahm eine Rose von einem nahestehenden Blumenmädchen.

„Die Rose ist das Zeichen des Schweigens“, sagte Sallust, „aber nur bei einem gedeckten Tisch seh’ ich sie gern. Dabei fällt mir

ein: Diomed gibt diese Woche ein großes Fest, bist du eingeladen, Glaukus?“

„Ja, heute morgen bekam ich eine Einladung.“

„Und ich auch“, fügte Sallust hinzu. „Übrigens bittet er uns eine Stunde früher, als die Regel ist – Vorgeschmack von etwas Großartigem!“

„Oh, er ist reich wie Krösus, und seine Speisezettel sind so lang wie ein Epos!“ rief Clodius.

„Schön, nun wollen wir in die Bäder gehen“, sagte Glaukus, „um diese Zeit ist alles dort, und Fulvius, den du so sehr bewunderst, will uns seine letzte Ode lesen.“

Die jungen Männer stimmten zu, und man brach auf.

Die öffentlichen Thermen oder Bäder waren mehr für die ärmeren Bürger als für die Reichen bestimmt, da die Reichen im eigenen Hause Bäder hatten. Doch aus allen Schichten strömten Gäste an diesem Lieblingsort geselliger Unterhaltung zusammen, um dort müßig umherzuschlendern, wie das einem heiteren, gedankenlosen Volk so liebe Gewohnheit ist. Unsere Gesellschaft trat durch den Haupteingang in der Fortunastraße. An der Ecke des Portikus saß der Kassierer mit seinen beiden Kästen, der eine für die eingenommenen Münzen, der andere für die auszugebenden Einlaßmarken. An den Wänden liefen Bänke hin, besetzt mit Männern aus allen Ständen, während andere, nach der Vorschrift ihres Arztes, in der Säulenhalle lebhaft auf und ab gingen, mitunter aber einen Augenblick anhielten, um einen Blick auf die unzähligen Anzeigen von Sehenswürdigkeiten, Spielen, Verkäufen, Ausstellungen zu werfen, die auf die Mauer gemalt oder geschrieben waren. Der Hauptgegenstand aller Gespräche blieben jedoch die fürs Amphitheater angekündigten Spiele, und jeder neue Ankömmling wurde von einer Gruppe festgehalten, die wissen wollte, ob Pompeji so glücklich gewesen, irgendein schauerliches Verbrechen, etwa einen Fall von Beleidigung der Götter oder einen Mord, hervorzubringen, der die Ädilen in die Lage setzen würde, einen Menschen für den Rachen des Löwen zu liefern; alle anderen, gewöhnlichen Schaustellungen schienen langweilig im Vergleich mit einem solchen Glücksfall.

„Für meinen Teil“, sagte ein heiter aussehender Mann, ein Goldschmied, „denk’ ich, der Kaiser, wenn er wirklich so gütig ist, wie die Rede geht, hätte uns wohl einen Juden senden können.“

„Warum nicht einen von der neuen Sekte der Nazarener nehmen?“ fragte ein Philosoph. „Ich bin nicht grausam, aber ein Atheist, einer der Jupiter selbst leugnet, verdient keine Barmherzigkeit.“

„Ich frage nicht danach, an wie viele Götter zu glauben ein Mensch für gut hält“, entgegnete der Juwelier, „aber alle zu leugnen, ist ungeheuerlich.“

„Doch, mein' ich, sind diese Leute keine vollkommenen Atheisten“, bemerkte Glaukus. „Man sagt mir, sie glauben an einen Gott, ja sogar an ein künftiges Leben.“

„Da irrst du gewaltig, lieber Glaukus“, erwiderte der Philosoph, „ich habe mich mit ihnen unterhalten: sie lachten mir ins Gesicht, als ich von Pluto und dem Hades sprach.“

„O ihr Götter!“ rief der Goldschmied schauernd. „Gibt es solche Schufte auch in Pompeji?“

„Ich weiß sicher, daß es einige gibt, aber sie kommen so geheim zusammen, daß man unmöglich herausbringen kann, wer sie sind.“

Als Glaukus sich abwandte, sah ihm ein Bildhauer bewundernd nach.

„Ach“, sagte er, „wenn wir den auf die Arena bekämen, der wäre ein Modell für unsereinen! Was für Glieder! Was für ein Kopf! Er hätte Gladiator werden sollen! Ein Modell, ein Modell – unserer Kunst würdig! Warum wirft man diesen nicht dem Löwen vor?“

Unterdessen kam Fulvius, der römische Dichter, den seine Zeitgenossen für unsterblich erklärten, auf Glaukus zu: „O mein Athener, mein Glaukus, du bist da, um meine Ode zu hören! Das nenn' ich wirklich eine Ehre! Du, ein Grieche, bei dem schon die Sprache des gemeinen Lebens Poesie ist. Wie dank' ich dir! Mein Gedicht will nicht viel sagen; erring' ich jedoch deinen Beifall – so kann ich vielleicht eine Audienz bei Titus erhalten. Ach Glaukus, ein Dichter ohne Gönner ist ein Weinkrug ohne Aufschrift, der Wein kann gut sein, aber niemand will ihn loben! – Und was sagt Pythagoras? ‚Den Göttern Weihrauch, dem Menschen Lob‘. Ein Gönner ist also der Priester des Dichters, er verschafft ihm Weihrauch und bringt ihm Gläubige zu.“

„Aber ganz Pompeji ist ja dein Gönner und jeder Portikus ein Altar zu deinem Lob.“

„Ach, die armen Pompejaner sind gar höflich – sie ehren gern das Verdienst! Aber sie sind bloß die Bewohner einer kleinen Stadt – ich erwarte Größeres! Wollen wir hinaus?“

„Gewiß! Jede Zeit ist verloren, solange wir dein Gedicht nicht hören!“

In diesem Augenblick kamen etwa zwanzig Personen aus dem Bad in die Säulenhalle, und ein an der Tür eines engen Ganges aufgestellter Sklave ließ den Dichter, Glaukus, Clodius und weitere Freunde des Poeten ein.

„Ein armseliges Gebäude, wenn man's mit den Thermen in Rom vergleicht“, bemerkte Lepidus verächtlich.

„Doch ist diese Decke nicht ohne allem Geschmack“, erwiderte Glaukus, der in einer Stimmung war, um an jedem Ding Gefallen zu finden. Er deutete auf die Sterne, die die Decke schmückten.

Lepidus zuckte die Achseln, war aber zuwenig interessiert, um zu antworten. Sie traten in ein geräumiges Gemach, das als Auskleideraum diente. Die gewölbte Decke ruhte auf einem Gesims, das groteske, sehr bunte Malereien zeigte; die Decke selbst war in weiße, mit reichem Scharlach eingefasste Felder geteilt und der fleckenlose, glänzende Boden mit Mosaik eingelegt; an den Wänden liefen Bänke hin. Da die Pompejaner wie alle Süditaliener gern das Licht ihres schwülen Himmels ausschlossen und in ihrer Phantasie den Gedanken an Luxus gar häufig mit dem an Dunkelheit verbanden, ließen nur zwei kleine Glasfenster sanfte Strahlen herein. Das Feld, worin sich das eine dieser Fenster befand, war mit einem großen Relief geschmückt, das die Überwältigung der Titanen darstellte.

In diesem Gemach nahm Fulvius mit stolzer Miene Platz, und seine um ihn her versammelte Zuhörerschaft ermutigte ihn, die Vorlesung zu beginnen. Der Dichter bedurfte keines langen Drängens. Er zog eine Papyrusrolle hervor, und nachdem er zum Zeichen für Stillschweigen, wie zur Klärung der Stimme, sich dreimal geräuspert hatte, begann er seine wundervolle Ode, von welcher zum großen Verdruß des Verfassers dieser Geschichte kein einziger Vers mehr aufgefunden werden kann.

Nach dem Beifall, den es erhielt, war das Werk ohne Zweifel seiner Vorschußlorbeeren wert. Glaukus war der einzige Zuhörer, der nicht fand, daß es Horazens beste Oden übertreffe. Jetzt fingen diejenigen, die bloß das kalte Bad nahmen, an, sich

zu entkleiden. Sie hängten ihre Kleider an Wandhaken, und nachdem sie, je nach ihren Verhältnissen, entweder von ihren eigenen Sklaven oder von denen der Thermen ein weites Gewand erhalten, begaben sie sich in das zierliche kreisförmige Gebäude des kalten Bades.

Die Verwöhnteren begaben sich durch eine andere Thür in das Tepidarium, einen Ort, der theils durch ein tragbares Feuerbeken, theils durch Heizröhren unter dem Fußboden angenehm erwärmt war. Hier verweilten die Badenden, nachdem sie sich entkleidet hatten, eine Zeitlang, um die Luft zu genießen. Dieser Raum war, dem bedeutenden Rang gemäß, den er in dem langen Badeprozeß einnahm, reicher und kunstvoller ausgeschmückt als die übrigen. Die gewölbte Decke prangte mit Schnitzwerk und Malereien; die hoch angebrachten Fenster von dickem Glas ließen nur gedämpfte Lichtstrahlen zu; unter dem mächtigen Sims zog sich eine Figurenreihe in kühnen Reliefs hin; die Wände leuchteten karmesinrot, und der Boden war kunstvoll mit Mosaik ausgelegt. Hier hielten sich die Dauerbesucher, Leute, die siebenmal am Tag ins Wasser gingen, in einem Zustand der Mattigkeit entweder vor oder noch häufiger nach dem Bad auf. Manche dieser Opfer der Gesundheitsjagd wandten jetzt ihre unlustigen Augen den Ankömmlingen zu, begrüßten ihre Freunde durch ein Nicken, scheuten aber die Anstrengung des Sprechens.

Hier theilte sich die Gesellschaft abermals, indem sich die einen in das Sudatorium, eine Art Dampfbad, und von da ins warme Bad begaben, während die besser Abgehärteten sogleich ins warme Wasserbad gingen. Nach dem eigentlichen Bade kehrten alle in das Tepidarium zurück, und jetzt begann das kostspielige Hauptvergnügen. Sklaven salbten die Badenden aus Gefäßen von Gold, Alabaster oder Kristall, die mit Edelsteinen aufs reichste besetzt waren und die seltensten und teuersten Salben aus aller Welt enthielten. Die Zahl der bei den Reichen üblichen Mixturen war groß, man verwandte einen besonderen Ehrgeiz darauf. Dabei ertönte aus einem anstoßenden Raum eine sanfte Musik, und die, welche die Bäder mit Maß gebraucht hatten, unterhielten sich, erfrischt und gekräftigt durch die angenehme Leibespflge, mit der ganzen Wärme und Frische eines verjüngten Lebens.

„Gesegnet sei der Erfinder der Bäder!“ sagte Glaukus, indem er

sich auf eine der bronzenen, mit weichen Kissen bedeckten Bänke ausstreckte. „Sei es Herkules oder Bacchus gewesen, er verdiente die Vergötterung.“

„Aber sag mir“, fragte ein fatter Bürger, der unter den Händen des ihn massierenden Sklaven stöhnte und keuchte, „sag mir, o Glaukus – daß der Henker deine Hände hole, Sklave, wie rauh! –, sag mir – uff! ach! –, sind die Bäder in Rom wirklich so prachtvoll?“

Glaukus wandte sich um und erkannte Diomed, obwohl nicht ohne Mühe, so rot und flammend war der gute Mann vom Schwitzbad und dem Kratzeisen, das eben über ihm gewesen. „Ich meine, sie müssen wohl noch ein gut Teil großartiger sein als das hier, ja?“

Mit unterdrücktem Lächeln erwiderte Glaukus:

„Denke dir ganz Pompeji zum Bad umgewandelt, und du hast eine ungefähre Vorstellung von der Größe der kaiserlichen Thermen in Rom. – Aber bloß eine Vorstellung von der Größe. Denke dir jede Annehmlichkeit für den Geist und für den Körper, zähle alle gymnastischen Übungen auf, die unsere Väter erfanden, alle Bücher, die Italien und Griechenland hervorgebracht, stelle dir Orte für alle diese Übungen, Leser für all diese Bücher vor, füge dazu Baderäume von riesigem Umfang, von vielseitigster Einrichtung, streue durch das Ganze hin Gärten, Theater, Säulengänge, Unterrichtsanstalten – nimm mit einem Wort eine Götterstadt aus lauter Palästen und öffentlichen Gebäuden an, und du hast ein schwaches Bild von der Herrlichkeit der großen Bäder in Rom.“

„Zum Herkules!“ rief Diomed mit großen Augen.

„Da braucht ja ein Mensch sein ganzes Leben zum Baden.“

„In Rom ist dies oft der Fall“, erwiderte Glaukus ernst. „Es gibt viele, die bloß für die Bäder leben. Sie erscheinen da mit der Stunde der Öffnung und bleiben bis zur Stunde der Schließung. Es ist, als wüßten sie nichts von dem übrigen Rom, als verachteten sie jede andere Existenz.“

„Zum Herkules!“

„Selbst die, welche bloß dreimal täglich baden, wissen es so einzurichten, daß ihr Leben über dieser Beschäftigung hingeht. Sie machen sich im Ballhof oder in den Säulengängen Bewegung, um sich auf das erste Bad vorzubereiten; sie schlendern ins Theater, um sich nach der Vorstellung zu erholen. Sie nehmen

ihr Frühstück unter den Bäumen und denken ans zweite Bad. Bis sie damit fertig sind, ist das Frühstück verdaut. Aus dem zweiten Bad spazieren sie in eine Säulenhalle, um einen neuen Poeten deklamieren zu hören, oder in die Bibliothek, um über einem alten einzunicken. Dann kommt die Hauptmahlzeit, die sie immer noch als einen Teil des Bades betrachten, und endlich baden sie noch ein drittes Mal, um sich bei dieser Gelegenheit mit ihren Freunden zu unterhalten.“

„Zum Herkules! Aber wir haben Nacheiferer in Pompeji.“

„Ja, aber ohne rechten Grund! Wer in den prächtigen römischen Bädern schwelgt, ist glücklich; er sieht nichts als Pomp und Glanz, er kommt nicht in die schmutzigen Stadtteile, er weiß nicht, daß es Armut in der Welt gibt. Das ganze Leben lächelt ihm zu; nur eine böse Stunde hat es: die letzte, die ihn zum Bad im Kokytus sendet. Glaub mir, das sind die einzig wahren Philosophen!“

Während Glaukus so erzählte, unterzog sich Lepidus mit geschlossenen Augen und kaum vernehmbarem Atem all den geheimnisvollen Maßnahmen, von denen er den Dienern nie eine einzige erließ. Nach den Parfüms und Salben streuten sie das kostbare Pulver über ihn aus, das der Hitze jeden weiteren Zugang wehrt, und nachdem dies durch die glatte Oberfläche des Bimssteins wieder abgerieben war, fing man an, ihm die Kleider anzuziehen, aber nicht die abgelegten, sondern jene festlicheren, mit dem Namen „Synthesis“ bezeichneten, durch die die Römer ihre Ehrfurcht vor der herannahenden Feier des Abendessens andeuteten. Nachdem alles geschehen, öffnete Lepidus endlich die Augen und gab Zeichen des wiederkehrenden Lebens. Im gleichen Moment legte auch Sallust durch ein langes Gähnen Zeugnis von seinem Dasein ab.

„Es ist Essenszeit“, sagte der Epikuräer. „Glaukus und Lepidus, kommt und speist bei mir!“

Die Freunde brachen auf.

„Vergeßt nicht, daß ihr alle drei diese Woche in mein Haus geladen seid!“ rief Diomed ihnen nach, der sich auf seine Bekanntschaft mit Leuten von Stand gewaltig viel einbildete.

„Nein, nein, wir vergessen es nicht“, erwiderte Sallust, „der Sitz des Gedächtnisses ist gewiß im Magen, mein Diomed.“

Arbaces überzuckert seinen Köder und gewinnt die Beute

Der Abend dunkelte über der ruhelosen Stadt, als Apäcides den Weg nach dem Haus des Ägypters einschlug. Er mied die hellen, menschenvollen Straßen, und wie er mit auf die Brust gesenktem Kopf und unter dem Mantel gekreuzten Armen dahinschritt, bildeten seine ernste Haltung und seine abgezehrte Gestalt einen krassen Gegensatz zu den gedankenlosen und fröhlichen Mienen derer, die an ihm vorüberkamen. Endlich jedoch begegnete ihm ein Mann von ernsterem, gesetztem Aussehen und faßte ihn, nachdem er zweimal mit prüfendem aber zweifelhaftem Blick vorübergegangen war, an der Schulter.

„Apäcides“, sagte er und machte ein schnelles Zeichen mit der Hand; es war das Zeichen des Kreuzes.

„Ah, Nazarener“, erwiderte der Priester, und sein blasses Gesicht wurde noch blasser. „Was willst du?“

„Nun“, antwortete der andere, „ich will deine Meditationen nicht stören, aber als wir das letzte Mal zusammentrafen, schien ich nicht so unwillkommen zu sein.“

„Du bist nicht unwillkommen, Olinth, aber ich bin traurig und abgespannt und heute abend nicht imstande, über die Dinge zu sprechen, über die du sprechen möchtest.“

„O du Kleinmütiger!“ entgegnete Olinth mit bitterem Eifer.

„Du bist traurig und abgespannt und willst dich von ebender Quelle abwenden, die erfrischt und heilt!“

„O Erde!“ rief der junge Priester und schlug sich leidenschaftlich auf die Brust. „Von wo aus sollen meine Augen in den wahren Olymp dringen, wo deine Götter wirklich wohnen? Soll ich mit diesem Mann glauben, daß keiner von denen, zu welchen meine Väter so viele Jahrhunderte hindurch gebetet, Wesen und Namen habe? Soll ich als eine Schmach und Entweihung der Gottheit ebendie Altäre umstoßen, die ich für die heiligsten hielt? Oder soll ich mit Arbaces glauben – was?“

Er schwieg und machte ein paar Schritte rasch vorwärts mit der Hast eines Menschen, der sich selbst entfliehen will. Aber der Nazarener war eine von jenen festen, kräftigen, begeisterten Naturen, durch die Gott jederzeit die großen Veränderungen auf Erden vollbracht hat und die geschaffen sind, andere zu be-

kehren, weil sie geschaffen sind, zu dulden; Männer, die nichts entmutigt, nichts erschreckt, die in der Glut ihres Glaubens begeistert sind und andere begeistern. Der Geist erwärmt bei ihnen zuerst das Herz, das Herz aber ist das Werkzeug, mit dem sie wirken; sie dringen in das Gemüt des Menschen, während sie sich bloß an seinen Verstand zu wenden scheinen. Nichts ist so ansteckend wie Begeisterung; sie wirkt wie in der Sage der Gesang des Orpheus: sie bewegt Steine, bezaubert Tiere. Begeisterung ist der Schutzgeist der Aufrichtigkeit, und die Wahrheit vollendet keinen Sieg ohne sie.

So ließ Olinth nicht zu, daß Apäcides ihm so leicht entrann. Er holte ihn ein und redete ihn wieder an: „Mich wundert's nicht, Apäcides, daß ich dir unleidlich bin, daß ich dein Gemüt erschüttere, daß du in Zweifel verloren bist, daß du in einem großen Meer ungewisser, verwirrender Gedanken umhertreibst. Ich wundere mich darüber nicht; aber halt es noch etwas länger mit mir aus! Wache und bete — die Finsternis wird schwinden, der Sturm einschlafen, und Gott selbst, wie er einst über die See Samarias ging, wird über die beruhigten Wogen hingehen, um deine Seele zu befreien! Unsere Religion ist streng in ihren Forderungen, aber verschwenderisch in ihren Gaben! Sie macht dir ein paar unruhige Stunden und belohnt dich mit Unsterblichkeit.“

„Solche Versprechungen“, entgegnete Apäcides finster, „sind Vorspiegelungen, durch welche der Mensch stets getäuscht wird. Oh, herrlich waren die Verheißungen, die mich zum Altar der Isis führten!“

„Aber“, erwiderte der Nazarener, „frage deine Vernunft; kann eine Religion richtig sein, die aller Sittlichkeit hohnspricht? Man sagt euch, ihr sollet eure Götter ehren. Was sind diese Götter nach eurem eigenen Geständnis? Was die Tatsachen, was die Merkmale ihrer Göttlichkeit? Werden sie euch nicht insgesamt als die schwärzesten Verbrecher dargestellt? Und doch verlangt man, ihr sollt sie als die heiligsten Gottheiten ehren! Jupiter selbst ist ein Vtermörder und ein Ehebrecher. Was sind die geringeren Götter, als Nachahmer seiner Sünden? Man sagt euch, ihr sollt nicht morden, aber ihr erweist Mördern göttliche Ehre; man sagt euch, ihr sollt nicht ehebrechen, und ihr betet zu einem Ehebrecher. Ist das nicht ein Possenspiel mit dem Heiligsten im Menschen, mit seinem Glauben? Wende dich zu dem Gott, zu dessen Altar ich dich leiten will! Dünkt er dir zu

erhaben, zu unbegreiflich für die menschliche Vorstellungskraft, zu überwältigend für den Bund zwischen Schöpfung und Geschöpf, an den sich das schwache Herz klammert, so betrachte ihn in seinem Sohn, der sich in Sterblichkeit hüllte und wurde wie wir selbst! Freilich ist das keine Sterblichkeit wie bei euren eingebildeten Göttern, mit den Gebrechen unserer Natur, sondern allein durch all ihre Tugenden! In ihm sind die strengsten Grundsätze mit dem liebevollsten Herzen vereinigt. Wär' er ein bloßer Mensch gewesen, er hätte verdient, ein Gott zu werden. Ihr ehrt den Sokrates – er hat seine Schüler, seine Schulen. Was aber sind die zweifelhaften Tugenden des Atheners gegen die strahlende, unbestreitbare, tatkräftige, unerschöpfliche, aufopfernde Heiligkeit Christi? Ich spreche hier bloß von seinem menschlichen Charakter. In ihm erschien er als Vorbild für alle Zukunft, um uns die Gestalten der Tugend zu zeigen, nach deren körperlicher Anschauung Plato so großes Verlangen trug. Das war das wahre Opfer, das er für die Menschen brachte: aber die Glorie, die seine Sterbestunde umstrahlte, erleuchtete nicht nur die Erde, sondern öffnete uns auch den Blick in den Himmel. – Du bist bewegt, gerührt – Gott wirkt in deinem Herzen. Sein Geist ist mit dir. Komm, widerstrebe dem heiligen Antriebe nicht, komm sogleich – zögere nicht! Einige von uns sind jetzt versammelt, das Wort des Herrn auszulegen. Komm, laß mich dich zu ihnen führen! Du bist traurig, abgespannt. Höre also auf die Worte Gottes. „Kommt zu mir“, spricht er, „alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“

„Ich kann jetzt nicht“, erwiderte Apäcides, „ein andermal!“ „Jetzt, jetzt!“ rief Olinth drängend und ergriff ihn beim Arm. Aber Apäcides, noch nicht bereit, sich von einem Glauben, einem Leben, dem er so viel geopfert, zu trennen, und noch ganz unter dem Eindruck von des Ägypters Verheißungen, machte sich gewaltsam los. Als müsse er zur Überwindung der Unschlüssigkeit, die von der Beredsamkeit des Christen in seinem erhitzten, fiebrigen Gemüt hervorgerufen war, eine äußere Kraftanstrengung anwenden, faßte er seine Gewänder zusammen und floh so schnell, daß jede Verfolgung unnütz war.

Atemlos und erschöpft langte er endlich in einem abgelegenen Teil der Stadt an, und vor ihm stand das einsame Haus des Ägypters. Indem er stillstand, um sich zu erholen, tauchte der Mond aus einer Silberwolke und leuchtete hell auf die Wände

des geheimnisvollen Gebäudes. Kein anderes Haus befand sich in der Nähe, dunkle Rebenblätter umrankten weithin die Vorderseite, und nach hinten erhob sich ein Anflug hoher, im schweremütigen Mondlicht schlafender Waldbäume; hinter ihnen zog der dämmernde Umriss der fernen Berge hin mit dem ruhigen Kamm des Vesuvs, der damals noch nicht so hoch aufragte wie heute.

Apäcides trat näher. Vor dem Portikus, zu beiden Seiten der Treppe, lagen Bilder der ägyptischen Sphinx. Den großen, harmonischen, leidenschaftslosen Zügen, in denen die Künstler mit der ehrfurchtgebietenden Hoheit orientalischer Weisheit soviel Lieblichkeit vereint hatten, gab das Mondlicht noch eine besondere, heilige Ruhe. Weiter oben, auf halber Höhe der Treppe, dunkelte das grüne, kräftige Laub der Aloe, und über einen Teil der marmornen Stufen warf der Schatten einer morgenländischen Palme sein langes, regungsloses Gezweige. In der Stille des Ortes, in dem seltsamen Ausdruck der Sphinx lag etwas, was den Priester mit einem nicht zu deutenden, gespenstigen Schauder durchrieselte; er sehnte sich, auch nur einen Widerhall seiner geräuschlosen Schritte zu vernehmen, als er zu der Schwelle emporstieg.

Er klopfte an die Tür, über welcher eine Inschrift in ihm unbekannten Zeichen stand. Ohne einen Laut öffnete sich das Tor, und ein großer ägyptischer Sklave winkte ihm ohne Frage oder Gruß zu, weiterzugehen. Die weite Vorhalle war durch hohe, kunstvoll geformte Kandelaber aus Bronze erleuchtet, und an den Wänden liefen mächtige Hieroglyphen in dunklen, ernsten Farben hin, in auffälligem Gegensatz zu dem hellen Kolorit und den anmutigen Gestalten, mit denen die Bewohner Italiens sonst ihre Häuser schmückten. Am Ende der Halle trat ein dunkelhäutiger Sklave auf ihn zu.

„Ich suche Arbaces“, sagte der Priester und hörte selbst, wie seine Stimme zitterte. Der Sklave verneigte sich schweigend und führte Apäcides in einem Flügel jenseits der Halle eine enge Treppe hinauf. Nachdem sie hier mehrere Zimmer, in denen die ernste, gedankenvolle Schönheit der Sphinx mehrfach wiederkehrte, durchschritten hatten, stand der junge Priester in einem schwacherleuchteten Gemach dem Ägypter gegenüber.

Arbaces saß vor einem Tischchen, auf dem mehrere offene Papyrusrollen lagen, alle mit denselben Zeichen beschrieben, wie

die am Eingang des Hauses. Etwas abseits stand ein kleiner Dreifuß, von dem in langsamen Wolken Weihrauch aufstieg, daneben eine große Kugel, mit den Himmelszeichen bemalt, und auf einem anderen Tisch lagen verschiedene Instrumente von eigenartiger Form, deren Gebrauch Apäcides nicht kannte. Der Hintergrund des Zimmers war von einem Vorhang bedeckt; das längliche Fenster in der Decke ließ die Mondstrahlen zu trauriger Vereinigung mit der einzigen Lampe, die in dem Gemach brannte, ein.

„Setze dich, Apäcides“, hob der Ägypter an, ohne aufzustehen. Der junge Mann gehorchte.

„Du fragst mich“, nahm jener nach einer kurzen Pause wieder das Wort, „du fragst mich, möchtest mich wenigstens fragen, nach den erhabensten Geheimnissen, die zu empfangen des Menschen Seele sich eignet: es ist das Rätsel des Lebens selbst, dessen Lösung du von mir forderst. Nur auf kurze Zeit in diesem trüben, beschränkten Erdendasein verweilend, füllen wir wie Kinder, die man in die Finsternis gesetzt hat, das Dunkel mit Gespenstern; bald sinken unsere Gedanken furchtsam auf uns selbst zurück, bald stürzen sie sich wild in die führerlose Nacht hinaus und suchen, was diese verbergen möge; wir strecken die hilflosen Hände dahin und dorthin, damit wir nicht blind über irgendeine versteckte Gefahr straucheln; ohne Kunde der uns gezogenen Grenzen glauben wir bald, sie müßten uns erdrücken, bald, sie dehnten sich weithin bis zur Ewigkeit aus. In solchem Zustand drängt sich alle Weisheit notwendig in Lösung der beiden Fragen zusammen: Was sollen wir glauben, und: Was sollen wir verwerfen? Diese Fragen soll ich dir beantworten?“

Apäcides nickte bejahend mit dem Kopf.

„Der Mensch muß einen Glauben haben“, fuhr der Ägypter fort. „Er muß seine Hoffnung an etwas befestigen; dies verlangt die uns allen gemeinsame, anererbte Natur. Wenn du, erschreckt und durchschaudert von der Auflösung dessen, woran zu glauben man dich gelehrt, über ein furchtbares, uferloses Meer der Ungewißheit hinschwimmst, rufst du um Hilfe, willst ein Brett, dich daran zu klammern, willst Land, das du, wenn auch in noch so großer Ferne, erreichen kannst. Wohl denn, höre mich! Du hast unser heutiges Gespräch nicht vergessen?“

„Vergessen?“

„Ich gestand dir, daß die Götter, für die so viele Altäre rauchen,

bloße Erfindungen sind. Ich gestand, daß unser Ritus, unsere Zeremonien nichts als bloße Trugschaustellungen sind, um die Menge zu ihrem eigenen Besten zu täuschen. Ich erklärte dir, daß durch solche Täuschungen die Bande der Gesellschaft, der Einklang der Welt, die Macht der Weisen getragen würden; denn diese Macht liegt in der Unterwürfigkeit des großen Hauens. Fahren wir also fort mit diesen heilsamen Täuschungen; muß der Mensch einen Glauben haben, wohlan, so laß uns denjenigen forterhalten, den ihm seine Väter teuer gemacht, den die Gewohnheit heiligt und stärkt. Indem wir für uns, deren Sinn für jenen groben Glauben zu geistig ist, einen feineren Gegenstand suchen, wollen wir anderen die Stütze lassen, die vor uns selbst in Staub zersplittert. Das ist weise – ist menschenfreundlich.“

„Weiter!“

„Bist du darüber mit mir einig, bleiben die alten Landmarken unverrückt für die Menschen, die wir zu verlassen im Begriff sind, so gürteten wir unsere Lenden und machen uns auf nach neuen Regionen des Glaubens. Entlaß aus deiner Erinnerung, deinen Vorstellungen alles, was du bisher geglaubt. Nimm an, dein Geist sei eine leere, unbeschriebene Tafel, bereit, die ersten Eindrücke zu erhalten. Sieh dich in der Welt um, bemerke ihre Ordnung, ihre Regelmäßigkeit, ihren Plan. Etwas muß sie erschaffen haben, das Gebäude läßt auf einen Erbauer schließen. Mit dieser Überzeugung tun wir den ersten Schritt ans Land. Was ist aber dieses Etwas? – Ein Gott, rufst du. Halt! Keine verworrenen und verwirrenden Namen! Von dem, was die Welt erschaffen, wissen wir nichts, können nichts wissen als die beiden Merkmale: Macht und unabänderliche Ordnung, strenge, zermalmende, erbarmungslose Ordnung, die, auf kein individuelles Wesen achtend, flammend dahinrollt, wie viele Herzen auch zu Boden fallen und unter ihren Rädern verbrennen mögen! Die Mischung des Bösen mit dem Guten – das Dasein von Leiden und Freveln – haben von jeher die Weisen in Verlegenheit gesetzt. Sie hatten einen Gott ausgedacht, hatten ihn als ein wohltätiges Wesen angenommen: Woher also jenes Böse? Warum gab er es zu? Ja noch mehr: Warum erfand er es und ließ es fortwirken? Zur Erklärung dieser Tatsache erschafft der Perser einen zweiten Geist, dessen Natur böse ist, und nimmt einen beständigen Krieg zwischen ihm und dem Gott des Guten an.

In unserem düsteren, furchtbaren Typhon stellen sich die Ägypter einen ähnlichen Dämon vor. Verwirrender Mißgriff, der uns in noch größere Unerklärlichkeiten wirft! – Torheit, aus dem eitlen Wahn entspringend, der jene unbekannte Macht zu einem greifbaren, körperlichen, menschlichen Wesen umbildet, der das Unsichtbare mit Eigenschaften, mit einer Natur wie das Sichtbare bekleidet. Nein! Geben wir jenem Erbauer einen Namen, der keine irreführenden Nebenvorstellungen hervorruft, so wird das Geheimnis heller: Dieser Name ist Notwendigkeit. Notwendigkeit, sagen die Griechen, zwingt die Götter; – warum aber dann überhaupt noch Götter? Ihre Wirksamkeit wird unnötig: Wirf sie mit einemmal von dir! Notwendigkeit ist die Beherrscherin von allem, was wir sehen; Macht, Ordnung – diese beiden Attribute bilden ihr Wesen. Willst du noch Weiteres fragen? – Du erfährst nichts. Ob sie ewig sei – ob sie uns, ihre Geschöpfe, nach dem Dunkel, das wir Tod nennen, in neue Laufbahnen zwingt, wir können es nicht sagen. Verlassen wir also hier die uralte, unsichtbare, unergründliche Macht und begeben uns zu derjenigen, die für unsere Augen die große Willensvollstreckerin von jener ist. Über diese können wir eher lehren, von dieser können wir mehr lernen, ihre Zeugnisse sind allenthalben um uns her, ihr Name ist Natur. Der Fehler der Weisen war, daß sie ihre Forschungen den Merkmalen der Notwendigkeit zuwandten, wo doch nur Nacht und Blindheit ist. Hätten sie diese Forschungen auf die Natur beschränkt, zu welchen Kenntnissen könnten wir bereits gelangt sein! Hier werden Geduld und Forschung nie umsonst angewandt. Wir sehen, was wir untersuchen, unser Geist steigt an einer greifbaren Leiter von Ursachen und Wirkungen empor. Die Natur ist die große Seele der äußeren Welt, und Notwendigkeit legt ihr die Gesetze auf, nach denen sie handelt, so wie sie uns die Kräfte mitteilt, durch die wir untersuchen, nämlich Gedächtnis und Wissenstrieb; die Vereinigung dieser Kräfte ist Verstand, ihre höchste Höhe Weisheit. Nun denn, mit Hilfe dieser Kräfte untersuch' ich die unerschöpfliche Natur. Ich prüfe Erde, Luft, Himmel, Meer – ich finde, daß alle unter sich in geheimnisvollem Zusammenhang stehen: daß, der Mond die Fluten hebt, daß die Luft die Erde erhält und Mittel des Lebens und Empfindens ist, daß wir durch Kenntnis der Gestirne die Grenzen der Erde messen, die Zeit in ihre bestimmten Abschnitte brin-

gen, im Abgrund der Vergangenheit durch ihren schwachen Schimmer geleitet werden und durch ihre heilige Sprache die Geschehnisse der Zukunft erfahren. Während wir somit nicht wissen, was die Notwendigkeit ist, erlangen wir mindestens Kunde von ihren Beschlüssen. Und welche Moral leite ich aus dieser Religion ab? Denn eine Religion ist es.

Ich glaube an zwei Gottheiten, an die Natur und die Notwendigkeit; diese ehr' ich durch Unterwerfung, jene durch Forschung. Welche Norm für unsere Handlungen lehrt sie? Diese: Alle Wesen sind nur allgemeinen Gesetzen unterworfen: Die Sonne scheint zur Freude der vielen – einigen wenigen kann sie vielleicht Schmerz bringen; die Nacht gießt Schlummer auf die Menge aus, aber sie trägt ebensowohl Mord als Ruhe in ihrem Schoß; die Wälder schmücken die Erde, aber bieten der Schlange und dem Löwen ein Obdach; der Ozean trägt tausend Schiffe, aber das eine oder das andere verschlingt er. So handelt denn die Natur, und so geht die Notwendigkeit ihren erhabenen Lauf bloß für das durchschnittliche, nicht für das absolute Beste. Dies ist das Prinzip der furchtbaren Regentin der Welt – es ist das meinige, der ich ihr Geschöpf bin. Ich wünsche die Täuschungen der Priester zu erhalten, denn sie sind heilsam für die Menge; ich wünsche den Menschen an der Kunst, die ich erfinde, an der Wissenschaft, die ich vervollkomme, teilnehmen zu lassen; ich wünsche, den großen Strom der Bildung zu fördern. Darin diene ich der Masse, erfülle ich das allgemeine Gesetz, bringe ich die große Moral, welche die Natur uns zuruft, zur Geltung. Für mich selbst nehme ich eine individuelle Ausnahme in Anspruch, nehme sie in Anspruch für den Weisen. Zufrieden, daß meine persönlichen Handlungen in der großen Waagschale von Gut und Übel nichts sind, zufrieden, daß das Ergebnis meines Wissens der Menge größeren Segen zu bringen vermag, als meine Triebe einigen wenigen Schaden zufügen können – denn mein Wissen kann zu den fernsten Gegenden dringen und noch ungeborene Völker vermenschlichen –, geb' ich der Welt Kenntnisse, mir selbst aber Freiheit. Ich erleuchte das Leben anderer und genieße mein eigenes. Ja, unser Wissen ist ewig, unser Leben kurz; benütze es, solange es noch dauert! Weihe deine Jugend dem Vergnügen, deine Sinne dem Behagen! Bald kommt die Stunde, wo der Becher zerspringt und die Kränze nicht mehr blühen. Genieße, solange du es kannst!

Bleib noch immer mein Zögling, mein Jünger, Apäcides! Ich will dich den Gliederbau der Natur lehren, ihre dunkelsten, wildesten Geheimnisse, die Wissenschaft, welche Toren Zauberei nennen, und die hehren Mysterien der Sterne. Dadurch sollst du deine Schuld an der Masse abtragen, dadurch dein Geschlecht erleuchten. Aber ich will dich auch zu Freuden führen, wovon die Menge nicht träumt, und auf den Tag, den du deinen Mitmenschen schenkst, soll die süße Nacht folgen, die du dir selber weihst.“

Als der Ägypter geendet, erhob sich von irgendwoher eine sanfte, einschmeichelnde Musik. Sie kam wie ein Strom von Tönen, die unvorbereiteten Sinne zu baden, sie durch süßes Entzücken zu ermatten, zu überwältigen. Sie glich den Melodien unsichtbarer Geister, wie sie die Hirten in der goldenen Zeit durch Thessaliens Täler oder durch die sonnenschimmernden Haine von Paphos fluten hörten. Die Worte, die sich zur Er widerung für die Sophistereien des Ägypters dem Apäcides auf die Lippen gedrängt hatten, starben zitternd hinweg. Es kam ihm als Entheiligung vor, diese Zaubervlaute zu unterbrechen; seine aufgeregte, leicht empfängliche Natur, die griechische Milde und Glut seiner innersten Seele waren durch Überraschung gewonnen, gefangen. Er sank auf seinen Stuhl zurück, während sich in einem Chor von Stimmen, sanft und schmelzend wie die, welche Psyche in den Hallen Amors erweckten, Gesang erhob:

*An des Kephissos wellenkühlem Schoße
Drang eine Stimme durch der Lüfte Flut,
Und strahlender errötete die Rose,
Und leuchtender des Himmels Abendglut.
„Liebt, Sterbliche! Ich bin die Macht der Liebe,
Ich stieg zuerst aus alter Nacht herauf;
Mein Lächeln leuchtet durch der Wolken Trübe,
Es schließt mein Kuß des Morgens Wimpern auf.
Mein sind die Sterne; wo sie zu euch funkeln,
Seid ihr umkreist von meiner Zauberrhut;
Luna ist mein, wenn ihre Strahlen dunkeln,
So weilt sie, wo der schöne Schläfer ruht.
Liebt, Sterbliche! Lieb' ist der Erde Lehre,
Seht, wie von mir sie schwellend überfließt!*

*Lernt es vom ew'gen Uferkuß der Meere,
Vom Sturm, der sie in Sohnes Arme schließt.
Liebt, Sterblicher! – So klang's gleich einem Traume,
Der fliehend in des Tages Licht zerstiebt;
Doch aus dem Schilfrohr, aus der Wellen Schaume,
Aus grünem Hain haucht' es noch immer: „Liebt!“*

Als die Stimmen verhallten, ergriff der Ägypter Apäcides bei der Hand und führte den Staunenden, Berauschten ungeachtet seines halben Widerstrebens durch das Zimmer auf den Vorhang zu, und plötzlich schienen hinter diesem tausend schimmernde Sterne hervorzubrechen, während der bisher dunkle Schleier durch dies Licht zum zartesten Himmelsblau erhellt ward. Wirklich stellte er den Himmel selbst dar – einen Himmel, wie er in Juninächten auf den Kastalischen Quell niedergeleuchtet haben mochte. Da und dort waren lustige Rosenwolken gemalt, aus denen himmelschöne Gesichter herablächelten und auf denen Gestalten ruhten, wie sie einem Apelles oder Phidias vorge-schwebt. Rasch rollten die Sterne in dem lichten Azur dahin, während die Musik, die sich in lebhafterem, leichterem Takt aufs neue erhob, die Melodie der jubelnden Sphären nachzuahmen schien.

„O welch Wunder ist das, Arbaces?“ fragte der junge Mann mit unsicherer Stimme. „Enthüllst du mir, nachdem du die Götter gelegnet . . .“

„Ihre Wonnen!“ unterbrach ihn Arbaces in einem Ton, der von seiner gewöhnlichen Beherrschtheit so verschieden war, daß Apäcides erschrak. Und als sie nun auf den Vorhang zutraten, brach eine wilde, laute, jauchzende Weise hinter ihm hervor. Mit diesen Tönen öffnete sich der Vorhang, so lang er war, teilte sich, schien in die Luft zu verschwinden, und ein phantastisches Schauspiel bot sich den geblendeten Blicken des jungen Priesters dar. Ein großer Festsaal dehnte sich vor ihm aus, funkelnd von zahllosen Lichtern. Die laue Luft war mit den Düften von Weihrauch, Jasmin, Veilchen, Myrrhen erfüllt; alles, was die würzigsten Blumen, die kostbarsten Essenzen zu verhauchen mochten, schien in eine unbeschreibbar ambrosische Atmosphäre gesammelt. Von den leichten Säulen, die sich zu der hohen Decke emporschwangen, hingen weiße, mit goldenen Sternen besetzte Vorhänge herab. An beiden Enden des Raumes warfen Spring-

brunnen einen Perlenschaum empor, der im Widerschein des rosigen Lichtes wie unzählige Diamanten flimmerte. In der Mitte des Saales stieg beim Eintritt der beiden, unter den Klängen unsichtbarer Musik, ein Tisch langsam empor, besetzt mit jedem Gericht, mit dem die Phantasie den Sinnen schmeicheln kann; und in Gefäßen von jener verlorengegangenen murrhinishen Fabrikation, deren Farbe so glühend, deren Stoff so durchsichtig war, prangten die Gewächse des Fernen Ostens. Die Bänke um diesen Tisch deckten blaue und goldene Teppiche, und aus unsichtbaren Röhren in der gewölbten Decke sprühten wohlriechende Regen herab, welche die Luft kühlten und mit den duftspendenden Lampen wetteiferten, als stritten die Geister des Wassers und des Feuers, welches Element die herrlichsten Düfte zu bieten vermöge. Nun aber kamen hinter den schneeweißen Vorhängen Mädchen von auserlesener Schönheit hervor. Einige kamen mit Kränzen, andere mit Leiern; sie umringten den jungen Priester, sie führten ihn an den Tisch und schmückten ihn mit Blumengewinden. Die Wirklichkeit, der Gedanke an die Wirklichkeit schwand aus seiner Seele. Er glaubte sich in einem Traum und hielt den Atem an, damit er nicht zu früh erwache; die Sinne, denen er bis jetzt nie Herrschaft zugestanden hatte, klopfen in seinem brennenden Puls und verwirren seinen schwindelnden, kreisenden Blick. Während er so stauend und wie verloren dastand, erhob sich abermals, aber in munterer, bachsischer Weise, Gesang, der zum Genuß des Weines aufforderte.

Als das Lied zu Ende, näherte sich ihm eine Gruppe von drei Mädchen, umwunden mit einer Sternblumenkette, die, als Nachbild der Grazien von ihrem Urbild kaum beschämt worden wäre, in den gleitenden Bewegungen des ionischen Tanzes, wie die Nereiden im Mondlicht auf dem gelben Sand des Ägäischen Meeres sich umschlangen.

Herantretend, setzten sie dem Apäcides ihren Kranz aufs Haupt, und kniend reichte ihm die Jüngste von den dreien den Kelch, in dem der lesbische Wein schäumend perlte. Der junge Mann widerstand nicht länger; er faßte den berauschenden Becher, das Blut tobte ihm wild durch die Adern. Er sank an die Brust des neben ihm sitzenden Mädchens, und als er sich mit schwimmenden Augen nach Arbaces umschaute, den er im Taumel seiner Empfindungen aus den Augen verloren hatte, sah

er ihn oben am Tisch unter einem Thronhimmel sitzen und ihn mit einem Lächeln anblicken, das ihn zum Genuß ermutigte. Er sah den Ägypter, aber nicht wie er ihn bisher gesehen, in dunklen Gewändern, mit sinnender, strenger Stirn; ein Kleid, das die Augen blendete, so reich war der schneeige Grund mit Gold und Edelsteinen besetzt, schimmerte über der majestätischen Gestalt; weiße Rosen, mit Rubinen und Smaragden abwechselnd und in die Gestalt einer Tiara zusammengefaßt, krönten die rabenschwarzen Locken. Wie Odysseus schien er die Blüte einer zweiten Jugend gewonnen zu haben; seine Züge hatten statt nachdenklichen Ernstes Schönheit angenommen, und er ragte aus dem ihn umgebenden Luxus in der strahlenden, lösenden Milde eines olympischen Gottes empor.

„Trink, schmause, liebe, mein Zögling!“ sprach er. „Schäm dich nicht deiner Leidenschaftlichkeit und deiner Jugend! Was du bist, fühlst du in deinen Adern, was du werden wirst, siehst du hier!“

Damit wies er in einen Winkel, und Apäcides, dessen Augen der deutenden Hand folgten, erblickte auf einem Sockel zwischen den Standbildern des Bacchus und der Venus ein Gerippe.

„Erschrick nicht!“ nahm der Ägypter wieder das Wort. „Dieser freundliche Gast erinnert uns bloß an die Kürze des Lebens. Aus seinem hohlen Kinnladen vernehm’ ich eine Stimme, die uns zum Genuß auffordert.“

Während er also sprach, umringte eine Gruppe Nymphen die Statue; sie legten die Kränze auf den Sockel und sangen, während die Becher am funkelnden Tisch geleert und von neuem gefüllt wurden, ein Lied:

*„Willkommen sei uns, dunkler Gast,
Aus fernem Land, in unsrer Zahl!
Wenn unsre Lebenskraft verblaßt,
Reichst du uns den Pokal!
Heil, dunkler Gast,
Wen denn mit besserm Grund
Sollten mit heitrem Mund
Wir grüßen hier im Saal
Als dich, der einst zum Mahl
An seine Tafel lädt,
Sei früh es, sei es spät,*

*Uns alle, die doch heut
Das Leben noch erfreut.
Sei unser Gast!**

Hier nahm die Nachbarin des Apäcides plötzlich den Gesang auf:

*„Glücklich ist unser Los;
Noch schlägt uns nicht unsere Stunde!
Fern von des Grabes Schoß,
Jubelt die festliche Runde.
Süß ist für mich dein Blick,
Wie dir der Nektar der Traube;
Zieht mich mein Herz zurück
Rasch wie zum Täuber die Taube,
Gönn mir Empfang!
Zögere nicht lang!
Sag es mit Wort und Hauch,
Sag's mit den Augen auch,
Daß meine Sonne noch scheine,
Daß die Fackel im Grabhauch noch nicht erstickt,
Daß atemwarm Lippe die Lippe noch drückt,
Sag mir, ich sei noch die Deine!**

ZWEITES BUCH

ERSTES KAPITEL

Eine Winkelschenke und ihre Gäste

In einem großen Raume, der sich unmittelbar auf die enge, vollgedrängte Gasse eines ärmlichen Stadtviertels öffnete, und vor seiner Tür befanden sich einige Männer. Ihre harten, mächtig hervortretenden Muskeln und kurzen, herkulischen Nacken, ihre rohen Züge kennzeichneten sie als Helden der Arena. Auf einem Brett vor dem Hause war Wein und Öl in irdenen Krügen aufgestellt und darüber ein primitives Bild als Wirtshausschild an der Wand angebracht, das Konterfei trinkender Gladiatoren. Im Innern standen mehrere Tischchen; an ihnen saßen einige Gruppen, die einen trinkend, andere würfelnd, noch andere mit dem etwas geistvolleren Spiel der „duodecim scripta“ beschäftigt. Es war noch früher Vormittag, und diese Stunde charakterisierte den zur Gewohnheit gewordenen Müßiggang dieser Schenkengäste. Doch war das Haus trotz seiner Örtlichkeit und dem niederen Stand seiner Besucher nicht schmutzig. Die heitere Gemütsart der Pompejaner, die selbst wo von Geist keine Rede war, wenigstens ein ästhetisches Bedürfnis zu befriedigen suchten, zeigte sich in den bunten Farben an den Wänden und in den phantastischen, aber nicht schönen Formen der Lampen, Trinkbecher, ja der gewöhnlichsten Hausgeräte.

„Beim Pollux“, rief einer von den Gladiatoren, der am Türpfeiler lehnte, „der Wein, den du uns ausschenkst, alter Silen, kann einem das beste Blut in den Adern verdünnen!“ Damit klopfte er einer vierschrötigen Gestalt auf die Schultern.

Der mit dieser Schmeichelei begrüßte Mann, der Wirt der Schenke, war schon in den Herbst der Jahre gekommen, aber noch immer zeigte seine Gestalt eine athletische Kraftfülle, die die starken Männer neben ihm hätte beschämen können, wenn nicht die Muskeln verfettet und das Gesicht aufgedunsen ge-

wesen wären und der schwellende Bauch die breite Brust etwas in Schatten gestellt hätte.

„Laß deine einfältigen Possen!“ brummte der riesige Gastgeber.

„Mein Wein ist gut genug für ein Aas, das bald den Staub des Spoliariums einsaugen wird.“ Das Spoliarium war der Raum im Amphitheater, in den tote und schwerverletzte Gladiatoren gebracht wurden.

„Krächzt du so, alter Rabe?“ erwiderte der Gladiator verächtlich. „Sollst dich noch vor Ärger aufhängen, wenn du mich mit dem Siegeskranz siehst. Bekomm' ich die Börse im Amphitheater – und das geschieht sicherlich –, so soll mein erstes Gelübde an Herkules sein, daß ich dir und deinem elenden Gesindel auf immer abschwöre!“

„Hör mir einer diesen bescheidenen Pyrgopolinices! Gewiß hat er unter Bombochides Kluninstaridysarchides gedient!“ rief der Wirt. „Sporus, Niger, Tetraides, er meint, er gewinnt euch den Preis ab. Könnt ihr doch, bei den Göttern, mit jedem Muskel den ganzen Kerl zusammendrücken – oder ich verstehe nichts von der Arena!“

„Ho!“ schrie der Gladiator, rot vor Zorn. „Unser Fechtmeister weiß da andere Geschichten zu erzählen!“

„Welche Geschichte könnte er gegen mich erzählen, großmäuliger Lydon?“ fragte Tetraides mit drohender Miene.

„Oder gegen mich, der in fünfzehn Kämpfen gesiegt hat?“ sagte der gigantische Niger, auf den Gladiator zuschreitend.

„Oder mich?“ brummte Sporus mit flammenden Augen.

„Still!“ rief Lydon, die Arme kreuzend, und sah seine Gegner unerschüchtert mit herausforderndem Blick an. „Die Zeit der Entscheidung ist bald da; spart euren Mut bis dahin!“

„Ja, tut das“, sagte der übellaunige Wirt, „und wenn ich den Daumen einschlage, um euer Leben zu retten, sollen die Parzen meinen Faden abschneiden!“

„Deinen Strick, willst du sagen“, erwiderte Lydon höhnisch.

„Hier ist ein Sesterz, um einen zu kaufen.“ Der titanenhafte Weinhändler ergriff die ihm dargebotene Hand und klemmte sie mit der Gewalt einer Schraube zusammen, daß das Blut unter den Nägeln hervor auf die Kleider der Umstehenden spritzte. Diese lachten roh auf.

„Ich will dich lehren, junger Prahlhans, den Mazedonier gegen mich zu spielen. Ich bin kein ärmlicher Perser, sag' ich dir! Was,

Kerl, hab' ich nicht zwanzig Jahre lang in der Arena gefochten, ohne meine Arme ein einziges Mal zu senken? Hab' ich nicht aus des Editors eigener Hand den Stab als Siegeszeichen und als Zeichen für die Genehmigung erhalten, auf meinen Lorbeeren auszuruhen? – Und soll jetzt von einem Gelbschnabel geschulmeistert werden?“ Damit stieß er die Hand verächtlich von sich.

Ohne einen Muskel zu ändern, und mit demselben lächelnden Gesicht, mit dem er den Wirt vorher gereizt hatte, hatte der Gladiator den schmerzlichen Griff ertragen. Kaum aber war seine Hand los, da duckte er sich einen Augenblick wie eine wilde Katze, das Haar sträubte sich ihm an Kopf und Bart empor, und mit einem wilden, gellenden Schrei fuhr er dem Riesen mit einer Gewalt an die Kehle, daß dieser, so groß und stämmig er war, aus dem Gleichgewicht kam und mit dem Getöse eines stürzenden Felsen zu Boden fiel, und über ihn auch sein rachedurstiger Feind.

Vielleicht hätte der Wirt den ihm von Lydon so freundlich empfohlenen Strick nicht mehr gebraucht, wäre er drei Minuten länger in seiner Umklammerung geblieben. Aber durch das Geräusch seines Falles zur Hilfe gerufen, stürzte eine Frau, die sich bisher in einem Hinterraume aufgehalten hatte, auf den Schauplatz. Schon für sich allein konnte es diese neue Kämpferin mit dem Gladiator aufnehmen. Sie war lang, dürr und mit Armen begabt, die noch andere als sanfte Umschlingungen zu gewähren vermochten. Tatsächlich hatte die zarte Eehälfte Burbos, des Gastwirts, wie er selbst in den Schranken, ja vor dem Kaiser gefochten. Und Burbo, Burbo der Unbesiegte in der Arena, mußte, wie das Gerücht behauptete, mitunter der milden Stratonike den Sieg einräumen. Dieses holde Geschöpf schoß nun ohne andere Waffen, als womit die Natur sie versehen, auf den obenliegenden Gladiator, packte ihn mit ihren langen, schlangenzähnen Armen mitten um den Leib und hob ihn mit einem plötzlichen Ruck vom Körper ihres Gemahls empor, so daß nur Lydons Hände noch den Hals seines Gegners umklammerten. So sieht man wohl einen Hund, bei den Hinterbeinen aus dem Kampf mit einem unterlegenen Nebenbuhler gerissen, in den Armen eines mißgünstigen Stallknechts; so sieht man die eine Hälfte von ihm hoch in der Luft, passiv und ungefährlich, während die andere, Kopf, Zähne, Augen, Pfoten, in den nieder-

geworfenen Feind vergraben scheinen. Unterdessen drängten sich die Gladiatoren, die gleichsam mit Blut groß gezogen und gemästet waren, mit leidenschaftlichem Interesse um die Kämpfer her; weit öffneten sich ihre Nüstern, die Lippen grinsten, die Augen hafteten gierig auf der blutigen Kehle des einen und den zappelnden Fersen des anderen.

„Habet – er hat's! – Habet!“ riefen sie fast jauchzend und rieben sich die gewaltigen Hände.

„Non habeo – ich hab's nicht – ihr Lügenpack!“ brüllte der Wirt, als er sich mit mächtiger Anstrengung endlich von den tödlichen Händen losgewunden hatte und atemlos, keuchend, zerschunden, blutig auf die Füße sprang. Mit rollenden Augen wandte er sich gegen den starren Blick, die knirschenden Zähne seines überwundenen Gegners, der jetzt gegen den Griff der stämmigen Amazone mit Verachtung ankämpfte.

„Gleiches Spiel!“ riefen die Gladiatoren. „Einer gegen einen!“ Damit drängten sie sich um Lydon und das Weib und trennten unseren charmanten Wirt von seinem höflichen Gast.

Lydon aber, der sich in seiner nunmehrigen Lage schämte und die Umklammerung des Mannweibes vergebens loszuwerden suchte, fuhr mit der Hand in den Gürtel und zog ein kurzes Messer. So drohend war sein Blick, so hell funkelte die Klinge, daß Stratonike, bloß an den Faustkampf gewöhnt, erschrocken zurückwich.

„O Götter!“ rief sie. „Der Schurke! Er hat Waffen versteckt! – Ist das anständig? Heißt das handeln wie ein Mann und Gladiator? Nein wahrhaftig! Solche Kerle veracht' ich!“ Damit wandte sie dem Fechter den Rücken und machte sich daran, den Zustand ihres Mannes zu untersuchen. Dieser jedoch, an solche Leibesübungen gewöhnt wie ein englischer Bullenbeißer an den Kampf mit einem zarteren Gegner, hatte sich schon erholt. Das Hochrot schwand aus seinen Wangen, und die Stirnaden schrumpften zu ihrer gewohnten Größe ein. Mit behaglichem Grunzen schüttelte er sich, zufrieden, daß er noch lebe, und betrachtete dann seinen Feind von Kopf bis Fuß mit einer Miene höherer Achtung, als er ihm bisher je hatte zukommen lassen.

„Beim Kastor!“ rief er. „Ein stärkerer Bursch, als ich dachte! Ich sehe, du bist ein tüchtiger Kerl; gib mir deine Hand, mein Held!“

„Braver alter Burbo!“ jauchzten die Gladiatoren applaudierend.
„Durch und durch ein Kerl! Gib ihm die Hand, Lydon!“

„O gewiß!“ sagte der Gladiator. „Aber da ich jetzt einmal sein Blut gekostet, möcht’ ich es ganz einschlucken.“

„Beim Herkules!“ gab ihm der Wirt ganz freundlich zurück.

„Das ist die wahre Empfindung eines Gladiators. Pollux! Was gute Zucht aus einem Menschen machen kann – könnt’ doch kein Tier wilder sein!“

„Ein Tier? Einfalt! Tiere können’s mit uns nicht aufnehmen!“ rief Tetraides.

„Na, na!“ erwiderte Stratonike, ihr Haar glättend und ihre Locken ordnend. „Wenn ihr jetzt wieder alle gute Freunde seid, so empfehl’ ich euch, ruhig und ordentlich zu sein, denn einige junge Herren, eure Gönner und Beschützer, haben angekündigt, sie wollten euch hier einen Besuch machen; sie möchten euch mit mehr Ruhe sehen als in den Fechtschulen, eh’ sie ihre Wetten auf den großen Kampf im Amphitheater schließen. Sie kommen jedesmal zu diesem Zweck in mein Haus: sie wissen, daß wir nur die besten Gladiatoren in Pompeji aufnehmen, unsere Gesellschaft ist, den Göttern sei Dank, sehr gewählt!“

„Ja“, fuhr Burbo fort und stürzte einen Becher oder vielmehr einen kleinen Eimer Wein hinunter, „ein Mann, der Lorbeeren errungen hat wie ich, kann nur die Tapfersten begünstigen. Lydon, trink, mein Junge – mögest du ein ehrenvolles Alter erleben wie ich!“

„Komm mal her!“ sagte Stratonike und zog ihren Mann zärtlich bei den Ohren.

„Nicht so derb, Wölfin, du machst’s ärger als der Gladiator“, brummte Burbo aus seinem gewaltigen Rachen.

„Bst!“ zischte sie: „Calenus hat sich eben verkleidet durch die Hintertür eingeschlichen; hoffentlich hat er die Sestertien gebracht.“

„Ja? Da will ich gleich zu ihm; halt inzwischen ein wachsames Auge auf die Becher und gib aufs Kerbholz acht! Laß dich nicht betrügen, Weib! Es sind freilich ganze Kerle, aber auch arge Spitzbuben!“

„Hab meinerwegen keine Sorge, Narr!“ lautete die ehezärtliche Antwort, und Burbo, zufrieden mit dieser liebevollen Versicherung, ging in das Innere des Hauses.

„Also, diese wohlwollenden Gönner wollen sich unsere Muskeln ansehen“, sagte Niger. „Wer hat dir das gesagt, Wirtin?“

„Lepidus. Er bringt den Clodius mit, den erfolgreichsten Wetter in Pompeji, und den jungen Griechen Glaukus.“

„Eine Wette auf eine Wette!“ rief Tetraides.

„Clodius wettet auf mich, es gilt zwanzig Sesterze! Was sagst du, Lydon?“

„Er wettet auf mich!“ erwiderte Lydon.

„Nein, auf mich!“ brummte Sporus.

„Dummköpfe, glaubt ihr, er zieht einen von euch dem Niger vor?“ fragte der Gigant, sich selbst in dieser bescheidenen Weise nennend.

„Na, na“, rief Stratonike, während sie eine große Amphora für ihre Gäste anstach, die sich jetzt an einen Tisch gesetzt hatten, „so heldenhaft ihr euch auch vorkommt, wer von euch wird's denn mit dem numidischen Löwen aufnehmen, falls sich kein Übeltäter finden sollte, der euch die Wahl erspart?“

„Ich, der ich deinen Armen entgangen bin, du Kraftweib Stratonike“, erwiderte Lydon, „ich könnte mich wohl ohne Gefahr mit dem Löwen einlassen.“

„Sag mir doch“, fragte Tetraides, „wo ist denn deine hübsche Sklavin, das blinde Mädchen mit den glänzenden Augen? Hab' sie schon lange Zeit her nicht zu Gesicht bekommen.“

„Oh, die ist ein zu guter Bissen für dich, du Sohn Neptuns, und ich meine, selbst für uns zu fein. Wir schicken sie in die Stadt, Blumen zu verkaufen und vor den Damen zu singen; auf diese Weise bringt sie uns mehr ein, als wenn sie dich bediente. Außerdem hat sie zuweilen noch andere Geschäfte, wovon man nichts ausplaudern kann.“

„Andere Geschäfte?“ rief Niger. „Ei, dazu ist sie noch zu jung!“

„Still, Tier, du glaubst, es gibt kein Spiel als das korinthische. Wär' Nydia auch zweimal so alt, sie könnte darum ebensogut in den Dienst der Vesta treten, das arme Kind.“

„Aber hör mal, Stratonike, wie kommst du zu so einem sauberen, aparten Mädchen? Sie wäre doch eher als Dienstmädchen bei einer reichen Dame in Rom geeignet!“

„Das ist wahr, und ich denk' auch noch einmal durch ihren Verkauf ein schönes Geld zu machen. Wie ich zu ihr gekommen bin, fragst du?“

„Ja.“

„Meine Sklavin Staphyla — erinnerst du dich an die Staphyla, Niger?“

„Ja, so eine mit großen Händen und mit einem Gesicht wie eine komische Maske. Wie könnt' ich sie vergessen, beim Pluto! Deren Dienstmagd ist sie jetzt wohl?“

„Halt's Maul, Bestie! Na, Staphyla starb und war mir ein großer Verlust, und ich ging auf den Markt, mir eine andere Sklavin zu kaufen. Aber, bei den Göttern, sie waren so teuer geworden, seit ich die arme Staphyla gekauft hatte, und das Geld war so rar, daß ich eben wieder weggehen wollte — da zupfte mich ein Kaufmann am Rock. ‚Frau‘, sagte er, ‚möchtest du billig eine Sklavin kaufen? Ich hab' da ein Mädchen, mit dem sich ein netter Handel machen ließe. Sie ist zwar klein, fast noch ein Kind, aber flink und still, gelehrt und verständig, singt hübsch, stickt und ist von gutem Blut, kannst du glauben!‘ — ‚Aus welchem Land?‘ fragte ich. — ‚Eine Thessalierin!‘ — Nun wußt' ich, daß die Thessalierinnen alert und folgsam sind. Ich sagte also, ich wollte das Mädchen ansehen. Ich fand sie gerade, wie ihr sie noch jetzt seht, dem Äußeren nach kaum ein wenig kleiner und jünger. Sie sah geduldig und unterwürfig genug aus, die Arme auf der Brust gekreuzt und die Augen niedergeschlagen. Ich fragte nach dem Preis; er war mäßig, und ich kaufte sie gleich. Der Mensch brachte sie in mein Haus und verschwand im Augenblick wieder. Denkt euch meine Überraschung, als ich entdeckte, daß sie blind war! Ha, ha, ein sauberer Vogel, der Kaufmann! Ich lief gleich zur Polizei, aber der Schurke war schon aus Pompeji weg. So mußte ich denn in sehr schlechter Laune nach Haus, und das arme Mädchen bekam das zu fühlen. Es war aber nicht ihr Fehler, daß sie blind war, denn sie war's von Geburt an gewesen. Allmählich söhnten wir uns mit unserem Kauf wieder aus. Freilich war sie nicht so stark wie Staphyla und war kaum zu gebrauchen im Haus, aber in der Stadt fand sie ihren Weg bald so gut, als hätte sie die Augen des Argus, und als sie uns eines Tages eine Handvoll Sesterze mit zurückbrachte, die sie beim Verkauf von ein paar Blumen aus unserem armseligen Gärtchen bekommen hatte, glaubten wir, die Götter hätten sie uns zugeschickt. Seit der Zeit lassen wir sie ausgehen, wie sie will, das Körbchen mit Blumen gefüllt, die sie nach thessalischer Art zu Kränzen windet. Das gefällt den eleganten Herren, und die vornehmen Leute scheinen eine be-

sondere Vorliebe für sie zu haben; sie zahlen sie immer besser als andere Blumenmädchen, und immer bringt sie uns alles zurück, was gewiß so leicht keine andere Sklavin tut. So mach' ich denn die Arbeit im Haus selbst, aber ihre Einnahmen werden bald reichen, daß ich mir einen Ersatz für Staphyla kaufen kann. Sicher hat der thessalische Seelenverkäufer das blinde Mädchen von ordentlichen Leuten gestohlen. Außer ihrer Geschicklichkeit im Kranzwinden singt sie auch und spielt auf der Zither, was uns ebenfalls Gewinn bringt, und seit kurzem – doch das ist ein Geheimnis.“

„Was?“ rief Lydon. „Bist du eine Sphinx geworden?“

„Sphinx, nein! Warum eine Sphinx?“

„Laß dein Geschwätz, Frau, und bring uns unser Essen, ich bin hungrig“, sagte Sporus ungeduldig.

„Ich auch“, stimmte Niger grimmig ein und wetzte sein Messer an der flachen Hand.

Die Athletin ging in die Küche und kehrte bald mit einem Brett voll großer halbgekochter Fleischstücke zurück; denn dadurch glaubten die Helden des Lohnkampfes, ihre Stärke und Wildheit am besten zu erhalten. Sie setzten sich an den Tisch mit der Gier ausgehungertter Wölfe; das Fleisch verschwand, der Wein floß.

ZWEITES KAPITEL

Zwei Ehrenmänner

In den frühen Zeiten Roms war das Priesteramt eine Sache der Ehre, nicht des Gewinns. Es wurde von den edelsten Bürgern verwaltet und blieb den Plebejern untersagt. Später jedoch, schon lange vor der Zeit, in der unsere Geschichte spielt, öffnete sich dieser Stand allen Klassen. Selbst die Stelle eines Jupiter-Priesters, des „Flamen Dialis“, der einen Lictor vor sich her gehen hatte und durch seine Würde zum Sitz im Senat berechtigt war, blieb später nicht mehr das ausschließliche Vorrecht der Patrizier, sondern wurde durch Volkswahl vergeben. Die weniger volkstümlichen und in geringerem Ansehen stehenden Gottheiten wurden in der Regel von plebejischen Priestern be-

dient, und mancher trat in diesen Stand weniger aus Frömmigkeit als um einer bequemen Versorgung willen.

So war Calenus, der Priester der Isis, von niedrigster Herkunft. Seine Angehörigen, wenn auch nicht seine Eltern, waren Freigelassene. Er hatte von ihnen eine gute Erziehung und von seinem Vater ein kleines Vermögen erhalten, aber in kurzer Zeit durchgebracht. Er wählte den Priesterstand als letzten Ausweg vor Armut. Wie gering die Bezüge sein mochten, die der Staat den heiligen Männern angedeihen ließ, die Diener eines beliebten Tempels hatten sich über den Ertrag ihres Berufs nie zu beklagen. Kein Gewerbe ist so gewinnbringend wie eins, das auf den Aberglauben der Menge baut. Von den Verwandten des Calenus lebte in Pompeji nur noch einer, und das war Burbo. Allerhand dunkle, unehrenhafte Bande vereinigten noch stärker als die Bande des Blutes Herzen und Interessen der beiden; und der Diener der Isis stahl sich oft verkleidet von seinen vermeintlich so strengen Andachtsübungen weg, schlich sich durch das Hinterpförtchen des ausgedienten Gladiators, eines verdorbenen und durch seinen Beruf ehrlosen Menschen, und freute sich, dort den letzten Lappen einer Maske wegzurwerfen, die ihm überhaupt zu unbequem gewesen wäre. Eigentlich war er selbst für die bloße Nachäffung der Ehrbarkeit zu brutal.

In einen großen Mantel gehüllt, wie sie statt der Togen bei den Römern Mode geworden waren, deren weite Falten die Gestalt und deren Kapuze auch die Gesichtszüge verhüllte, saß Calenus jetzt in dem Privatzimmerchen des Weinhändlers, von wo aus ein kleiner Gang unmittelbar zu der Hintertür führte, die es fast in jedem Haus in Pompeji gab.

Ihm gegenüber hatte der stämmige Burbo Platz genommen und zählte auf den Tisch sorgfältig ein Häufchen kleiner Münzen, die der Priester eben aus seiner Börse geschüttelt hatte.

„Du siehst“, sagte Calenus, „daß wir dich hübsch bezahlen, und solltest mir danken, daß ich dich in ein so einträgliches Geschäft gebracht habe.“

„Das tu' ich, Vetter, das tu' ich“, erwiderte Burbo mit Wärme und strich die Geldstücke in ein ledernes Säckchen, das er dann in den Gürtel steckte, worauf er die Schnalle um seine gewaltigen Lenden fester zuzog. „Und bei der Isis, Pisis und Nysis, oder was sonst noch für Götter in Ägypten sein mögen, meine

kleine Nydia ist für mich ein wahrer Hesperiden-Garten, eine Goldgrube!“

„Sie singt gut und hat ein Saitenspiel wie eine Muse“, entgegnete Calenus. „Das sind Eigenschaften, die mein Patron stets freigebig bezahlt.“

„Er ist ein Gott!“ rief Burbo begeistert aus. „Jeder großmütige Reiche verdient göttliche Verehrung. Aber komm, einen Becher Wein, Alter, und erzähl mir Näheres von dieser Angelegenheit. Was hat sie zu tun? Sie ist eingeschüchtert, spricht von ihrem Eid und geht mit nichts heraus.“

„Sowenig als ich, bei meiner rechten Hand! Auch ich hab’ diesen furchtbaren Eid der Geheimhaltung geschworen.“

„Eid? Was sind Eide für unsereins?“

„Wär’s so ein Alltags Eid – aber dieser!“ Der derbe Mann schauderte. „Ja“, fuhr er fort, nachdem er einen mächtigen Becher ungemischten Weins geleert hatte, „ich gesteh’ dir, es ist nicht so sehr der Eid, den ich fürchte, als die Rache dessen, der ihn mir abnahm. Bei den Göttern, er ist ein gewaltiger Zauberer und könnte die Nachricht vom Bruch meines Eides sogar vom Mond herabziehen, wenn ich dem mein Geheimnis auszuschwatzen wagte. Sprich nicht mehr davon! Beim Pollux, so hoch es bei seinen Gelagen hergeht, mir wird’s dabei doch nie recht behaglich! Mir ist eine lustige Stunde mit dir, mein Junge, und einer von den einfachen, echten Dirnen, die ich in deinen veräucherten Stübchen treffe, lieber, als ganze Nächte bei diesen prunkvollen Gelagen.“

„Ho, sprichst du so? Da wollen wir morgen abend, wenn’s den Göttern gefällt, so ein heimliches Tränkchen tun!“

„Von Herzen gern“, erwiderte der Priester und rückte händereibend näher an den Tisch.

In diesem Augenblick vernahmen sie ein leichtes Geräusch am Hinterpförtchen, als ob jemand nach der Klinke fühle. Der Priester ließ die Kapuze über das Gesicht.

„Sei ruhig“, sagte der Wirt, „es ist nur das blinde Mädchen.“ Damit hatte Nydia geöffnet und trat ein.

„Na, Kind, wie geht’s dir? Siehst blaß aus, hast dich lang in die Nacht hinein lustig gemacht? Hat nichts zu sagen, Jugend muß nun einmal jung sein!“ rief Burbo aufmunternd.

Ohne Antwort zu geben, sank das Mädchen in großer Mattigkeit auf einen Sitz. Ihre Farbe kam und ging in raschem Wech-

sel, ungeduldig stampfte sie mit den Füßen auf den Boden, erhob dann plötzlich den Kopf und sagte mit entschlossenem Ton:

„Herr, du kannst mich verhungern lassen, wenn du willst, kannst mich schlagen, mit dem Tod bedrohen – aber nach diesem unheiligen Ort geh’ ich nicht mehr!“

„Was, Närrin“, rief Burbo wild, und die borstigen Brauen zogen sich über den grimmigen, blutunterlaufenen Augen finster zusammen. „Was, du widerspenstiges Ding? Nimm dich in acht!“

„Ich hab’ es nun ausgesprochen“, entgegnete das arme Mädchen, die Hände über der Brust kreuzend.

„Was, meine sittsame, meine zarte Vestalin, du willst nicht mehr gehen? Gut, man wird dich hintragen!“

„Ich bringe die Stadt mit meinem Geschrei in Aufruhr!“ rief sie leidenschaftlich, und die Röte stieg ihr bis in die Stirn.

„Das wollen wir schon unterbinden – wir stecken dir einen Knebel in den Mund!“

„Dann mögen mir die Götter helfen!“ erwiderte sie und stand auf. „Ich wende mich an die Polizei.“

„Denk an deinen Eid!“ sagte eine drohende Stimme. Calenus mischte sich zum erstenmal in die Unterredung. Ein Zittern erfaßte den ganzen Leib des armen Kindes. Flehend faltete sie die Hände.

„Ach, ich bin so unglücklich!“ rief sie und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

Mochte es dieser Ausruf sein, der die sanfte Stratonike herbeiführte oder nicht – jedenfalls erschien ihre furchterregende Gestalt in diesem Augenblick im Zimmer.

„He da, was hast du mit meiner Sklavin getrieben, du Untier?“ wandte sie sich grimmig an Burbo.

„Sei ruhig, Weib“, lautete halb trotzig, halb schüchtern die Antwort. „Du brauchst neue Gürtel und hübsche Kleider, nicht wahr? Na, so halt ein Aug’ auf deine Sklavin, oder du kannst lang darauf warten!“

„Was bedeutet das?“ fragte die Hexe, von einem zum anderen blickend.

Plötzlich fuhr Nydia von der Wand, an die sie sich gelehnt hatte, auf und warf sich zu Stratonikes Füßen; sie umschlang ihre Knie und sah mit den lichtlosen, rührenden Augen zu ihr empor.

„O meine Herrin“ schluchzte sie, „du bist eine Frau, du hast Schwestern gehabt, bist jung gewesen wie ich, du mußt es mir nachfühlen, rette mich! Ich kann nicht mehr zu diesen fürchterlichen Festen gehen!“

„Dummheiten!“ rief die Hexe und riß sie an den zarten Händen rauh vom Boden auf. „Dummheiten! Solche feinen Bedenken sind nicht für Sklavinnen!“

„Hör einmal“, sagte Burbo und klingelte mit der gezogenen Börse; „hör diese Musik, Frau; beim Pollux, wenn du das wilde Füllen da nicht scharf an die Kandare nimmst, so kriegst du sie nicht so bald wieder vor die Ohren!“

„Das Mädchen ist jetzt müde“, erwiderte Stratonike, dem Calenus zunickend, „wenn ihr sie wieder braucht, wird sie schon fügsamer sein.“

„Ihr, ihr! Wer ist hier?“ fragte Nydia, die Augen wie mit einem furchtbaren, angespannten Blick durchs Zimmer sendend, so daß Calenus erschrocken vom Stuhl aufsprang.

„Sie muß mit diesen Augen sehen!“ murmelte er.

„Wer ist hier? Sprich um Himmels willen! Ach, wärt ihr blind wie ich, ihr würdet nicht so grausam sein!“ rief sie und brach von neuem in Tränen aus.

„Nimm sie fort“, sagte Burbo ungeduldig. „Ich kann dies Gewinsel nicht leiden.“

„Fort!“ rief Stratonike und stieß das arme Kind zwischen den Schultern voran.

Nydia wich aus mit einer Miene, der die Entschlossenheit plötzlich ein stolzes Ansehen gab. „Hört mich“, sagte sie, „ich hab’ euch treu gedient, ich, die erzogen wurde... Ach, meine Mutter, meine arme Mutter! Hättest du geträumt, daß es dahin mit mir käme!“ Sie wischte die Tränen aus den Augen und fuhr fort: „Befehlt mir alles andere, und ich will gehorchen, aber ich sage euch hiermit, so hart, streng und unerbittlich ihr auch sein mögt, ich sage euch, daß ich nicht mehr dort hingehge, oder, wenn man mich zwingt, das Erbarmen des Prätors selbst anrufe. Ich habe es ausgesprochen: Hört mich, ihr Götter, ich schwöre!“

Die Augen der Hexe glühten Feuer; sie faßte das Kind mit einer Hand bei den Haaren und hob die andere hoch auf – diese furchtbare Hand, deren geringster Schlag die schwache, zarte Gestalt, die sie treffen sollte, zu zermalmen drohte. Es

war, als durchzuckte die Frau selbst dieser Gedanke, denn sie hemmte den geplanten Schlag, zerrte Nydia nach der Wand, nahm einen – nur zu oft schon so gebrauchten – Strick vom Haken, und im nächsten Augenblick hallte das Schmerzensgeschrei des unglücklichen Mädchens durch das Haus.

DRITTES KAPITEL

Glaukus tut einen Kauf, der ihm später teuer zu stehen kommt

„Hallo, ihr braven Burschen!“ rief Lepidus, indem er mit gesenktem Kopf durch die niedere Tür in Burbos Haus trat. „Wir wollen mal sehn, wer von euch eurem Fechtmeister die meiste Ehre macht!“

Die drei Gladiatoren erhoben sich vom Tisch, um die drei vornehmen Leute zu begrüßen, die als die reichsten und lebensfrohesten jungen Männer in Pompeji bekannt waren und deren Stimmen daher über den Ruhm im Amphitheater entscheiden konnten.

„Was für schöne Tiere“, sagte Clodius zu Glaukus, „wert, Gladiatoren zu sein!“

„Schade, daß sie keine Krieger sind“, antwortete Glaukus. Merkwürdig war zu sehen, wie der weichliche, empfindliche Lepidus, den bei einem Trinkgelage jeder Sonnenstrahl blenden, im Bad, jedes Lüftchen erkälten wollte, wie dieser Lepidus jetzt voll Eifer die mächtigen Schultern der Gladiatoren mit seiner weißen mädchenhaften Hand beklopfte, wie er mit zartem Druck ihr festes Fleisch, ihre eisernen Muskeln befühlte, ganz verloren in Bewunderung einer Mannheit, die ihm selbst so völlig abging.

„He, Niger, wie wirst du fechten“, fragte er, „und mit wem?“ „Sporus hat mich herausgefordert“, erwiderte der Riese, „wir werden hoffentlich kämpfen, bis einer tot ist.“

„Versteht sich“, brummte Sporus mit einem Blinzeln seiner kleinen Augen.

„Er nimmt das Schwert, ich das Netz und den Dreizack, das wird einen großartigen Spaß geben. Ich hoffe, der Überlebende

wird genug zu tun haben, die Würde der Siegerkrone aufrechtzuhalten.“

„Sei unbesorgt, wir wollen die Börse füllen, mein Hektor“, erwiderte Clodius. „Laß sehen, du fichtst gegen Niger — Glaukus, eine Wette: ich setze auf Niger.“

„Sagt ich's euch nicht?“ rief Niger jubelnd. „Der edle Clodius kennt mich! Kannst dich schon für tot ansehen, Sporus!“

Clodius nahm seine Schreibtafel heraus. „Eine Wette, zehn Sestertien. Was meinst du?“

„Einverstanden“, sagte Glaukus, „aber wen haben wir da? Diesen Kämpfer habe ich noch nie gesehen.“ Damit betrachtete er den Lydon, dessen Glieder schlanker als die der andern Athleten waren, wie auch in seinen Zügen etwas Anmut, ja etwas Edles lag, das sein Beruf noch nicht ganz zerstört hatte.

„Es ist Lydon, ein Anfänger, der bis jetzt bloß mit dem hölzernen Schwert gefochten hat“, entgegnete Niger herablassend. „Aber er hat das echte Blut in sich, und er hat Tetraides gefordert.“

„Er hat mich gefordert“, sagte Lydon, „ich habe den Vorschlag nur angenommen.“

„Und wie fichtst du?“ fragte Lepidus. „Du solltest noch ein wenig warten, mein Junge, eh' du es mit dem Tetraides versuchst.“ Lydon lächelte verächtlich.

„Ist er Bürger oder Sklave?“ fragte Clodius.

„Bürger, wir alle sind Bürger hier“, antwortete Niger.

„Streck deinen Arm, Lydon!“ sagte Lepidus mit Kennermiene.

Mit einem bedeutungsvollen Blick auf seine Kameraden reckte der Gladiator den Arm, der zwar nicht so gewaltig im Umfang wie bei den andern, doch in den Muskeln so fest, so harmonisch in seinen Verhältnissen war, daß die drei prüfenden Kenner in einen gemeinsamen Ruf der Bewunderung ausbrachen.

„Nun, was ist deine Waffe?“ fragte Clodius, die Schreibtafel in der Hand.

„Wir kämpfen zuerst mit dem Faustriemen, nachher, wenn wir beide noch am Leben sind, mit Schwertern“, erwiderte Tetraides spitzig, mit eifersüchtigem Gesicht.

„Mit dem Faustriemen?“ rief Glaukus. „Das ist nicht gut für dich, Lydon. Der Faustriemen ist griechische Art, ich kenn' ihn wohl. Zu diesem Kampf müßtest du dir mehr Fleisch gezogen

haben, du bist viel zu mager dafür; vermeide den Faustriemen.“

„Ich kann es nicht“, sagte Lydon.

„Und warum?“

„Ich hab' es schon gesagt – weil er mich gefordert hat.“

„Aber er wird nicht gerade auf dieser Waffe bestehen.“

„Meine Ehre besteht darauf“, entgegnete Lydon stolz.

„Ich wette für Tetraides, zwei gegen eins, auf den Faustriemen!“

rief Clodius. „Wollen wir auf die Schwerter gleich gegen gleich wetten, Lepidus.“ – „Lydon kommt nie zum Schwert. Du bist gar zu gütig.“

„Was sagst du, Glaukus?“ fragte Clodius.

„Ich nehm' es auf, drei gegen eins.“

„Zehn Sestertien gegen dreißig?“

„Ja.“

Clodius schrieb die Wette in seine Schreibtafel. „Verzeih, mein edler Gönner“, flüsterte Lydon dem Glaukus zu, „wieviel glaubst du, daß der Sieger gewinne?“

„Wieviel? Nun, etwa sieben Sestertien.“

„Wird es gewiß soviel sein?“

„Wenigstens. Aber schäme dich, daß du an das Geld und nicht an die Ehre denkst! O Römer! Überall bleibt ihr doch Römer!“

Eine Röte zuckte über die dunkle Wange des Gladiators hin.

„Tu mir nicht unrecht, Glaukus, ich denke an beides, aber nur um des Geldes willen bin ich Gladiator geworden.“

„Niedriger Kerl! Magst du doch fallen! Ein Geizhals war nie ein Held.“

„Ich bin kein Geizhals“, erwiderte Lydon hochmütig und zog sich an die andere Seite des Zimmers zurück. „Aber ich sehe Burbo nicht, wo ist er? Ich muß mit Burbo sprechen!“ rief Clodius.

„Er ist da drin“, antwortete Niger und wies auf die Tür im Hintergrund.

„Und Stratonike, die tapfere Alte, wo ist sie?“ fragte Lepidus.

„Sie war eben da, eh' ihr kamt, aber da hörte sie da drüben etwas, was ihr nicht gefiel, und weg war sie! Zum Pollux! Der alte Burbo hatte vielleicht ein Mädchen im Hinterzimmer gefaßt. Ich hörte eine Weiberstimme laut schreien – die alte Dame ist so eifersüchtig wie Juno.“

„Vortrefflich“, rief Lepidus lachend. „Komm, Clodius, wir wollen mit Jupiter teilen, vielleicht hat er eine Leda erwischt.“

In diesem Augenblick erschreckte ein lautes Geschrei des Schmerzes und der Angst die Sprechenden:

„Oh! Schone mich! Ich bin nur ein Kind, ich bin blind, ist das nicht Strafe genug?“

„O Pallas! Ich kenne diese Stimme, es ist mein armes Blumenmädchen!“ rief Glaukus und stürzte auf die Tür zu, stieß sie auf und sah, wie Nydia sich unter den Händen des wütenden Weibes krümmte. Der schon mit Blut benetzte Strick war hoch in die Luft erhoben. Er hielt ihn plötzlich an.

„Furie!“ rief er, und entriß mit der Linken Nydia ihrem Griff.

„Wie wagst du ein Mädchen so zu behandeln – ein Wesen von deinem eigenen Geschlecht, ein Kind? Meine Nydia, meine arme Kleine!“

„Oh! Bist du es, ist es Glaukus?“ rief das Blumenmädchen, fast im Ton des Entzückens. Die Tränen standen ihr auf den Wangen still, sie lächelte, klammerte sich an seine Brust und küßte ihm das Gewand.

„Und wie wagst du, vorlauter Fremdling, dich zwischen ein freies Weib und ihre Sklavin zu werfen? Bei den Göttern! Trotz deiner schönen Tunika und deinem ekelhaften Parfüm glaube ich, du bist nicht einmal ein römischer Bürger, mein Püppchen!“

„Höflich, Frau! Höflich!“ sagte Clodius, der jetzt mit Lepidus eintrat. „Das ist mein Freund, er muß gegen deine Zunge ein Obdach erhalten, meine Holde, sie regnet Steine!“

„Gib mir meine Sklavin!“ schrie das Weib und setzte ihre mächtige Tatze auf die Brust des Griechen.

„Nein, und wenn dir alle Furien schwesterlich beistünden“, erwiderte Glaukus. „Fürchte nichts, kleine Nydia: ein Athener verläßt das Unglück nie!“

„Heda!“ rief Burbo, indem er zögernd aufstand. „Was für ein Lärm ist das um einer Sklavin willen! Laß den jungen Herrn los, Weib – laß ihn los, um seinetwillen soll dem naseweisen Ding diesmal verziehen werden!“ Damit zog oder zerrte er vielmehr seine blutgierige Ekehälfte weg.

„Meinte ich doch, als wir eintraten, es sei noch jemand dagewesen“, sagte Clodius. „Er ist fort.“

Wirklich hatte es der Isispriester für hohe Zeit gehalten, zu verschwinden.

„Oh, ein Freund von mir! Ein Zechbruder, ein ruhiger Hund, der dergleichen Katzbalgereien nicht liebt“, bemerkte Burbo

obenhin. „Aber geh, Kind, du zerreißt dem Herrn die Tunika, wenn du dich so fest an ihn anklammerst, geh, es soll dir verziehen sein.“

„Oh, verlaß mich nicht, verlaß mich nicht!“ rief Nydia und klammerte sich noch fester an den Athener.

Ergriffen von ihrem hilflosen Zustand, ihrer schutzflehenden Bitte, von dem rührenden Reiz ihres Wesens, setzte sich der Grieche auf einen der rauhen Sthle. Er nahm sie auf den Schoß, wischte ihr mit seinem langen Haar das Blut von den Schultern, küßte ihr die Tränen von den Wangen, flüsterte ihr die tröstenden Worte zu, mit denen man die Schmerzen eines Kindes zu lindern sucht. Und so gut nahm er sich in seinem freundlichen Bemühen aus, daß selbst das wilde Herz Stratonikes bewegt wurde. Seine Gegenwart schien einen Glanz über diese niedere, schmutzige Stätte auszustrahlen. Jung, schön, strahlend, war er ein Bild von der Herrlichkeit dieser Welt, ein Wesen tröstend, das von dieser Welt verlassen worden!

„Ei, wer hätte gedacht, daß unsere blinde Nydia so zu Ehren käme!“ sagte die Athletin und wischte sich die heiße Stirn.

Glaukus sah Burbo an.

„Mein lieber Mann“, sagte er, „das ist deine Sklavin, sie singt gut und ist an die Blumenwartung gewöhnt; ich wünsche einer Dame eine solche Sklavin zum Geschenk zu machen. Willst du sie mir verkaufen?“ Bei diesen Worten fühlte er, wie der ganze Körper des armen Kindes vor Entzücken bebte. Es fuhr auf, streifte das aufgelöste Haar aus den Augen und wandte den Kopf, als könnte sie sehen.

„Unsere Nydia verkaufen? Nein, wahrhaftig!“ erwiderte Stratonike unfreundlich.

Nydia sank mit einem langen Seufzer zurück und faßte von neuem nach dem Kleid ihres Beschützers.

„Unsinn!“ rief Clodius gebieterisch. „Ihr mt es mir zu Gefallen tun! Was, Mann! Was, alte Dame! Bekommt mich zum Feind – und euer Weinschank ist ruiniert. Ist nicht Burbo Klient meines Veters Pansa? Bin ich nicht das Orakel des Amphitheaters und seiner Helden? Ein einziges Wort von mir – und ihr könnt eure Krüge zerschlagen, ihr verkauft nichts mehr. Glaukus, die Sklavin ist dein.“

Burbo kratzte sich den gewaltigen Kopf in sichtbarer Verlegenheit: „Das Mädchen müßte mir mit Gold aufgewogen werden.“

„Nennt den Preis, ich bin reich“, entgegnete Glaukus.

„Ich habe sechs Sestertien für sie bezahlt, jetzt ist sie zwölf wert“, brummte Stratonike.

„Ihr sollt zwanzig haben. Kommt gleich mit zum Amt und dann in mein Haus, daß ich euch das Geld aushändige!“

„Ich hätte das liebe Kind nicht um hundert Sestertien verkauft, wär's nicht, um dem edlen Clodius einen Gefallen zu tun“, sagte Burbo weinerlich. „Und du willst also mit Pansa über die Stelle eines Schiedsrichters beim Amphitheater sprechen, verehrter Clodius? Das wär' eben ein Plätzchen für mich!“

„Du sollst sie haben“, erwiderte Clodius und setzte flüsternd hinzu: „Dieser Grieche kann dein Glück machen: das Geld läuft durch ihn wie durch ein Sieb, streiche diesen Tag mit weißer Kreide an.“

„An dabis?“ fragte Glaukus nach der üblichen Formel bei Verkauf und Tausch.

„Dabitur“, antwortete Burbo.

„So geh' ich denn mit dir – mit dir, o Glück!“ flüsterte Nydia.

„Ja, hübsche Kleine, und deine härteste Arbeit soll fortan sein, deine griechischen Lieder der schönsten Dame in Pompeji zu singen.“

Das Kind fuhr von seinem Arm zurück, eine Trübung zog über sein eben noch strahlendes Gesicht; es seufzte tief und sagte dann, indem es ihn noch einmal an der Hand griff: „Ich glaubte, ich dürfte in dein Haus gehen.“

„Und das sollst du auch erst einmal; komm, wir wollen keine Zeit verlieren!“

VIERTES KAPITEL

Der Nebenbuhler des Glaukus kommt seinem Ziele näher

Ione war eine von den glänzenden Erscheinungen, wie sie kaum ein- oder zweimal über die Lebensbahn eines Menschen hinstrahlen. In hoher Vollkommenheit vereinte sie die seltensten Gaben der Natur: Geist und Schönheit. Höhere geistige Fähigkeiten besitzt man nicht, ohne sich ihrer bewußt zu sein; zwar

ist Bescheidenheit bei großen Gaben sehr reizvoll, aber sie bedeutet durchaus nicht immer, daß der bescheidene Träger dieser Gaben sie nicht kennt. Vielmehr gibt gerade das stolze Bewußtsein von gewissen Eigenschaften, die es der Alltagswelt nicht enthüllen kann, dem Genie die scheue, zurückhaltende, ja verlegene Miene, die uns, wo wir sie finden, rührt und schmeichelt. Eine Täuschung wäre der Gedanke, das schüchterne Wesen dieses oder jenes großen Menschen sei ein Zeichen dafür, daß er seine Überlegenheit nicht kenne! Was wie Schüchternheit aussieht, ist nur Zeugnis für seine Selbstachtung. Auf eine drückende Weise empfindet er, wieviel größer er ist als irgendein Gegenüber, und gerät bloß deshalb außer Fassung, weil er sich da, wo ein Irgendwer ihm begegnet, zu dessen Niveau herabgezwungen fühlt. Er findet kein Gespräch, keine Gedanken, keinen Zugang zu Alltagsmenschen; deren Kleinheit ist es, was ihn verwirrt, nicht die seinige! –

So kannte denn auch Ione geistige Überlegenheit, aber in der reizenden seelischen Beweglichkeit der Frauen fand sie das Talent, auf das so wenige verwandte Geister aus dem männlichen Geschlecht Anspruch machen können, das Talent, ihre graziöse Natur jedem, mit dem sie zusammenkam, zu unterwerfen und anzupassen. Der perlende Springquell goß sein Wasser in gleicher Weise auf Ufer, Becken und Blumen; er erfrischte, lächelte, funkelte allenthalben. Der Stolz, der notwendig zur Überlegenheit gehört, sprach sich in ihr kaum bemerkbar aus; in ihrem Innern aber wandelte er sich zur Unabhängigkeit in Wollen und Tun. So ging sie ihren eigenen glänzenden und einsamen Pfad. Sie bat keine bejahrte Matrone um Leitung und Führung, sie ging allein im Licht ihrer Reinheit. Keinem tyrannischen Brauch unterwarf sie sich; sie modelte die Sitte nach ihrem Willen, aber auf so feine Art und mit einer so weiblichen Grazie, einer so vollkommenen Sicherheit, daß man nicht sagen konnte, sie biete der Sitte Trotz, sondern sie beherrsche sie. Nicht jeder mußte Ione lieben, vielleicht war sie zu erhaben für die Liebe gewöhnlicher Naturen; aber liebte jemand sie einmal, so ging es bis zur Anbetung. Unerschöpflich war der Reichtum ihrer Anmut, mit der sie die alltäglichste Handlung verschönte; ein Wort, ein Blick von ihr schien wie ein Zauber zu wirken. Sie lieben hieß in eine neue Welt treten, in der das Auge alles wie in einem magischen Spiegel sah. In ihrer Gegenwart war es, als

höre man auf eine herrliche Musik, man fühlte sich in eine Stimmung getaucht, die wenig Irdisches an sich hatte, wie sie sonst die Musik am ersten hervorzubringen vermag – in jene Wonne, die läutert und erhebt, die die Sinne zwar faßt, aber durch sie auf die Seele wirkt.

So war sie denn dazu angetan, die ungewöhnlichen, kühneren männlichen Naturen anzuziehen und zu fesseln; sie lieben hieß zwei Leidenschaften vereinigen: Liebe und Streben nach Vervollkommenng; man erhob sich über sich selbst, wenn man sie anbetete.

Kein Wunder, daß sie die geheimnisvolle flammende Seele des Ägypters, eines Mannes, in dem die wildesten Leidenschaften sich bargen, ganz in Bande geschlagen hatte. Ihre Schönheit und ihre Seele, in ihrer Wirkung vereint, machten ihn zum Sklaven.

Von der gewöhnlichen Welt aus eigenem Willen geschieden, liebte er die Kühnheit des Charakters, die sich auch unter gewöhnlichen Verhältnissen hoch und allein stellt. Er sah nicht, oder er wollte nicht sehen, daß eben jene Vereinzelung ihn noch mehr als die Menge von Ione trennte. Fern wie die Pole voneinander – fern wie der Tag von der Nacht stand seine Einsamkeit von der ihren. Er war einsam in seiner dunklen, mit Prunk umgebenen Verkehrtheit; sie durch ihre schöne Phantasie und in der Reinheit ihrer Tugend.

War es nicht zu verwundern, daß Ione unwillentlich den Ägypter an sich kettete, so war es noch natürlicher, daß sie das helle, sonnige Herz des Atheners so schnell und unwiderruflich gefangen hatte. Die Lebhaftigkeit eines Temperaments, das aus Lichtstrahlen gewoben schien, hatte Glaukus in das Treiben der Welt geführt. Indem er sich den Zerstreuungen seiner Zeit hingab, gehorchte er nicht unreinen Antrieben, sondern dem kräftigen Ruf der Jugend und Gesundheit. Er breitete die Lichtfülle seiner eigenen Natur über jede Niederung, in die er so geriet. Seine Einbildungskraft blendete ihn, aber sein Herz war nicht verdorben. Viel tiefer, als seine Gefährten glaubten, durchschaute er, daß sie sein Geld und seine Jugend sich zunutze zu machen suchten; aber Reichtum hatte für ihn nur als Mittel zum Genuß einen Wert, und Jugend war das Band, das ihn an die Genossen knüpfte. Allerdings fühlte er ein Verlangen nach edleren Beschäftigungen und höheren Zielen, als ihm diese

Lebensführung bot, aber die Welt war ein großes Gefängnis, dessen Kerkermeister der Beherrscher von Rom war, und eben die Anlagen, die Glaukus in den freien Tagen Athens ehrgeizig gemacht hätten, machten ihn in der Sklaverei der ganzen Welt untätig und lässig. Denn in diesem unnatürlichen, sterilen Zustand der Gesellschaft war jedes edle Aufstreben untunlich. Der Ehrgeiz betätigte sich in der Umgebung eines despotischen Hofes nur in einem Wettstreit der Schmeichelei und List. Habsucht war der einzige Antrieb geworden, sich aus der Menge zu erheben; man erstrebte Präturen und Provinzen bloß als einen Freibrief zum Plündern, und Regierungsgewalt war nur ein Deckname für Raub.

So auf sich selbst zurückgeworfen, fanden die edleren Eigenschaften des Griechen Glaukus nur in der überschäumenden Phantasie einen Ausweg, die seinen Vergnügungen Grazie, seinen Gedanken Poesie verlieh. Ein ungebunden übermütiges Leben war nicht so verächtlich wie der Wettstreit mit Parasiten und Sklaven; und ließ sich dem Ehrgeiz kein höheres Ziel setzen, so erlaubte doch der Luxus eine Verfeinerung. Alles Bessere und Hellere in seiner Natur aber erwachte mit einem Male, als er Ione kennenlernte. Hier war ein Ziel, würdig höchster Anstrengung, hier eine Herrlichkeit, die der schmutzige Rauch einer ungesunden Gesellschaft nicht beflecken oder verdüstern konnte. So kann die Liebe zu jeder Zeit, unter jedem Verhältnis Raum für ihre goldenen Altäre finden. Und gab es je einen erhabeneren und erhebenderen Triumph als den Sieg über ein edles Herz? –

Des jungen Mannes Geist strahlte in Iones Gegenwart heller, seine Seele erschien wacher und selbstsicherer. Und war es natürlich, daß er sie liebte, so war es ebenso natürlich, daß sie seine Liebe erwiderte. Jung, glänzend, beredt, liebend, ein Athener, erschien er ihr als die verkörperte Poesie ihres Vaterlandes. Beide schienen nicht wie Geschöpfe einer Welt, deren Elemente Kampf und Mühen sind; sie glichen Wesen, die man nur an Festtagen der Natur erblickt, so herrlich und frisch war ihre Jugend, ihre Schönheit und ihre Liebe. Es war, als seien sie in der harten Alltagswelt nicht an ihrem Platz, als hätten sie von Rechts wegen dem Goldenen Zeitalter angehört, einer Traumwelt von Halbgöttern und Nymphen. Alle schönen Möglichkeiten des Lebens schienen sich in ihnen verwirklicht zu

haben, und in ihren Herzen vereinten sich die letzten Strahlen der Sonne von Delos und von Griechenland.

Verfuhr zwar Ione in ihrer Lebensführung sehr unabhängig, so war ihr bescheidener Stolz in gleichem Grad wachsam und leicht zu erschrecken. Die Lüge des Ägypters, die Geschichte von der Taktlosigkeit, der Roheit des Glaukus, schnitt ihr tief ins Herz. Sie erschien ihr wie ein Vorwurf gegen ihren Charakter und ihre Lebensweise, vor allem wie eine Strafe für ihre Liebe; zum erstenmal fühlte sie, wie schnell sie dieser Liebe Herrschaft über sich eingeräumt hatte, und beschämt errötete sie darüber wie über eine Schwäche, deren mögliche Folgen sie mit Schrecken vor sich zu sehen glaubte: sie bildete sich ein, ebendieser Schwäche wegen verachte sie der Geliebte, und so duldete sie die bitterste Qual edler Naturen: Demütigung! So war ihre Liebe getroffen wie ihr Stolz. Flüsterte sie in einem Augenblick Vorwürfe gegen Glaukus, verachtete, haßte sie ihn beinah, so brach sie im nächsten Augenblick in leidenschaftliche Tränen aus, ihr Trotz wurde von ihrer natürlichen Sanftmut überwältigt, und in bitterer Qual schluchzte sie: „Er verachtet mich! Er liebt mich nicht!“

Als der Ägypter sie verlassen hatte, hatte sie sich in ein entferntes Gemach zurückgezogen, hatte ihre Dienerinnen fortgeschickt, hatte sich vor den Scharen, die ihre Tür belagerten, verleugnen lassen. Glaukus wurde wie die übrigen abgewiesen; er wunderte sich, konnte aber den Grund nicht ahnen. Keineswegs traute er seiner Ione — seiner Herrscherin, seiner Gottheit, weibische Launenhaftigkeit zu. In der Majestät ihrer Wahrhaftigkeit stand sie zu hoch über solchen Kunstgriffen der Seelenquälerei. Er war beunruhigt, aber seine Hoffnung war nicht getrübt, denn er wußte ja, daß er liebe und geliebt werde; ein kräftigeres Amulett gegen die Furcht konnte er nicht haben.

In tiefer Nacht, wenn die Straßen still waren und nur die hohe Mondgöttin seine Andacht sah, pilgerte er still zu dem Tempel seines Herzens — zu ihrem Haus, und warb um sie nach der schönen Weise seines Landes. Er bedeckte ihre Tür mit reichen Blumenkränzen, in denen jede Blüte ein Brief seiner Seele war, und ließ die Sommernacht vom Klang der lykischen Leier und von Liedern ertönen, die ihm die Begeisterung eingab. Aber kein Fenster öffnete sich, kein Lächeln machte den Dämmerchein der Nacht noch heiliger. Alles im Haus blieb still und dunkel. Er

wußte nicht, ob seine Lieder willkommen waren, seine Bitten gehört wurden.

Doch schlief Ione nicht und verschmähte nicht, ihm zu lauschen. Die sanften Töne drangen in ihr Gemach; sie beruhigten, überwältigten sie. Solang sie hörte, glaubte sie keiner Einflüsterung gegen den Geliebten. Wenn die Lieder aber endigten, wenn sein Schritt sich entfernte, verschwand der Zauber, und in der Bitterkeit ihrer Seele erblickte sie in dieser zarten Huldigung beinahe eine neue Schmähung.

Sie erlaubte niemand den Zutritt; nur eine Ausnahme machte sie, eine Person gab es, die, mit dem Anspruch fast väterlicher Autorität über ihre Handlungen und ihr Haus, sich nicht abweisen ließ: Arbaces wußte sich über die Schranken hinwegzusetzen, die von anderen beachtet wurden. Er trat in die Tür mit der Unbedenklichkeit eines Menschen, der hier ein Vorrecht hat und zu Hause ist. Er drang in ihre Einsamkeit ein mit ruhiger, auf keine Entschuldigung bedachter Miene, als sei diese Befugnis selbstverständlich. Bei aller Unabhängigkeit in Iones Wesen hatte er es doch verstanden, eine geheime Herrschaft über ihr Gemüt zu erlangen. Sie vermochte sie nicht abzuschütteln; zuweilen wünschte sie es, aber nie kämpfte sie wirklich gegen sie an. Sein Schlangenauge hatte sie bezaubert. Er verbot und gebot ihr durch die Magie eines in Einschüchterung und Menschenbeherrschung lang geübten Geistes. Ohne die mindeste Ahnung von seinem wirklichen Charakter und von seiner verhohlenen Leidenschaft für sie fühlte Ione für ihn die Ehrfurcht, die ein wertempfindender Mensch vor der Intelligenz und vor der Heiligkeit stets fühlt. Sie betrachtete ihn als einen jener hohen Weisen des Altertums, die ihre Freiheit von den Leidenschaften der anderen Menschen in die Geheimnisse der Wissenschaft eindringen ließ. Kaum sah sie ihn als ein irdisches Wesen wie sich selbst an. Sie liebte ihn nicht, sie scheute ihn, seine Gegenwart war ihr nicht willkommen, denn er verdüsterte selbst ihre heiterste Stimmung; mit der Kälte seines Auftretens, mit seiner hohen Gestalt glich er einem Berg, der das Licht der Sonne versteckt. Aber nie fiel es ihr ein, ihm seine Besuche zu untersagen. Sie litt unter diesem Einfluß, gegen den sie sich nicht wehrte, den sie aber zuinnerst als erschreckend und unheimlich empfand.

Arbaces beschloß nun, all seine Künste anzuwenden, um zu

seinem Ziel zu kommen. Sein Sieg über ihren Bruder ermutigte ihn. Seit Apäcides unter dem Zauber jenes Festes gefallen war, fühlte der Ägypter seine Herrschaft über den jungen Priester gesichert und unumstößlich. Er wußte, daß niemand so vollständig unterjocht ist wie ein junger Mann, der zum erstenmal in der Herrschaft seiner Sinne gefangen ist.

Als Apäcides mit dem Morgenlicht von dem tiefen Schlaf, der auf Rausch und Lust gefolgt war, wieder erwacht war, hatte er sich allerdings beschämt, erschreckt, niedergeschlagen gefühlt. Das Gelübde der Keuschheit mahnte in ihm; er, der nach Heiligkeit gedürstet hatte, hatte nun aus so trüber Quelle getrunken! Aber Arbaces kannte die Mittel, um seinen Sieg zu sichern. Von der Verführung zur Sinnlichkeit lockte er den jungen Priester mit einem Male in die Tiefen seiner geheimnisvollen Weisheit. Er enthüllte seinen erstaunten Augen die nur den Eingeweihten gegönnten Geheimnisse der dunklen Philosophie des Nils – Geheimnisse, den Sternen und einer phantastischen Chemie entnommen, die in jenen Tagen, wo die Vernunft selbst bloß Tochter der Einbildungskraft war, wohl für die Aussprüche eines erhabenen Weisen gelten konnten. So erschien denn der Ägypter den jungen Augen des Priesters als ein überirdisches, mit übernatürlichen Kräften begabtes Wesen. Das inbrünstige Verlangen nach einer Kunde vom Jenseits der Erde, das von Kindheit an im Herzen des Priesters lebendig war, wurde überwältigt; sein klares Bewußtsein verwirrte sich, und so erlag er der List, die sich an die zwei stärksten menschlichen Leidenschaften, den Trieb zur Lust und den Trieb zum Wissen, wandte. Der Gedanke, ein so weiser Mann könne irren, ein so Erhabener sich zum Betrug herablassen, empörte ihn. Verstrickt in das dunkle Netz metaphysischer Morallehren, nahm er die Gründe an, mit denen der Ägypter Laster in Tugend verwandelte. Ohne daß er es gewahr wurde, schmeichelte es ihm, daß Arbaces ihn mit sich auf einerlei Stufe gestellt, ihn den Gesetzen, die den großen Haufen binden, entzogen, ihn zum erhabenen Teilnehmer seiner geheimnisvollen Studien wie der magischen Vergnügungen seiner Einsamkeit gemacht hatte. Die reinen, strengen Lehren jenes Glaubens, zu dem ihn Olinth zu bekehren gesucht hatte, waren durch die Flut neuer Leidenschaften aus seiner Erinnerung weggeschwemmt, und der Ägypter, der die Elemente dieser neuen Religion kannte und von seinem Zögling bald er-

fuhr, wie ihre Anhänger auf ihn Einfluß genommen hatten, suchte diesen auf geschickte Art durch einen halb spottenden, halb ernsten Ton der Erörterung zu zerstören.

„Dieser Glaube“, sprach er, „ist nur die Nachahmung einer der vielen Allegorien, die unsere alten Priester erfanden. Sieh hier“, fügte er hinzu und deutete auf eine Rolle in Hieroglyphenschrift, „hier in diesen alten Figuren ist der Ursprung der christlichen Dreieinigkeit. Auch hier sind drei Gottheiten: Gott, der Geist und der Sohn. Beachte, daß der Beiname des Sohnes ‚Erlöser‘ lautet; beachte, daß das Zeichen, durch das seine menschlichen Eigenschaften angedeutet werden, das Kreuz ist. Sieh hier auch die geheimnisvolle Geschichte des Osiris, wie er den Tod erleidet, wie er im Grab liegt und wie er, eine heilige Sühne vollziehend, von den Toten wiederaufersteht! In diesen Geschichten wollen wir bloß ein Sinnbild von dem Verfahren der Natur niederlegen. Aber, ohne daß der Sinn verstanden wurde, hat das bloße Bild leichtgläubigen Völkern Stoff zu mannigfachen Glaubensvorstellungen geliefert. Es ist nach den weiten Ebenen Indiens gewandert; es hat sich den schwärmerischen Philosophen der Griechen beigemischt. Immer größer und materieller werdend, je weiter es sich von seinem alten Ursprung entfernte, nahm es in dieser neuen Religion eine menschliche, körperliche Gestalt an, und die Anhänger des Galiläers sind nur unwissende Nachbeter eines Aberglaubens vom Nil!“

So lautete die Beweisführung, die den Priester gänzlich überzeugte. Es war für ihn wie für alle Menschen notwendig, an etwas zu glauben, und ohne Vorbehalt und Widerstreben gab er sich zuletzt dem Glauben hin, den Arbaces ihm offenbarte.

Nach diesem leichten Sieg konnte sich der Ägypter ganz der Verfolgung seines wichtigeren, höheren Zieles widmen. In seinem Triumph über den Bruder begrüßte er ein Vorzeichen seines Erfolges bei der Schwester. Er hatte Ione am Morgen nach dem Gelage mit Apäcides gesehen, nachdem er sie Tags zuvor durch die Verleumdung ihres Geliebten so tief erregt hatte. Am zweiten und dritten Tag wiederholte er seinen Besuch und ließ jedesmal seine ganze Kunst spielen, teils um seine Wirkung gegen Glaukus zu verstärken, teils um Ione auf die Eindrücke vorzubereiten, die sie nach seinem Plan empfangen sollte. Die stolze Ione verbarg sorgfältig die Qual, die sie duldete, und weib-

licher Stolz ist einer Verstellung fähig, die den Scharfsinnigsten täuschen, den Listigsten überlisten kann. Indessen vermied Arbaces nicht minder sorgfältig, auf einen Gegenstand zurückzukommen, den ihm seine Menschenkenntnis als etwas ganz Geringsfügiges zu behandeln gebot. Er wußte, daß man durch langes Sprechen über das Vergehen eines Rivalen diesem in den Augen der Geliebten eher einen gewissen Wert gibt, daß das klügste Verfahren sei, ihn weder nachdrücklich abzulehnen noch bitter zu verdammen, vielmehr ihn durch einen gleichgültigen Ton herabzusetzen, als sei gar nicht daran zu denken, daß ein Mensch wie er geliebt werden könne. Der Nebenbuhler erreicht sein Ziel am sichersten, wenn er die Wunde, die seinem Stolz geschlagen wurde, verbirgt und dagegen unmerklich den Stolz der Schiedsrichterin verwundet, von deren Stimme sein Schicksal abhängt! Das war jetzt die Politik des Ägypters.

Er kam auf die angebliche Taktlosigkeit des Glaukus nicht wieder zurück; er nannte zwar seinen Namen, aber nicht öfter als den des Clodius oder des Lepidus, und er tat so, als werte er diese alle in eine Klasse als Wesen einer niederen, vergänglichen Art, denen zum Schmetterling nichts fehle als dessen Unschuld und Grazie. Hier und da erwähnte er leicht irgendeine von ihm erfundene Ausschweifung, in der er sie als Verbündete angab; ein anderes Mal bezeichnete er sie als die Antipoden jener erhabenen geistigen Naturen, zu deren Ordnung Ione gehöre. Durch Iones Stolz wie auch wohl durch den eigenen irreführt, kam er nicht darauf, daß sie schon liebe; aber er fürchtete, sie könnte für Glaukus jenes erste flüchtige Interesse gefaßt haben, das den Weg zur Liebe bahnt, und biß im geheimen die Zähne vor Wut und Eifersucht zusammen, wenn er an die Jugend, die Anmut, den Glanz des gefährlichen Nebenbuhlers dachte, dem er dem Anschein nach so wenig Wert beilegte.

Auch am vierten Tag nach jenem ersten Angriff saß Arbaces wieder bei Ione.

„Du trägst einen Schleier im Hause“, bemerkte der Ägypter. „Das ist nicht schön gegen die, die du mit deiner Freundschaft beehrst.“

Ione, die den Schleier übergeworfen hatte, ihm ihre rotgewein-ten Augen zu verbergen, antwortete: „Was kann es dem Arbaces, der nur auf den Geist sieht, verschlagen, ob das Gesicht bedeckt ist?“

„Ich sehe bloß auf den Geist“, erwiderte der Ägypter, „darum eben zeig mir dein Gesicht, denn dort werd’ ich ihn sehen.“

„Du wirst schmeichlerisch in der Luft von Pompeji“, sagte Ione mit einem Ton erzwungener Heiterkeit.

„Glaubst du, reizende Ione, ich habe bloß in Pompeji deinen Wert schätzengelernt?“ Die Stimme des Ägypters zitterte — er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort:

„Es gibt eine Liebe, schöne Griechin, die nicht bloß die Liebe der gedankenlosen Jugend ist — eine Liebe, die nicht mit dem Auge sieht, nicht mit dem Ohr hört, sondern in der die Seele für die Seele entbrennt. Der Landsmann deiner Vorfahren, der tief-sinnige Plato, träumte von solch einer Liebe, seine Nachfolger haben ihm nachzuahmen gesucht; aber diese Liebe ist nicht für die große Herde. Es ist eine Liebe, die bloß hohe und edle Naturen zu fassen vermögen; sie hat nichts gemeinsam mit den Sympathien und Banden einer gewöhnlichen Zuneigung; Runzeln stoßen sie nicht zurück, Häßlichkeit schreckt sie nicht ab. — Allerdings fordert sie Jugend, aber sie fordert sie bloß in der Frische der Empfindung; allerdings fordert sie Schönheit, aber nur die Schönheit des Gedankens und des Geistes. Dies ist die Liebe, Ione, die dir von dem kalten, strengen Mann als würdiges Opfer dargebracht wird. Du hältst mich für streng und kalt: dies ist die Liebe, die ich auf deinem Altar niederzulegen wage; du kannst sie ohne Erröten annehmen.“

„Und ihr Name ist Freundschaft!“ erwiderte Ione. Ihre Antwort war arglos — gleichwohl lautete sie wie ein Vorwurf gegen die geheime Absicht des Sprechenden.

„Freundschaft?“ rief Arbaces heftig. „Nein, das ist ein zu oft entweihetes Wort, um eine so heilige Empfindung damit zu bezeichnen. Freundschaft? Das ist ein Band, das Toren und Wüstlinge aneinander kettet! Freundschaft! Das ist ein Bund, der die gewöhnlichen Herzen eines Glaukus und Clodius vereint! Freundschaft! Nein, das ist eine irdische Zuneigung, aus gemeinen Gewohnheiten und unreinen Sympathien entsprungen. Die Empfindung, von der ich spreche, ist den Sternen entlehnt, sie nimmt teil an jener geheimnisvollen, unaussprechlichen Sehnsucht, die über uns kommt, wenn wir die Sterne ansehen; sie brennt, aber läutert, sie ist die Naphthalampe in der Alabaster-vase, die mit duftendem Wohlgeruch brennt, aber nur in den reinsten Gefäßen durchscheint. Nein, es ist nicht Liebe und ist

nicht Freundschaft, was Arbaces für Ione fühlt. Gib ihm keinen Namen – die Erde hat keinen Namen dafür –, es kommt nicht von der Erde. Warum es durch irdische Namen und irdische Nebenvorstellungen erniedrigen?“

Nie hatte sich Arbaces früher so weit gewagt, aber Schritt für Schritt fühlte er sich hier auf festem Grund; er wußte, daß er eine Sprache sprach, die in jenen Tagen seltsam und fremd war, ohne bestimmte Vorstellung in ihrem Gefolge, so daß er unmerklich weitergehen oder zurückweichen konnte, wie die Gelegenheit es mit sich brachte, wie die Hoffnung Mut oder die Besorgnis Furcht einflößte.

Ione zitterte, ohne zu wissen warum, der Schleier verbarg ihre Züge und bedeckte einen Ausdruck, der, hätte der Ägypter ihn gesehen, ihn zugleich entmutigt und ergrimmt haben würde. Wirklich hatte ihr der Freund nie so mißfallen – der Klang der einschmeichelnden Stimme, hinter der sich so unheilige Gedanken versteckten, drang mißtönend in ihr Ohr. Ihre Seele war noch ganz mit dem Bild des Glaukus erfüllt, und ein Ton der Zärtlichkeit von einem anderen konnte sie nur empören und ängstigen. Doch ahnte sie nicht, daß eine heißere Leidenschaft als jene platonische Liebe, die Arbaces vorgab, hinter seinen Worten laure. Sie glaubte, er habe wirklich bloß von der Zuneigung und Sympathie der Seelen gesprochen; aber war es nicht eben diese Zuneigung, diese Sympathie, die einen guten Teil der Empfindungen ausmachte, die sie für Glaukus fühlte? Und durfte irgendein anderer Schritt als der seine sich der Pforte ihres Herzens nahen? –

So antwortete sie denn, in dem ängstlichen Wunsch, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, mit kühlem, unbewegtem Ton: „Wen auch Arbaces mit dem Gefühl der Achtung ehren mag, immer ist es natürlich, daß sein erhabener Geist diesem Gefühl eine eigene Farbe leiht. Es ist natürlich, daß seine Freundschaft reiner ist als die der anderen, zu deren Treiben und Irren er sich nicht herabläßt. Aber sag mir, hast du kürzlich meinen Bruder gesehen? Er hat mich seit mehreren Tagen nicht besucht, und als ich ihn das letzte Mal sah, beunruhigte und erschreckte mich sein Benehmen sehr. Ich fürchte, er war zu vorschnell in der strengen Wahl, die er getroffen hat, und bereut einen unwiderruflichen Schritt.“

„Sei guten Muts, Ione“, erwiderte der Ägypter. „Allerdings war

er einige Zeit hindurch trüben Sinnes und niedergeschlagen. Zweifel befielen ihn, wie sie in einem Menschen sehr natürlich sind, dessen glühendes Temperament beständig ebbt und flutet und zwischen Aufregung und Erschöpfung schwankt. Aber, Ione, er selbst kam zu mir in seiner Angst und seinem Schmerz; er suchte jemand, der ihm Mitleid und Liebe zeige. Ich habe sein Gemüt beruhigt, habe seine Zweifel entfernt, habe ihn von der Schwelle der Weisheit in den Tempel selbst eingeführt, und vor der Majestät der Göttin wurde seine Seele gestillt und besänftigt. Sei unbesorgt, er wird fortan keine Reue mehr kennen; wer sich dem Arbaces vertraut, bereut nie länger als einen Augenblick.“

„Du erfreust mich“, erwiderte Ione. „Mein lieber Bruder! In seiner Zufriedenheit find’ ich mein Glück.“

Das Gespräch wandte sich nun auf leichtere Gegenstände; der Ägypter bemühte sich, zu gefallen, ja, er ließ sich herab, zu unterhalten. Die große Mannigfaltigkeit seines Wissens setzte ihn in Stand, jedes Thema, auf das die Unterredung kam, elegant zu behandeln, und Ione, ihr Mißbehagen über seine früheren Worte vergessend, wurde trotz ihrer Trauer vom Zauber seines Geistes fortgerissen. Ihr Benehmen war zwanglos und ihre Rede fließend. Arbaces, der längst auf seine Gelegenheit gelauert, glaubte, sie jetzt zu erfassen.

„Du hast noch nie“, sagte er, „das Innere meines Hauses gesehen, vielleicht macht dir die Besichtigung Vergnügen. Es enthält einige Zimmer, die dir eine Anschauung von der Einrichtung einer ägyptischen Wohnung geben können, wie du sie oft von mir beschrieben haben wolltest. Nicht, als könnten dir die ärmlichen kleinen Verhältnisse der römischen Architektur die massige Kraft, die gewaltige Größe, die riesige Pracht in der Bauart der Paläste von Theben und Memphis darstellen; aber du wirst doch einiges treffen, was dir eine Vorstellung von jener alten Kultur geben kann, welche die Welt geadelt hat. Widme also dem strengen Freund deiner Jugend einen von diesen hellen Sommerabenden und gönne mir den Ruhm, daß mein düsteres Haus von der Gegenwart der bewunderten Ione beehrt worden sei.“

Ohne Ahnung von den unheiligen Vorgängen zwischen jenen Mauern, von der Gefahr, die ihrer wartete, nahm Ione den Vorschlag willig an; der nächste Abend wurde für den Besuch

festgesetzt, und der Ägypter entfernte sich mit heiterer Stirn und einem Herzen, das eine wilde, unheilige Freude pochen ließ.

Kaum war er fort, als ein anderer Besuch um Einlaß bat.

FÜNFTES KAPITEL

Die Schildkröte des Glaukus – Neue Veränderungen für Nydia

Die Morgensonne schien auf den kleinen duftigen Garten im Peristyl von des Glaukus Haus.

Dieser lag trüb und unlustig auf dem weichen Gras, das zwischen den einzelnen Beeten hinlief, während ein leichter Baldachin die glühenden Strahlen der Sommersonne dämpfte.

Als dieses schöne Gebäude ausgegraben wurde, fand man im Garten die Schale einer Schildkröte. Dies Tier, ein so seltsames Glied der Schöpfung, dem die Natur jede Lebensfreude, außer einer passiven, traumartigen Empfindung des Lebens, versagt zu haben scheint, hatte schon viele Jahre, ehe Glaukus das Haus kaufte, in ihm gelebt; Jahre, die über Menschengedenken hinausgingen und deren Anfang die Sage kaum glaublich weit zurücksetzte. Das Haus war gebaut und erneuert worden, seine Besitzer hatten gewechselt und wieder gewechselt, Generationen hatten geblüht und waren dahingegangen, und immer noch schleppte die Schildkröte ihr langsames, teilnahmsloses Dasein fort. Bei dem Erdbeben, das vor sechzehn Jahren viele von den öffentlichen Gebäuden der Stadt in Trümmer gelegt und die bestürzten Einwohner vertrieben hatte, war das jetzt dem Athener zugehörige Haus furchtbar erschüttert worden. Die Besitzer verließen es auf mehrere Tage; bei ihrer Rückkehr räumten sie den Schutt, der den Garten bedeckte, weg, und fanden die Schildkröte unbeschädigt und unbewußt der Zerstörung um sie her. Ein durch Zauberkraft beschütztes Leben schien in ihrem trägen Blut, ihren unwahrnehmbaren Bewegungen zu wohnen. Immerhin war sie nicht so untätig, wie es schien; sie hielt einen regelmäßigen, einförmigen Umgang; Zoll um Zoll durchzog sie den kleinen Raum ihres Gebietes und brauchte lange zur Zurücklegung des ganzen Umkreises. Sie war eine rastlose Wanderin;

geduldig und mühevoll vollendete sie die sich selbst aufgelegten Reisen, ohne Anteil an den Dingen um sie her – eine in sich selbst versunkene Philosophin! Es lag etwas Großes in ihrer einsamen Beschränktheit. Die Sonne, an der sie sich wärmte, das täglich über sie ausgegossene Wasser des Springquells, die Luft, die sie unbewußt einsog, bildeten ihren einzigen, nie fehlenden Luxus. Der Wechsel der Jahreszeiten unter diesem lieblichen Himmel tat ihr nicht wehe. Sie hüllte sich in ihre Schale, wie der Fromme in seine Andacht, wie der Denker in seine Weisheit, wie der Liebende in seine Hoffnung.

Unzugänglich für die Stöße und Wechsel der Zeit, war sie ein Bild der Zeit selbst: langsam, regelmäßig, beständig, unkundig der Leidenschaften, die um sie her tobten, der Abnützung alles Sterblichen.

Für dieses Tier fühlte der rege, lebhafte Grieche die ganze Bewunderung und Zuneigung, die der Gegensatz einzuflößen vermag. Stunden konnte er im Anblick seines schleichenden Ganges mit moralisierenden Betrachtungen über seine eigene Lebensführung zubringen. In der Freude verachtete er, im Leide beneidete er es.

Indem er ihm jetzt eben zusah, wie es auf dem Rasen lag und fast unmerklich sich fortbewegte, murmelte er vor sich hin:

„Der Adler ließ einen Stein aus den Klauen fallen, vermeinend, deine Schale zu zerbrechen – der Stein zerschmetterte einem Dichter das Haupt. Das ist die Allegorie des Schicksals! Dumpfes Wesen! Du hattest einen Vater und eine Mutter; vielleicht hattest du vor langen Jahren eine Genossin. Haben deine Eltern, hast du geliebt? Kreiste dein langsames Blut freudiger, wenn du an der Seite deiner Lebensgefährtin krochst? Warst du der Zärtlichkeit fähig? Konnte es dich unglücklich machen, wenn sie an deiner Seite fehlte? Konntest du ihre Gegenwart fühlen? Was gäbe ich nicht, die Geschichte deiner bepanzten Brust zu erfahren, die Struktur deiner dämmernden Wünsche zu durchschauen, die haarbreite Marke, die deine Schmerzen von deinen Freuden scheidet, zu fassen! Und doch glaube ich, du würdest es fühlen, wenn Ione da wäre! Du würdest ihre Nähe wie eine lieblichere Luft, eine frohere Sonne empfinden. Ich beneide dich jetzt, denn du weißt nicht, daß sie nicht da ist, und ich wollte, ich könnte wie du sein in den Zeiten, wo ich sie nicht sehe! Welche Zweifel, welche Ahnungen jagen mich um! Warum wei-

gert sie mir den Zutritt? Tage sind vergangen, seit ich ihre Stimme gehört; zum erstenmal wird das Leben schal für mich. Ich bin wie einer, der nach einem Festmahl zurückbleibt – die Lichter abgebrannt, die Blumen verwelkt! Ach Ione, könntest du ahnen, wie ich dich anbetel!“

Mit ihrem leichten Schritt kam jetzt Nydia durch das marmorne Tablinum, trat über den Säulengang und blieb bei den Blumen stehen, die den Garten einfaßten. In der Hand hatte sie ihr Wassergefäß und besprengte die dürstenden Gewächse, die bei ihrem Kommen neu aufzuleben schienen. Sie beugte sich nieder, um ihren Duft einzuatmen, berührte sie furchtsam und liebkosend und fühlte an den Stengeln hin und her, ob kein verwelktes Blatt ihrer Schönheit Eintrag tue. Wie sie so mit dem ernstesten, jugendlichen Antlitz und den anmutigen Bewegungen von Blüte zu Blüte ging, hätte man sich keine schönere Dienerin für die Göttin des Gartens denken können.

„Nydia, mein Kind!“ rief Glaukus.

Beim Ton seiner Stimme hielt sie plötzlich an – horchend, errötend, atemlos! Mit geöffneten Lippen, mit erhobenem Gesicht, um die Richtung des Lautes aufzufangen, setzte sie das Gefäß nieder, eilte zu ihm, und wunderbar war es zu sehen, wie sicher sie ihren dunklen Pfad durch die Blumen fand und auf dem kürzesten Weg an die Seite ihres Herrn gelangte.

„Nydia“, sagte Glaukus und strich ihr das lange schöne Haar zärtlich zurück. „Es ist nun drei Tage, seit du dich unter dem Schutz meiner Hausgötter befindest. Haben sie auf dich gelächelt? Bist du glücklich?“

„Ach, so glücklich!“ flüsterte die Sklavin.

„Und jetzt“, fuhr Glaukus fort, „da du dich von den häßlichen Erinnerungen an deine früheren Verhältnisse etwas erholt hast und du nun Kleider trägst, die besser für deine zarte Gestalt passen, jetzt, süßes Kind, da du an ein Glück gewöhnt bist, das dir die Götter für ewig gewähren mögen, möchte ich dich um einen Dienst bitten!“

„Ach, was kann ich für dich tun?“ fragte Nydia und faltete ihre Hände.

„Höre“, erwiderte Glaukus, „so jung du bist, sollst du meine Vertraute sein. Hast du je den Namen Ione gehört?“

Dem blinden Mädchen verschlug's den Atem, und bleich wie eine der Statuen, die vom Peristyl auf sie herabblickten, ant-

wortete sie nur mit Anstrengung und nach einer kleinen Pause:
„Ja ich habe gehört, sie sei von Neapolis und sehr schön.“

„Schön! Ihre Schönheit könnte den Tag blenden! Neapolis! Nein, sie ist ihrer Abkunft nach eine Griechin; nur Griechenland vermag solche Gestalten hervorzubringen. Nydia, ich liebe sie!“

„Das dacht' ich“, erwiderte Nydia ruhig.

„Ich liebe sie, und du sollst es ihr sagen. Ich will dich zu ihr schicken. Glückliche Nydia, du wirst in ihr Haus kommen, wirst die Musik ihrer Stimme trinken, wirst an der sonnigen Luft ihrer Gegenwart dich erwärmen.“

„Was! Was! Willst du mich denn von dir wegschicken?“

„Ja, du kommst zu Ione“, erwiderte Glaukus mit einem Ton, der ausdrückte: „Was mehr kannst du wünschen?“ Nydia brach in Tränen aus.

Glaukus stand auf und zog sie mit der tröstenden Liebkosung eines Bruders an sich.

„Mein Kind, meine Nydia, du weinst, weil du nicht weißt, welches Glück ich dir bereite. Sie ist zart und freundlich und sanft wie der Frühlingshauch. Sie wird deiner Jugend eine Schwester sein und deine schönen Talente würdigen, sie wird deine Gaben lieben, wie kein anderes Wesen es könnte, denn sie gleichen ihren eigenen. Weinst du noch immer, liebes Närrchen? Zwingen will ich dich nicht, Kleine. Willst du mir diesen Gefallen nicht tun?“

„Doch, wenn ich dir dienen kann, befehl! Sieh, ich weine nicht mehr. Ich bin ruhig.“

„Das ist meine Nydia!“ fuhr Glaukus fort und küßte ihre Händchen. „Geh also zu ihr! Bist du enttäuscht – hab' ich dir falsche Erwartungen über ihre Freundlichkeit erregt, so kehre zu mir zurück, wann du willst. Ich gebe dich nicht weg, ich leihe dich bloß her. Mein Dach soll auf immer deine Zuflucht sein, liebe Kleine. Ach, könnt' es allen Freundlosen und Unglücklichen Schutz bieten! Wenn jedoch mein Herz mir die Wahrheit zuflüstert, werde ich dich bald wieder als mein Eigentum ansprechen, mein Kind. Mein und Iones Haus wird ein gemeinsames sein, und du wirst bei uns beiden wohnen.“

Ein Schauer ging durch die zarte Gestalt des blinden Mädchens, aber sie weinte nicht mehr; sie hatte sich gefaßt.

„Geh also zu Ione, meine Nydia, man wird dir den Weg zeigen. Bring ihr die schönsten Blumen, die du pflücken kannst; eine Vase dafür will ich dir geben; du mußt ihren geringen Wert ent-

schuldigen. Auch die Laute, die ich dir gestern gab und in der du die zauberkräftige Seele so schön zu erwecken verstehst, wird man dir hintragen. Überreich ihr diesen Brief, worin ich nach hundert Versuchen meinen Gedanken Worte gegeben habe. Laß dein Ohr jeden Ton, jede Nuance ihrer Stimme auffassen, und sag mir, wenn wir wieder zusammentreffen, ob ihre Musik meine Hoffnung nährt – oder sie entmutigt. Schon sind es mehrere Tage, Nydia, daß ich bei Ione nicht vorgelassen wurde; es liegt etwas Geheimnisvolles in dieser Abweisung. Ich bin von Zweifeln und Furcht zerrissen; du begreifst doch schnell, und deine Sorge für mich wird deinen Scharfsinn noch zehnfach verfeinern: Suche den Grund dieser Unfreundlichkeit zu erfahren, sprich von mir, sooft du kannst, ruf meinen Namen stets von neuem auf deine Lippen, laß sie mehr erraten, wie sehr ich sie liebe, als daß du es geradezu aussprichst, gib acht, ob sie während deiner Rede seufzt, ob sie dir etwas erwidert, oder wenn sie deine Worte mißbilligt, in welchem Ton das geschieht. Sei meine Freundin, sprich für mich! Ach, wie unendlich vergiltst du mir dadurch das Wenige, das ich für dich getan habe. Verstehst du mich, Nydia? Du bist noch ein Kind. Hab' ich mehr gesagt, als du fassen kannst?“

„Nein.“

„Und du willst mir dienen?“

„Ja.“

„So komm zu mir, wenn du die Blumen gepflückt hast, und ich will dir die Vase geben, von der ich sprach. Such mich im Zimmer der Leda! Du bist mir nicht böse, liebe Kleine?“

„Glaukus, ich bin eine Sklavin; was hab' ich mit Freud oder Leid zu tun?“

„Sprichst du so? Nein, Nydia, sei frei! Ich schenke dir die Freiheit – gebrauche sie nach deinem Gefallen und verzeih mir, daß ich bei dir auf den Wunsch gerechnet habe, mir zu dienen.“

„Ich habe dich beleidigt! Oh! Ich möchte um aller Schätze der Freiheit willen dich nicht beleidigen, Glaukus, mein Beschützer, mein Retter! Verzeih dem armen blinden Mädchen! Es klagt nicht, nicht einmal über seine Trennung von dir, wenn es dadurch zu deinem Glück beitragen kann.“

„Mögen die Götter dein dankbares Herz segnen!“ erwiderte Glaukus in großer Bewegung, und nichts ahnend von den Flammen, die er anfachte, küßte er zu wiederholten Malen ihre Stirn.

„Du verzeihst mir“, sagte sie, „und wirst nichts mehr von Freiheit sagen; mein Glück ist ja, deine Sklavin zu sein. Du hast versprochen, du wollest mich keinem anderen geben.“

„Ich hab' es versprochen.“

„Und jetzt will ich die Blumen pflücken.“

Schweigend nahm Nydia aus der Hand des Glaukus die kostbare, juwelenbesetzte Vase. Ohne Tränen empfing sie seine letzte Anweisung. Dann blieb sie noch einen Augenblick stehen. Sie wagte aber nicht zu antworten, sie suchte seine Hand, drückte sie an die Lippen, zog den Schleier über das Gesicht und riß sich dann plötzlich los. Als sie an die Schwelle kam, blieb sie noch einmal stehen, streckte ihre Hände gegen sie aus und murmelte:

„Drei glückliche Tage, Tage unaussprechlicher Seligkeit habe ich erlebt, seit ich dich überschritt, gesegnete Schwelle! Möge nach meinem Scheiden ewig Friede auf dir ruhen! Mein Herz reißt sich jetzt von dir los, und der einzige Laut, den es hervorbringt, spricht vom Sterben!“

SECHTES KAPITEL

Nydia bei Ione – Ein Briefwechsel

Eine Sklavin trat in Iones Zimmer. – Eine Botin von Glaukus wünsche vorgelassen zu werden. Ione zauderte einen Augenblick.

„Sie ist blind, die Botin“, bemerkte die Sklavin, „sie will ihren Auftrag nur an dich selbst ausrichten.“

Kaum hatte Ione gehört, die Botin sei blind, als sie die Unmöglichkeit fühlte, ihr eine kalte Antwort zu erteilen. Glaukus hatte einen Herold gewählt, der seines Unglücks wegen ihr heilig galt – einen Herold, der nicht abgewiesen werden konnte.

Was kann er von mir wollen? Welche Botschaft mag er mir senden? – Iones Herz schlug schneller. Der Vorhang an der Tür öffnete sich, und Nydia, von einer der Dienerinnen geführt, trat mit ihrer kostbaren Gabe ein. Sie stand einen Augenblick still, als horche sie auf einen Laut, der ihr die Richtung angebe.

„Will die edle Ione“, sprach sie mit sanfter, leiser Stimme, „mich

eines Wortes würdigen, damit ich weiß, wohin ich meine umnachteten Schritte zu lenken und wo ich meine Geschenke ihr zu Füßen zu legen habe?“

„Schönes Kind“, erwiderte Ione gerührt, mit milder Stimme, „gib dir nicht die Mühe, über diesen glatten Boden zu gehen; meine Dienerin kann mir bringen, was du mir zu geben hast.“ Damit winkte sie ihrer Sklavin zu.

„Ich darf es niemandem als dir selbst überreichen“, antwortete Nydia, näherte sich, von ihrem Ohr geleitet, langsam dem Platz, wo Ione saß, und hielt ihr kniend die Vase entgegen.

Ione nahm sie ihr aus der Hand und stellte sie neben sich auf den Tisch. Dann hob sie die Kniende sanft auf und wollte sie neben sich setzen, was aber das ehrerbietige Kind nicht zugab.

„Ich habe meinen Auftrag noch nicht ganz erfüllt“, sagte sie und zog den Brief des Glaukus hervor. „Dieses Schreiben erklärt vielleicht, warum der, welcher mich gesandt, einen so unwürdigen Boten für Ione gewählt hat.“

Die Griechin nahm den Brief, und Nydia fühlte das Zittern ihrer Hand. Sie seufzte heimlich über diese Entdeckung: Mit gekreuzten Armen und niedergeschlagenen Blicken stand sie vor der stolzen, herrlichen Gestalt Iones, vielleicht in ihrer unterwürfigen Stellung nicht minder stolz. Ione winkte, und die Dienerinnen zogen sich zurück. Noch einmal schaute sie verwundert und mitleidig auf die junge Sklavin, trat dann ein wenig von ihr zurück, öffnete und las folgenden Brief:

„Glaukus sendet Ione mehr, als er auszusprechen wagt. Ist Ione unpäßlich? Deine Sklavinnen sagen mir nein, und diese Versicherung tröstet mich. Hat Glaukus Ione beleidigt? Ach! Diese Frage kann ich nicht an die Dienerinnen richten. Seit fünf Tagen bin ich aus deiner Gegenwart verbannt. Hat die Sonne seitdem geschienen? Ich weiß es nicht; hat der Himmel gelächelt? Für mich hat er kein Lächeln gehabt. Meine Sonne und mein Himmel ist Ione. Zürnst du mir darüber? Bin ich zu kühn? Sprech' ich mit dem Griffel aus, was meine Zunge nicht zu verkünden wagte? Ach, in deiner Abwesenheit fühl' ich den Zauber am stärksten, durch den du mich überwältigt hast. Aber die Abwesenheit, die mich der Freude beraubt, gibt mir Mut. Du willst mich nicht sehen; du hast zwar auch die gewöhnlichen Schmeichler, die sich um dich drängen, von dir ausgeschlossen: kannst du aber mich mit ihnen verwechseln? Unmöglich! Du weißt zu gut,

daß ich nicht zu ihnen gehöre, daß ich aus anderm Stoff gemacht bin. Denn wäre ich auch aus dem niedrigsten Ton geformt, so hat mich der Duft der Rose durchdrungen, und der Geist deiner Natur ist in mich übergegangen, den Ton zu durchwürzen, zu heiligen, zu beseelen. Hat man mich bei dir verleumdet, Ione? Du kannst doch einer solchen Verleumdung nicht glauben! Sagte mir das delphische Orakel, du seist unwürdig, so würde ich selbst ihm nicht glauben; und bist du minder ungläubig als ich? Ich denke an das letzte Mal, als wir beisammen waren – an das Lied, das ich dir sang, an den Blick, den du mir zur Erwiderung gabst. Verbirg es, wie du willst, Ione: es ist etwas Verwandtes zwischen uns, und unsere Augen erkannten es an, obwohl unsere Lippen schwiegen. Laß dich herab, mich zu sehen, auf mich zu hören, und weise mich alsdann von dir, wenn du willst. Nicht so früh wollte ich aussprechen, daß ich liebe, aber die Worte drängen sich nach meinem Herzen – sie wollen einen Ausweg. Empfange denn meine Huldigung und meinen Schwur. Wir trafen uns zuerst in dem Tempel der Pallas; sollen wir nicht auch vor einem sanfteren, älteren Altar zusammentreffen?

Schöne, angebetete Ione, wenn mich meine heiße Jugend und mein athenisches Blut früher mißleitet und verlockt haben, so haben mich meine Irrfahrten nur gelehrt, die Ruhe, den Hafen, den ich jetzt eingelaufen bin, wert zu halten. Ich hänge meine nassen Gewänder vor dem Altar des Meergottes auf. Ich bin dem Schiffbruch entgangen.

Ich habe dich gefunden. Ione, laß dich herab, mich zu sehen; du bist liebevoll gegen Fremde, willst du weniger freundlich gegen die eigenen Landsleute sein? Ich sehe deiner Antwort entgegen. Nimm die Blumen an, die ich dir sende; ihr süßer Duft hat eine beredtere Sprache als die der Worte. Von der Sonne empfangen sie die Würze, die sie aushauchen, ein Gleichnis der Liebe, die empfängt und zehnfach zurückgibt, ein Gleichnis des Herzens, das deine Strahlen eingesogen hat und dir den Keim zu der Fülle verdankt, die es deinem Lächeln anbietet. Ich sende dir die Gabe durch eine Botin, die du, wenn nicht um meinetwillen, doch um ihrer selbst willen in dein Haus aufnehmen sollst. Sie ist, gleich uns, eine Fremde, die Asche ihrer Väter ruht unter einem schöneren Himmel, aber nicht so glücklich wie wir: sie ist blind und eine Sklavin. Die arme Nydia! Ich suche, indem ich um die Erlaubnis bitte, sie dir zuzugesellen, ihr die Härte ihres

Schicksals bestmöglich zu lindern. Sie ist bescheiden, anständig und gelehrig, in Musik und Gesang unterrichtet und eine wahre Flora für die Blumen. Sie glaubt, Ione, du werdest sie lieb gewinnen; wenn nicht, so schick sie mir zurück.

Noch ein Wort. Laß mich kühn sein, Ione. Warum denkst du so hoch von jenem dunklen Ägypter? Er hat nicht das Wesen eines ehrlichen Mannes an sich. Wir Griechen lernen die Menschen von der Wiege an kennen; wir sind deshalb nicht weniger tief, weil wir keine düstere Miene erkünsteln; unsere Lippen lächeln, aber unsere Augen sind ernst – sie beobachten – merken – studieren. Arbaces ist nicht ein Mann, dem man allzuleicht trauen darf; wäre es möglich, daß er mich bei dir verleumdet hätte? Mir ist es nicht unwahrscheinlich, denn ich ließ ihn bei dir zurück. Du hast gesehen, wie unangenehm ihm meine Gegenwart war. Von da an hast du mich nicht wieder vorgelassen. Glaube nicht, was er etwa zu meinem Nachteil sagt; hast du aber etwas geglaubt, so sag es mir gerade heraus, denn das ist Ione dem Glaukus schuldig.

Lebe wohl! Dieser Brief berührt deine Hand; diese Buchstaben kommen vor dein Auge: Sollen sie glücklicher sein als ihr Urheber? Noch einmal, lebe wohl!“

Ione war es, als sie diesen Brief las, als sinke ein Nebel vor ihren Augen hinweg. Was war das vermeintliche Vergehen des Glaukus gewesen? Daß er sie nicht wirklich liebte! Jetzt aber gestand er offen, in unzweideutigen Ausdrücken, seine Liebe. Von diesem Augenblick an war seine Macht über sie vollkommen wiederhergestellt. Von jedem weiteren Wort in seinem Brief voll so dichterischer und vertrauensvoller Leidenschaft wurde sie tief beschämt. Hatte sie nicht seine Treue in Zweifel gezogen und einem andern geglaubt? Hatte sie ihm nicht das Recht des Verbrechers vorenthalten, die Anklage gegen sich zu hören, zu seiner Verteidigung sprechen zu dürfen? Die Tränen rollten ihr die Wangen herab, sie küßte den Brief und wandte sich zu Nydia, die noch an derselben Stelle stand.

„Willst du sitzen“, fragte sie, „während ich eine Antwort auf diesen Brief schreibe?“

„So wirst du ihn also beantworten?“ fragte Nydia kalt.

„Gut, der Sklave, der mich begleitete, kann die Antwort mit zurücknehmen.“

„Was dich betrifft“, entgegnete Ione, „so bleibe bei mir und ver-

traue mir; dein Dienst soll leicht sein.“ Nydia verneigte das Haupt.

„Wie ist dein Name, schönes Mädchen?“

„Sie nennen mich Nydia.“

„Deine Heimat?“

„Das Land des Olymp, Thessalien.“

„Du sollst mir eine Freundin sein“, entgegnete Ione freundlich, „wie du mir bereits eine halbe Landsmännin bist. Einstweilen bitte ich dich, bleib nicht auf diesem kalten, glatten Marmorboden stehen. – So, nun sitzt du, und ich kann auf einen Augenblick von dir gehen.“

Sie schrieb: „Ione grüßt den Glaukus. Komm zu mir, Glaukus, komm morgen zu mir! Vielleicht war ich ungerecht gegen dich, ich will dir jedenfalls das Vergehen nennen, das dir zur Schuld gemacht wurde. Fürchte den Ägypter nicht mehr, fürchte niemand! Du sagst, du habest zuviel ausgedrückt: ach, in diesen hastig hingeworfenen Worten geschah von mir bereits das Gleiche. Lebe wohl!“

Als Ione mit dem Brief zurückkam, den sie, nachdem er geschrieben war, nicht noch einmal zu lesen wagte, fuhr Nydia von ihrem Sitz auf.

„Du hast dem Glaukus geschrieben?“

„Ich hab’ es.“

„Und wird er dem Boten danken, der ihm deinen Brief überbringt?“

Ione vergaß, daß die Fragende blind war; sie errötete von der Stirn bis in den Nacken und blieb still. „Ich meine dies so“, setzte Nydia mit ruhigerem Ton hinzu: „Das geringste Zeichen von Kälte an dir wird ihn traurig machen, die geringste Freundlichkeit ihn erfreuen. Ist Kälte in dem Schreiben enthalten, so soll der Sklave, der mich hergebracht hat, die Antwort mitnehmen; enthält sie Freundliches, so laß mich die Überbringerin sein! Bis auf den Abend bin ich wieder zurück.“

„Und warum, Nydia“, fragte Ione ausweichend, „möchtest du die Trägerin meines Briefes sein?“

„Er enthält also Freundliches?“ erwiderte Nydia. „Ach, wie wär’ es anders möglich! Wer könnte unfreundlich gegen Glaukus sein?“

„Mein Kind!“ erwiderte Ione mit etwas mehr Zurückhaltung als zuvor. „Du sprichst mit Wärme: So ist also Glaukus in deinen Augen liebenswert?“

„Edle Ione, Glaukus war mir, was weder das Schicksal noch die Götter mir gewesen sind: ein Freund.“

Die verhaltene Trauer, mit der Nydia diese Worte sprach, rührten die schöne Ione; sie beugte sich nieder und küßte das Kind.

„Du bist dankbar und das mit Recht; warum sollte ich mich schämen, auszusprechen, daß Glaukus deiner Dankbarkeit wert ist? Geh, meine Nydia – bring du selbst ihm diesen Brief – aber kehre wieder zurück! Bin ich bei deiner Rückkehr nicht zu Haus, wie heut abend wohl der Fall sein wird, so soll dir dein Zimmer neben dem meinigen bereitet werden. Nydia, ich habe keine Schwester – willst du mir eine sein?“

Die Thessalierin küßte Ione die Hand und fügte dann mit einiger Verlegenheit hinzu:

„Eine Gunst, schöne Ione: Darf ich wagen, daräum zu bitten?“

„Du kannst nichts bitten, das ich dir nicht gewährte“, erwiderte die Neapolitanerin.

„Man sagt mir“, fuhr Nydia fort, „du seiest schöner als alles, was die Erde bis jetzt an Lieblichkeit hervorgebracht hat. Ach, ich kann das nicht sehen, was die Welt entzückt. Willst du mir daher erlauben, meine Hand über dein Gesicht hinzuführen? Das ist mein einziger Zugang zur Schönheit, und meistens ist mein Urteil richtig!“

Sie wartete nicht auf Iones Antwort, sondern fuhr noch im Sprechen sanft und langsam über die niedergebeugten, halb abgewandten Züge der Griechin hin, Züge, die nur ein Bild in der Welt noch zurückzurufen vermag. Dies Bild ist die verstümmelte, wunderbare Statue in Iones Vaterstadt, in Neapel, ein Antlitz von parischem Marmor, vor dem die ganze Schönheit der florentinischen Venus arm und irdisch wird, ein Gesicht voll Harmonie, Jugend, Geistesadel und Seele, das neuere Archäologen für eine Darstellung der Psyche halten. Nydias Hand glitt über das geflochtene Haar und die glatte Stirn, über die samtene, feste Wange, über das Grübchen des Kinns, über den weißen Nacken. „Ich weiß jetzt“, sagte sie, „wie schön du bist und kann dich mir fortan in meiner Dunkelheit vorstellen.“

Nachdem Nydia sie verlassen hatte, versank Ione in eine tiefe, selige Träumerei. Glaukus liebte sie also, er gestand es – ja, er liebte sie. Sie wunderte sich, daß sie je einer Silbe gegen ihn Glauben beizumessen vermocht hatte; sie wunderte sich, daß der Ägypter etwas gegen Glaukus hatte ausrichten können. Ein

Schauder durchbebte sie, als sie an Glaukus' Warnung vor Arbaces dachte, und ihre geheime Furcht vor dem dunklen Wesen stieg bis zum Grauen. In diesen Gedanken wurde sie von einem ihrer Mädchen unterbrochen, das ihr meldete, die zum Besuch bei Arbaces bestimmte Stunde sei da.

Sie fuhr zusammen, sie hatte die Verabredung fast vergessen. Im ersten Augenblick wollte sie sich entschuldigen lassen, dann mußte sie über ihre Furcht vor dem ältesten Freund lachen. Schnell machte sie sich zum Ausgang bereit, und ungewiß, ob sie den Ägypter über seine Beschuldigungen gegenüber Glaukus noch näher befragen oder warten solle, bis sie dem Geliebten selbst, ohne die Quelle zu nennen, diese Beschuldigungen offenbart hätte, schlug sie den Weg zu der düsteren Wohnung des Arbaces ein.

SIEBENTES KAPITEL

Ione im Netz – Eine Maus sucht das Netz zu durchnagen

„O liebste Nydia!“ rief Glaukus, nachdem er Iones Brief gelesen hatte. „Bester Glücksbote, der je zwischen Erde und Himmel gereist ist, wie soll ich dir danken!“ – „Ich habe schon meinen Lohn“, erwiderte die arme Thessalierin.

„Morgen, morgen! Wie werd ich die Stunden bis dahin verbringen?“

Der liebestrunkene Grieche gab nicht zu, daß Nydia sich entfernte, obwohl sie mehrmals aus dem Zimmer zu kommen suchte. Wieder und wieder ließ er sie jede Silbe der kurzen Unterredung zwischen ihr und Ione berichten; tausendmal vergaß er ihre Blindheit und fragte sie nach den Blicken, den Zügen der Geliebten; dann entschuldigte er seinen Mißgriff schnell und bat sie, die unterbrochene Erzählung von neuem anzufangen. Rasch und entzückend für ihn, traurig und quälend für Nydia verflossen die Stunden, und schon war die Dämmerung eingetreten, als er sie endlich mit einem zweiten Brief und mit neuen Blumen zu Ione zurücksandte. Gleich danach drang Clodius mit einigen seiner munteren Gefährten bei ihm ein. Sie zogen ihn auf mit seiner Einsamkeit während des ganzen Tages, mit seinem Fehlen an den Orten, wo man ihn sonst fand; sie

forderten ihn auf, sie in die lebhafte Stadt zu begleiten, die dem Genuß Nacht und Tag Abwechslung darbot. Damals wie noch jetzt — denn kein Land hat vielleicht soviel von seiner Größe verloren und soviel von seinen Gebräuchen beibehalten — liebten die Italiener abendliche Zusammenkünfte; und unter den Säulengängen der Tempel oder im Schatten von Baumgruppen in den Straßen hörten sie einer Musik oder dem Bericht irgendeines erfinderischen Geschichtenerzählers zu, und grüßten den aufsteigenden Mond mit Opfern von Wein und mit heiteren Liedern. Glaukus war zu glücklich, um ungefällig sein zu können; es drängte ihn, der bedrückenden Überfülle seines Jubels Luft zu machen. Willig nahm er den Vorschlag der Freunde an, und lachend zogen sie die bevölkerten, schimmernden Straßen hinab. Unterdessen erreichte Nydia zum zweitenmal das Haus Iones, die es längst verlassen hatte. Gleichgültig fragte sie, wohin die Herrin gegangen sei.

Die Antwort erschreckte, ja entsetzte sie.

„In das Haus des Arbaces — des Ägypters? Unmöglich!“

„Es ist dennoch so, Kleine“, erwiderte die Sklavin, die ihr zuerst geantwortet hatte. „Sie kennt den Ägypter schon lange.“

„Schon lange? Ihr Götter! Und Glaukus kann sie lieben?“ flüsterte Nydia vor sich hin. „Und hat sie ihn“, fragte sie laut; „hat sie ihn früher schon oft besucht?“

„Nie bis jetzt“, entgegnete die Sklavin. „Wenn alles wahr ist, was die Klatschmäuler in Pompeji weitergeben, so wär’s vielleicht besser, wenn sie auch jetzt nicht hingegangen wäre. Aber meine arme Herrin hört nichts von dem, was zu uns gelangt. Was man im Vestibulum sagt, dringt nicht in das Peristyl“, fügte sie mit einem geflügelten Wort aus dem Teraz hinzu.

„Nie bis jetzt?“ wiederholte Nydia. „Weißt du das gewiß?“

„Gewiß, mein Kind; aber was geht das dich oder uns an?“

Nydia zauderte einen Augenblick, setzte dann die Blumen, welche sie hergebracht, nieder, rief den Sklaven, der sie begleitet hatte, und verließ das Haus ohne ein weiteres Wort.

Erst als sie den halben Weg zu Glaukus Wohnung zurückgelegt hatten, brach sie das Stillschweigen, und auch jetzt flüsterte sie nur leise vor sich hin:

„Sie ahnt nichts, es ist ganz unmöglich, von den Gefahren, in die sie sich stürzt. Törin, die ich bin, soll ich sie retten? Ja, denn ich liebe Glaukus mehr als mich selbst.“

Als sie vor dem Haus des Atheners ankam, erfuhr sie, er sei mit einer Gesellschaft von Freunden ausgegangen, niemand wisse wohin. Wahrscheinlich werde er vor Mitternacht nicht zurückkehren.

Sie seufzte und sank auf einen Stuhl in der Halle und bedeckte das Gesicht mit den Händen, um ihre Gedanken zu sammeln. Es ist keine Zeit zu verlieren, dachte sie und fuhr auf.

Sie wandte sich zu dem Sklaven, der sie geführt hatte. „Weißt du“, sagte sie, „ob Ione etwa einen Verwandten, einen vertrauten Freund in Pompeji hat?“

„Ei, beim Jupiter“, antwortete der Sklave, „wie du doch fragst! Jedermann in Pompeji weiß, daß Ione einen Bruder hat, der jung und reich – unter uns gesagt – dumm genug war, ein Isispriester zu werden.“

„Ein Isispriester! Götter! Wie heißt er?“

„Apäcides.“

„So weiß ich alles“, flüsterte Nydia. „Bruder und Schwester sollen also Opfer werden. Apäcides! Ja, das war der Name, den ich hörte – – Also kennt er die Gefahr, die seine Schwester umgibt, genau! Ich will zu ihm.“

Bei diesem Gedanken sprang sie auf, ergriff den Stab, den alten Führer ihrer Schritte, und eilte nach dem nahen Isistempel. Bis sie unter die Obhut des freundlichen Griechen gekommen war, hatte dieser Stab ausgereicht, das arme liebe Mädchen von einem Ende Pompejis zum andern zu leiten. Jede Straße, jede Kreuzung in den besuchteren Teilen der Stadt war ihr bekannt, und da die Einwohner eine halb abergläubische Verehrung gegen Blinde hegten, so hatten die Vorübergehenden ihren schüchternen Schritten stets Platz gemacht. Seit sie sich jedoch unter dem Dach des Glaukus befand, war ein Sklave beauftragt, sie überallhin zu begleiten. Der arme Teufel, dem diese Weisung zugefallen war, ein recht fetter Bursche, der, nachdem er zweimal die Reise zu Iones Haus gemacht, sich jetzt zu einem dritten Ausflug – wohin, wußten nur die Götter! – verdammt sah, eilte, sein Schicksal beklagend, hinter ihr her und schwur feierlich bei Kastor und Pollux, er glaube, die Blinde vereinige die Fersen des Merkur mit dem Gebrechen des Cupido.

Nydia brauchte seine Hilfe kaum, um ihren Weg zum Isistempel zu finden; der Raum vor ihm war jetzt leer, und ohne Hindernis gelangte sie bis an das heilige Gitter.

■

„Es ist niemand da“, sagte der fette Sklave. „Was oder wen willst du? Weißt du nicht, daß die Priester nicht in dem Tempel wohnen?“

„Rufe!“ erwiderte sie ungeduldig, „Tag und Nacht hat wenigstens ein Priester Wache an den Altären.“

Der Sklave rief; niemand erschien.

„Siehst du niemand?“

„Niemand.“

„Du irrst dich; ich höre ein Seufzen; sieh dich noch einmal um!“
Verwundert und murrend warf der Sklave seine schweren Augen umher und erblickte endlich vor einem der Altäre eine in Nachdenken versunkene Gestalt.

„Ich sehe jemand“, sagte er, „und nach den weißen Kleidern ist es ein Priester.“

„O Flamen der Isis“, rief Nydia, „Diener der urältesten Gottheit, höre mich!“

„Wer ruft?“ fragte eine schwermütige Stimme.

„Jemand, der eine wichtige Nachricht an ein Mitglied deiner Genossenschaft zu bringen hat. Ich komme, Orakel zu geben, nicht zu empfangen.“

„Mit wem willst du sprechen? Dies ist keine Stunde für dein Anliegen. Geh, störe mich nicht: die Nacht ist den Göttern geweiht, der Tag den Menschen.“

„Ich glaube, ich kenne diese Stimme: Du bist der, den ich suche! Obwohl ich dich früher nur einmal habe sprechen hören, weiß ich, du bist Apäcides!“

„Der bin ich“, erwiderte der Priester, stand von dem Altar auf und näherte sich dem Gitter.

„Du bist es, gelobt seien die Götter!“ Sie hieß den Sklaven zurücktreten. Er, der glaubte, es habe sie irgendeine religiöse Verpflichtung zu dem Tempel geführt, gehorchte und setzte sich eine kleine Strecke weiter weg auf den Boden.

„Leise!“ sprach sie mit schneller, leiser Stimme. „Bist du wirklich Apäcides?“

„Wenn du mich kennst, kannst du dir nicht meine Gesichtszüge zurückrufen?“

„Ich bin blind, meine Augen liegen in meinem Gehör, und dieses erkennt dich; aber schwöre, daß du es bist!“

„Bei den Göttern schwör ich's, bei meiner rechten Hand und beim Mond!“

„Bst! Sprich leise, beuge dich zu mir, gib mir deine Hand. Kennst du Arbaces? Hast du Blumen zu den Füßen des Todes niedergelegt? Ach, deine Hand ist kalt! Höre noch! Hast du das furchtbare Gelübde abgelegt?“

„Wer bist du, woher kommst du, blasses Mädchen?“ fragte Apäcides bestürzt. „Ich kenne dich nicht; nicht deine Brust war es, an welcher mein Haupt lag; ich habe dich früher nie gesehen.“

„Aber meine Stimme hast du vernommen! Doch das gehört nicht hierher; diese Erinnerungen zurückzurufen muß uns beide beschämen. –

Höre, du hast eine Schwester.“

„Sprich, sprich! Was von ihr?“

„Du kennst die Feste des Todes. Es vergnügt dich vielleicht, daran teilzunehmen. – Würd' es dir auch gefallen, wenn deine Schwester daran teilnähme? Würd' es dir gefallen, wenn Arbaces sie bewirtete?“

„O Götter! Das darf er nicht! Mädchen, wenn du Spott mit mir treibst, so – Ich zerreiß dich Glied um Glied.“

„Ich spreche die Wahrheit, und während ich spreche, ist Ione im Hause des Arbaces – zum ersten Male sein Gast. Du weißt, ob dieses erste Mal Gefahr bringt! Lebe wohl! Ich habe getan, was meine Pflicht war.“

„Halt, halt!“ rief der Priester, mit der bleichen Hand über die Stirn fahrend; „wenn das wahr ist, was kann zu ihrer Rettung geschehen? Vielleicht läßt man mich nicht ein. Ich kenne nicht alle Gänge des verwinkelten Gebäudes. O Nemesis! Ich leide gerechte Strafe!“

„Ich will den Sklaven dort fortschicken; laß uns zusammen gehen! Ich will dich an die geheime Tür des Hauses bringen; will dir das Einlaßwort zuflüstern. Nimm eine Waffe, sie wird nötig sein!“

„Wart einen Augenblick“, erwiderte Apäcides. Er verschwand in eine der Seitenzellen des Tempels. Nach wenigen Sekunden erschien er wieder, in einen großen Mantel gehüllt, eine bei allen Ständen übliche Tracht, die seine Priesterkleidung verbarg. „Nun“, sagte er zähneknirschend, „wenn Arbaces gewagt hat – aber dazu erfrecht er sich nicht! Wie könnt' ich ihn im Verdacht haben? Ist er ein so niedriger Bösewicht? Ich will es nicht glauben. Aber freilich ist er ein Sophist, ein dunkler Verwirrer der

Vernunft. O Götter, schützt! – Aber gibt es denn Götter? Ja, eine Göttin gibt es mindestens, deren Stimme mir zu Gebot steht, und das ist die Rache!“

Mit solchen Gedanken eilte Apäcides durch einsame Wege nach dem Haus des Ägypters. Nydia folgte ihm. Der unvermutet weggeschickte Sklave zuckte die Achseln, murmelte einen Fluch und begab sich, mit diesem Ausgang nicht unzufrieden, nach Haus in seine Schlafkammer.

ACHTES KAPITEL

Arbaces in Einsamkeit und Selbstgespräch – Seine Herkunft, sein Charakter, sein Lebensplan

Beim ersten Grauen des Tages, von dem eben erzählt wurde, hatte der Ägypter schlaflos und allein oben auf dem hohen, pyramidenartigen Turm gesessen, der an sein Haus stieß. Eine mächtige Brustwehr schützte, unterstützt von den düsteren Bäumen ringsum, das hohe Gebäude vor den Augen neugieriger Zuschauer. Auf einem Tisch lag eine Rolle, die mit geheimnisvollen Zeichen beschrieben war. Am Himmel wurden die Sterne bleich, und die Schatten der Nacht schwanden auf den dürren Bergkuppen; nur über dem Vesuv blieb eine tiefe, massige Wolke, die schon seit mehreren Tagen sich immer dunkler und fester über seinem Gipfel zusammengezogen hatte.

Es war die Stunde, die für die alte Kunst des Ägypters als günstigste galt, die Kunst, die das wechselvolle Schicksal in den Sternen lesen möchte.

Er hatte seine Linien gezogen, hatte Augenblick und Himmelszeichen eingetragen und überließ sich jetzt den Gedanken, die ihm seine Berechnungen eingaben.

„Abermals warnen mich die Sterne! Sicherlich wartet meiner eine Gefahr“, sprach er langsam, „eine Gefahr von gewaltsamer, unerwarteter Art. Ich will noch einen Blick auf die Rolle werfen. ‚Hüte dich‘, sagen die strahlenden Verkünder der Zukunft, ‚unter alten Dächern oder belagerten Mauern oder überhangenden Felsen hinzugehen: Ein Stein von oben herabgeschleudert ist mit dem Fluch des Geschickes gegen dich beladen!‘ Und in nicht ferner Zeit kommt die Gefahr; aber Tag und Stunde kann

ich nicht mit Bestimmtheit lesen. Wohlan, wenn mein Stunden-
glas zur Neige geht, soll der Sand noch bis zum letzten Augen-
blick hell funkeln. Entgehe ich aber dieser Gefahr, so glänzt der
Rest meines Lebens klar und heiter wie der Streifen des Monds
auf dem Wasser. Ich sehe Ehre, Glück, Erfolg aus jeder Welle
des dunklen Abgrunds strahlen, in den ich zuletzt versinken
muß. Meine Seele flüstert mir Hoffnung zu, jubelnd streift sie
über die drohende Stunde hinaus und schwelgt in der Zukunft.
– Ihr eigener Mut ist ihr bestes Vorzeichen. Wär' es mir be-
stimmt, so jählings und bald unterzugehen, so würden mich die
Schatten des Todes umdunkeln, und ich würde ein eisiges Vor-
gefühl von meinem Lose haben. Meine Seele, die jetzt in mir
lächelt, würde durch Niedergeschlagenheit ihre Witterung des
furchtbaren Orkus bekunden. Sie lächelt aber, sie verbürgt mir
meine Rettung.“

Der Ägypter stand unwillkürlich auf. Rasch ging er über die
enge, von den Sternen überwölbte Plattform, blieb an der
Brustwehr stehen und blickte noch einmal zum grauen, schwer-
mütigen Himmel empor. Der kühle Hauch der schwachen Mor-
gendämmerung erfrischte seine Stirn, und allmählich gewann
sein Gemüt die natürliche Ruhe und Sammlung wieder. Er
wandte den Blick von den Sternen, die einer nach dem andern
in die Tiefen des Himmels versanken, und seine Augen fielen
auf das Gelände unter ihm. Nebelhaft stiegen aus dem stillen
Hafen die Masten der Galeeren empor; das mächtige Brausen
um diesen Markt der Üppigkeit und der Mühen her schwieg.
Keine Lichter als etwa hie und da von den Säulen eines Tem-
pels oder aus den Hallen des stillen Forums brachen die bleiche,
schwankende Dämmerung des kämpfenden Morgens. Aus dem
Herzen der erstarrten Stadt, in der sich bald so viele tausend
Leidenschaften regen sollten, kam kein Laut; die Lebensströme
kreisten nicht; sie lagen stockend unter dem Eis des Schlafes.
Der Ozean selbst, ein heiterer, wellenloser See, lag beinah
ebenso ruhig, ausgenommen, daß aus seinem tiefen Schoß, ge-
mildert durch die Entfernung, ein schwaches, regelmäßiges Ge-
murmur wie der Atem seines Schlafes herüberkam; und weithin,
wie mit ausgestreckten Armen, in das grüne, reizende Land
hineingreifend, schien er unbewußt die an seinem Rand hängen-
den Städte, Stabiä, Herkulaneum und Pompeji, diese Kinder
und Lieblinge der Fluten, an die Brust zu drücken.

„Ihr schlummert“, sprach der Ägypter mit finsterem Blick auf diese Städte, den Stolz und die Blüte Kampaniens, „ihr schlummert! — Wär’ es doch die ewige Ruhe des Todes! Wie ihr jetzt Juwelen in der Krone des Reichen seid, so waren es einst die Städte des Nils! Ihre Größe ist von ihnen gewichen, sie schlafen unter Trümmern. Ihre Paläste und Tempel sind Gräber geworden, die Schlange windet sich im Gras ihrer Straßen, die Eidechse sonnt sich in ihren verödeten Hallen. Du stolze Roma, hast die Herrlichkeit des Sesostris und der Semiramis an dich gerissen; du bist eine Räuberin, die sich in die Gewänder der Beraubten kleidet! Und diese da, die Sklavinnen in deinem Triumph, die ich, der letzte Sohn vergessener Könige, hier unter mir sehe, diese Zeugen deiner alldurchdringenden Macht und Größe, ich verfluche sie im Hinschauen! Die Zeit soll kommen, wo Ägypten gerächt wird, wo das Roß des Barbaren sein Futter im Goldenen Haus des Nero frißt; du, die den Wind mit Eroberungen gesäet hat, sollst den Sturm der Verödung ernten.“ Die Augen des Ägypters funkelten bei diesen Verwünschungen in wilder Freude. Er wandte den Blick von der Stadt und dem Meer ab; vor ihm lagen die Weingärten und Auen des reichen Kampaniens. Die alten Tore und Mauern schienen noch nicht die Grenzen der Stadt zu bilden. Einzelne Landsitze und Dörfer zogen sich zu beiden Seiten den Abhang des Vesuvs hinauf, der damals noch nicht so steil und hoch war wie jetzt. Unbedenklich besiedelten die Bewohner die grünen, weinbekränzten Gefilde um einen Feuerberg her, dessen Flammen sie für immer erloschen glaubten. Vom Tor her dehnte sich die lange, nach Größe und Bauart ihrer Monumente sehr abwechselnde Gräberstraße aus, auf der man noch jetzt von dieser Seite her zur Stadt gelangt. Über das Ganze stieg die umwölkte Kuppe des furchtbaren Berges empor, mit seinen hier dunkleren, dort helleren Schatten, Andeutungen seiner bemoosten Höhlen und aschfarbigen Felsen, die auf frühere Ausbrüche hinwiesen und – wäre der Mensch nicht blind – das Unglück, das kommen sollte, hätten voraus verkünden können!

Schwer war es damals und an diesen Orten, zu verstehen, weshalb die Sage, die sich an diese Gegend knüpfte, eine so düstere, ernste Farbe trug, warum die Dichter in diese lachenden Ebenen auf mehrere Meilen umher, bis Bajä und Misenum, den Eingang und die Schwelle ihrer Unterwelt, ihren Acheron und ihren

Styx, verlegt hatten, warum sie in jetzt von Weinlaub lachende Gefilde die Schlachten der Götter setzten und die kühnen Titanen nach dem Sieg über die Himmlischen streben ließen. Vielleicht sah die Phantasie in dem verkohlten und geborstenen Berggipfel die Spuren des olympischen Donnerkeils. Aber weder die zerklüftete Höhe des stillen Vulkans noch die Fruchtbarkeit der Gefilde an seinem Abhang, noch die düstere Aussicht auf die Gräber, noch die glänzenden Villen eines zivilisierten, reichen Volkes zogen jetzt die Blicke des Ägypters auf sich. An einer Stelle senkte sich der Vesuv als ein schmaler, unbebauter Rücken, hie und da durch schroffe Felsen und kleine wilde Gehölze unterbrochen, auf die Ebene herab. Am Fuß dieses Rückens lag ein sumpfiger, ungesunder Pfuhl; das scharfe Auge des Arbaces bemerkte die Umrisse einer Gestalt, die sich an dem Sumpf bewegte und dann und wann bückte, wie um seine giftigen Erzeugnisse an Pflanzen abzubrechen.

„Sieh da!“ sagte er, „so hab ich denn eine Gefährtin meiner weltabgewandten Nachtwachen. Die Hexe des Vesuvs regt sich. Empfängt auch sie, wie die leichtgläubige Menge behauptet, Anweisungen von den großen Sternen? Hat sie böse Zaubersprüche gegen den Mond ausgestoßen oder pflückt sie, wie ihr häufiges Anhalten vermuten läßt, böse Kräuter aus dem giftgetränkten Sumpf? Ich muß dies Weib kennenlernen. Wer immer nach Wissenschaft strebt, lernt, daß die Kenntnisse keines Menschen verächtlich sind. Verächtlich seid nur ihr, ihr feisten, aufgedunsenen Geschöpfe, ihr Sklaven des Luxus, ihr Trägen im Denken, die ihr nichts pflegt als die einfältigen Sinne und glaubt, diesem ärmlichen Boden könne die Myrte und der Lorbeer entkeimen. Nein, der Weise allein vermag zu genießen! – Uns allein ist der wahre Genuß gegönnt, wenn Geist, Verstand, Erfindung, Erfahrung, Nachdenken, Wissenschaft, Einbildungskraft wie Ströme sich vereinigen, um die See der Empfindungen anzuschwellen! – Ione!“

Sobald Arbaces dies letzte gleichsam magische Wort ausgesprochen hatte, nahmen seine Gedanken einen tieferen, geheimen Gang. Er schlug die Augen nicht vom Boden auf; ein- oder zweimal lächelte er freudig und murmelte dann: „Droht mir der Tod so nah, so will ich wenigstens sagen können, ich habe gelebt: Ione muß mein werden!“

Es gibt Charaktere, die verwickelten, vielfädigen Geweben

gleichen, in denen sich der damit Begabte selbst zuweilen verirrt und verfängt. So war auch der Charakter des Arbaces. In ihm, dem Sohn eines gestürzten Herrschergeschlechts, dem Sprößling eines gesunkenen Volkes, wohnte der Geist unzufriedenen Stolzes, das stetige Gift jedes kräftigeren Gemüts, das sich unerbittlich aus der Sphäre ausgeschlossen fühlt, in der seine Väter geblüht haben und zu welcher ihn Natur und Abkunft berechneten. Diese Empfindung erstickt jede freundliche Wendung zur Umwelt, sie sieht Feinde in allen Menschen. Aber Arbaces besaß ein Vermögen, das dem Reichtum der meisten römischen Edlen gleichkam. Dies setzte ihn in Stand, seiner lüsternen Phantasie, der er weder in Geschäften noch in einer politischen Laufbahn ablenken konnte, die größten Opfer zu bringen. Von Land zu Land reisend und überall nur Rom erblickend, vergrößerte er seinen Haß gegen die Gesellschaft und seinen Hang zum Genuß. Er befand sich in einem ungeheueren Gefängnis, das er sich jedoch nach seiner Lust einzurichten vermochte. Eine Flucht aus dem Kerker war unmöglich; sein einziges Bestreben ging daher darauf, ihm das Aussehen eines Palastes nach seinem Sinne zu geben. Er war der einsame Herr eines dichtbevölkerten Harems. Dabei fühlte er sich jedoch zu Übersättigung verdammt, zu dem Fluch aller Menschen, deren Geist über ihrem Tun steht; und was einst aus Trieb und Leidenschaft entstanden, war zur Gewohnheit eingefroren. Von der schal gewordenen sinnlichen Befriedigung suchte er sich durch die Pflege der Wissenschaft zu erheben; da aber sein Zweck nicht darauf ging, den Menschen zu dienen, so verachtete er das praktische, nützliche Wissen. Seine dunkle Phantasie liebte es, sich in schwärmerischen, nächtlichen Forschungen zu ergehen, wie sie einen introvertierten, einsiedlerischen Menschen stets verlocken. Überdies legten ihm die geheimnisvollen Überlieferungen seines Landes solche Studien nahe. Ohne Glauben an die vielgestaltigen Religionsmeinungen der heidnischen Welt setzte er den höchsten Glauben in die Macht des menschlichen Geistes. Da er wahrnahm, daß wir, je höher wir in der Erkenntnis steigen, desto mehr Wunder erblicken, redete er sich ein, die Natur sei nicht nur an und für sich wunderbar, sondern könne auch durch die Beschwörung mächtiger Seelen von ihrem Lauf auf wunderbare Weise abgelenkt werden. So trieb er die Wissenschaft über die ihr angewiesenen Grenzen hinaus in den Bereich des Irrtums und trüge-

rischen Schattens. Von der Wahrheit der Astronomie ging er zum Trug der Astrologie über. Von den Geheimnissen der Chemie wanderte er in das gespenstische Labyrinth der Magie, und derselbe Geist, der die Macht der Götter in Frage stellte, verließ sich in einem kindischen Aberglauben auf die Macht des Menschen.

Das Studium der Zauberei, welches damals unter den sogenannten Weisen mit großem Eifer betrieben wurde, stammte aus dem Orient. Eng verwachsen mit der Zauberei war der Isisdienst, und die ägyptische Religion vermittelte den Glauben an ägyptische Wundertäter an immer weitere Kreise. Und zu den Berühmten in der Zauberkunft gehörte der unheimliche, geheimnistiefe Arbaces. Sein Name und seine Entdeckungen waren allen Anhängern der Magie bekannt; allerdings nicht sein wirklicher Name wurde von den Magiern genannt. Ihre Verehrung schuf ihm einen geheimnisvolleren Titel, und lange über seinen Tod hinaus blieb er in Großgriechenland wie in den Ebenen des Orients unter der Benennung „Hermes, der Herr des flammenden Gürtels“ im Andenken. Seine spitzfindig vorgetriebenen Grübeleien und weit gepriesenen Weisheitssprüche befanden sich, mehrere Bücher stark, unter jenen Quellen der „geheimen Künste“, welche die eben bekehrten Christen unter großem Jubel, obwohl unter ebensoviel Angst, in Ephesus verbrannt haben.

Wie alle Menschen mehr oder weniger nach Macht streben, so entsprach dies Streben in Arbaces völlig seinem Charakter. Es war nicht das Streben nach einer äußeren, rohen Gewalt. Er wünschte nicht Purpur und Fasces, die Zeichen gemeiner Herrschaft. Vielmehr liebte er es, seine Herrschaft in den Seelen der Menschen auszuüben, über ein unsichtbares, unmaterielles Reich zu gebieten! Wäre er weniger sinnlich und weniger reich gewesen, so hätte er vielleicht versucht, der Gründer einer neuen Religion zu werden. So aber verbrauchte sich seine Aktivität für seine Genußsucht. Auch übte neben seinem allgemeinen Verlangen nach Herrschaft eine seltsame, abergläubische Ehrfurcht vor allem, was dem geheimnisvollen Land seiner Väter angehörte, ihren Einfluß auf ihn aus. Obwohl er an ihre Götter nicht glaubte, lag ihm daran, die Religion Ägyptens aufrechtzuerhalten, weil er dadurch den Schatten und die Erinnerung an Ägyptens Macht aufrechterhielt. Er bereicherte die Altäre des Osiris

und der Isis mit regelmäßigen Schenkungen und war stets bemüht, ihre Priesterschaft durch neue reiche Bekehrte zu heben. War das Gelübde abgelegt, der Priesterstand ergriffen, so wählte er in der Regel die Genossen seiner Ausschweifungen aus denen, die er zu seinen Opfern gemacht, teils weil er sich dadurch ihre Verschwiegenheit sicherte, teils weil er seine eigentümliche Gewalt über sie dadurch noch mehr befestigte. Dies die Gründe für sein Verfahren mit Apäcides; in diesem Fall kam die Leidenschaft für Ione hinzu.

Es ist der Fluch sinnlicher Menschen, nie zu lieben, bis die Freuden der Sinne schwächer zu werden anfangen; ihre glühende Jugend haben sie unter unzähligen Begierden zersplittert; ihre Herzen sind erschöpft. So stets nach Liebe jagend und durch eine rastlose Phantasie vielleicht zur Überschätzung der Freuden dieser Art Liebe verleitet, hatte der Ägypter sein Leben dahingebracht, ohne seine eigentlichen Wünsche zu erreichen. Die Schönheit von morgen folgte auf die Schönheit von heute, und Schatten leiteten ihn irre bei seiner Jagd nach dem Wesen. Als er vor nun zwei Jahren Ione sah, erblickte er zum ersten Male ein Weib, das er wirklich lieben zu können glaubte. Er stand damals auf jener Brücke des Lebens, von welcher der Mensch zur einen Seite deutlich eine verlorene Jugend, zur anderen die Dunkelheit des herannahenden Alters erblickt, an einem Wendepunkt, an dem der Mensch vielleicht ängstlicher als je noch zur rechten Zeit zu sichern sucht, was er als notwendig für den Genuß eines Daseins betrachtet, dessen hellere Hälfte bereits dahin ist.

Mit Ernst und mit Geduld, wie zuvor nie bei einer andern, hatte sich Arbaces die Gewinnung von Iones Herzen zum Ziel gesetzt. Es genügte ihm nicht, zu lieben, er wünschte, geliebt zu werden. In dieser Hoffnung hatte er die aufblühende Jugend der schönen Neapolitanerin sorgfältig überwacht. Auf den Einfluß vertrauend, den der Geist über die besitzt, denen an Bildung des eigenen Geistes gelegen ist, hatte er willig dazu beigetragen, Iones Anlagen zu bilden, ihren Verstand zu schulen, in der Hoffnung, sie werde dadurch das in seinem rechten Wert erkennen, was ihm ein gutes Anrecht auf ihre Zuneigung zu versprechen schien, nämlich ein Gemüt, das – trotz einer frevelhaften Verkehrtheit – reich an ursprünglichen Elementen der Kraft und Größe war. Als er bemerkte, daß sie diesem Geist Anerkennung zollte, ge-

stattete er ihr willig, ja mit seiner eigenen Ermutigung, den Umgang mit den oberflächlichen Anhängern sinnlicher Lust, in der Annahme, ihre Seele, für einen höheren Verkehr geschaffen, werde die Gesellschaft ihres Lehrers vermissen und durch den Vergleich mit anderen ihn zu lieben lernen. Daß, wie die Sonnenblume nach der Sonne so die Jugend nach der Jugend sich wendet, hatte er vergessen, bis die Rivalität des Glaukus ihn plötzlich daran erinnerte. Von diesem Augenblick an nahm, obwohl er den ganzen Umfang der Gefahr noch nicht kannte, seine lang beherrschte Leidenschaft einen wilderen, ungestümeren Gang. Nichts facht das Feuer der Liebe so an wie ein Anhauch von Eifersucht; sie wird dann zu einer Sanftheit, sie vergißt Zärtlichkeit; sie bekommt etwas von der Glut, von der Wildheit des Hasses.

Arbaces beschloß, nicht weitere Zeit mit der gefährlichen Vorsicht der Vorbereitungen zu verlieren; er beschloß, sich der Person Iones zu bemächtigen und dadurch eine unüberwindliche Schranke zwischen sich und seinen Nebenbuhler zu setzen. Nicht als hätte ihn bei seiner nunmehrigen Liebe, die solange von wirklich reineren Hoffnungen als dem bloßen Trieb der Sinnlichkeit gehegt und gepflegt worden war, der bloße Besitz zufriedengestellt. Er strebte nicht weniger nach dem Herzen, der Seele als nach der Schönheit Iones; aber er redete sich ein, Ione werde, wenn erst durch ein kühnes Verbrechen von den übrigen Menschen getrennt, wenn erst an ihn durch ein unzerreißbares Band gefesselt, notgedrungen ihn zum Mittelpunkt ihrer Gedanken machen, seine Künste würden ihm den Sieg vervollständigen, und die mit Gewalt erlangte Herrschaft werde sich durch freien Willen befestigen.

NEUNTES KAPITEL

Ione im Haus des Arbaces – Ihre Rettung – Das erst Zorneszeichen eines furchtbaren Schicksals

Als Ione die geräumige Halle des Ägypters betrat, drängte sich ihr derselbe Schauer auf, der auch ihren Bruder beschlichen hatte. Wie ihm schien ihr etwas Unheimliches und Warnendes

in dem stillen, trauernden Antlitz der thebanischen Ungeheuer zu liegen, deren majestätische, leidenschaftslose Züge der Marmor so vorzüglich ausdrückte.

Der lange äthiopische Sklave grinste ihr beim Einlassen zu und deutete ihr durch einen Wink an, weiterzugehen. Auf halbem Weg in der Halle trat ihr Arbaces selbst entgegen in festlichem, von Juwelen schimmerndem Gewand. Das Haus war, der Sitte jener Zeit gemäß, künstlich gegen das Tageslicht verdunkelt, und die Lampen warfen ihr stilles, duftendes Licht über den reichen Boden und an die mit Elfenbein ausgelegte Decke.

„Schöne Ione“, sagte Arbaces, indem er sich niederbeugte, um ihre Hand zu fassen; „du hast den Tag verfinstert, deine Augen erleuchten diese Hallen, dein Atem erfüllt sie mit Wohlgerüchen.“

„Nicht so mußt du zu mir sprechen“, erwiderte Ione lächelnd, „du vergißt, daß dein Unterricht meinen Geist hinlänglich aufgeklärt hat, um mir solche meinem Äußeren geltenden Schmeicheleien lästig zu machen. Du warst es, der mich Verachtung der Schmeichelei lehrte; willst du deine Lehren Lügen strafen?“

In Iones Benehmen, als sie diese Worte aussprach, lag etwas so Freies und Reizendes, daß der Ägypter sich gern hütete, den Fehler, für den er soeben gerügt worden war, noch einmal zu begehen. Doch antwortete er rasch und heiter und beeilte sich, das Gespräch anders zu lenken,

Er führte sie durch die verschiedenen Räume seines Hauses, das ihren Augen, die nur an die hübsche Eleganz der kampanischen Städte gewöhnt waren, die Reichtümer der ganzen Welt zu enthalten schien. An den Wänden waren Gemälde von bedeutendem Kunstwert angebracht: die Lampen beleuchteten Statuen aus der besten Zeit Griechenlands. Schatzkammern, jede selbst ein Juwel, füllten die Räume zwischen den Säulen; die kostbarsten Holzarten dienten zu Schwellen und Türen; Gold und Edelsteine schienen überallhin ausgeschüttet. Zuweilen befanden sie sich allein in diesen Gemächern, zuweilen gingen sie durch Reihen schweigender Sklaven, die vor Ione auf die Knie fielen und ihr Armbänder, Ketten, Edelsteine zum Geschenk boten, um deren Annahme der Ägypter vergebens in sie drang.

„Oft“, sagte sie mit Erstaunen, „hab’ ich gehört, daß du reich bist; aber nie ließ ich mir träumen, über welche Fülle von Schätzen du verfügst.“

„Könnt ich sie doch alle“, erwiderte der Ägypter, „zu einer einzigen Krone verschmelzen, die ich auf diese weiße Stirn setzte.“ „Ach, das Gewicht würde mich zermalmen; ich wäre eine zweite Tarpeja“, antwortete Ione lachend.

„Aber verachten wirst du den Reichtum doch nicht. O Ione! Wer über keine Schätze zu verfügen hat, weiß nicht, was das Leben zu bieten vermag. Gold ist der eigentliche Zauberer auf Erden; es verwirklicht unsere Träume, es verleiht ihnen Göttermacht; es liegt etwas Großes, Erhebendes in seinem Besitz; es ist der mächtigste und dazu der gehorsamste unserer Sklaven.“

Voll Arglist suchte Arbaces die junge Neapolitanerin mit seinem Reichtum und mit seiner Beredsamkeit zu blenden. Er plante, in ihr den Wunsch zu erwecken, Herrin über das zu werden, was sie sah, und hoffte, sie werde den Eigentümer mit dem Reichtum verwechseln und der Glanz seiner Besitztümer werde ihn selbst in hellem Licht erstrahlen lassen. Indessen fühlte Ione sich nicht wohl bei den Schmeicheln aus dem Munde, der bis vor kurzem noch die Ehrfurcht, die man der Schönheit zollt, verächtlich gemacht hatte, und mit einem nur Frauen eigenen Geschick suchte sie die sorgfältig gezielten Angriffe abzuweisen und den eigentlichen Sinn seiner heißen Worte wegzulachen oder wegzuplaudern.

Der Ägypter war von ihrer Anmut fast noch mehr berauscht und überwältigt als von ihrer Schönheit; mit Mühe unterdrückte er seine Empfindungen.

Als sie in einer Halle standen, in der weiße, silbergestickte Vorhänge hingen, klatschte Arbaces plötzlich in die Hände, und wie durch einen Zauberschlag stieg ein Tisch aus dem Boden empor; zugleich erhob sich eine Polsterbank mit einem scharlachenen Himmel vor Ione, und im nämlichen Augenblick ertönte hinter den Vorhängen eine unsichtbare, höchst weiche Musik.

Arbaces setzt sich zu Iones Füßen, und Kinder, jung und schön wie Liebesgötter, warteten bei dem Mahle auf.

Das Essen war vorüber, die Musik sank zu einem leisen, gedämpften Ton herab, und der Wirt wandte sich zu seinem reizenden Gast:

„Hat dich in dieser dunklen, ungewissen Welt – hat dich nie verlangt, über das Jetzt hinauszublicken, mein Zögling? Hast du nie gewünscht, den Schleier der Zukunft zu heben und an dem Uferrand des Schicksals das Schattenbild dessen, was da

kommen soll, zu sehen? Denn nicht nur die Vergangenheit hat ihre Gespenster; auch das, was erst geschehen wird, hat seinen Schatten; kommt die rechte Stunde, so wird er von Leben durchdrungen, wird körperlich und wandelt in der Welt umher. So gibt es denn in dem Land jenseits des Grabes zwei stofflose Geisterscharen, die Dinge, die kommen werden, und die Dinge, die gewesen sind. Vermögen wir durch unsere Weisheit in dieses Land einzudringen, so sehen wir die einen wie die andern und erfahren – das habe ich erprobt – nicht nur die Geheimnisse der Toten, sondern auch das Schicksal der Lebenden.“

„Das hast du erprobt? Geht deine Weisheit so weit?“

„Willst du mein Wissen prüfen, Ione, und das Vorbild deiner eigenen Zukunft erblicken? Es ist ein ergreifenderes Schauspiel als die des Äschylus; ich habe es für dich bereitet, wenn du die Schatten ihre Rolle spielen sehen willst.“

Die Neapolitanerin zitterte; sie dachte an Glaukus und seufzte unter dem Zittern. Sollten ihre Lose vereint werden? Halb ungläubig, halb glaubend, halb von Ehrfurcht, halb von Schreck bei den Worten ihres seltsamen Gastgebers ergriffen, blieb sie einige Augenblicke still und erwiderte dann:

„Es könnte mich zurückstoßen, könnte mich scheu machen – die Kunde der Zukunft wird mir vielleicht die Gegenwart nur verbittern.“

„Nicht so, Ione, ich selbst habe bereits auf dein künftiges Geschick geblickt; die Geister deiner Zukunft wandeln in den sonnigen Gärten Elysiums; unter Asphodelen und Rosen winden sie die lieblichen Kränze deines Schicksals, und die Parzen, so streng gegen andere, knüpfen für dich nur ein Gewebe von Seligkeit und Liebe. Willst du kommen und dein Schicksal schauen, so daß du es im voraus genießt?“

Abermals flüsterte das Herz Iones den Namen Glaukus. Sie sprach ein kaum hörbares Ja. Der Ägypter stand auf, nahm sie bei der Hand und führte sie durch das Speisezimmer. Wie von Geisterhänden schoben sich die Vorhänge auf die Seite, und die Musik ging in eine lautere, freudigere Weise über. Die beiden traten durch eine Säulenreihe; zu deren beiden Seiten Fontänen duftendes Wasser emporwarfen, und stiegen auf einer breiten, bequemen Treppe in einen Garten hinunter. Der Abend hatte begonnen, der Mond stand hoch am Himmel, und die zarten Blumen, die bei Tage schlafen, aber die Nachtluft mit unbe-

schreiblicher Würze füllen, standen dicht in den Gängen zwischen sternbeglänzttem Gebüsch oder lagen, in Körbchen gesammelt, wie Opfergaben zu den Füßen der vielen Statuen, die längs des Weges durch das Dunkel schimmerten.

„Wohin willst du mich führen, Arbaces?“ fragte Ione verwundert.

„Nur dorthin“, erwiderte er, auf ein kleines Gebäude zeigend, das die Aussicht schloß. „Es ist ein den Schicksalsgöttinnen geweihter Tempel — unser Vorhaben verlangt solch heiligen Boden.“

Sie traten in eine schmale Vorhalle, deren Hintergrund mit einem schwarzen Vorhang verhüllt war. Arbaces hob denselben, Ione trat ein und fand sich in vollkommener Finsternis.

„Sei unbesorgt“, sagte der Ägypter, „es wird sogleich hell werden.“ Noch während dieser Worte verbreitete sich langsam ein sanftes, warmes Licht. Als es den Raum hinlänglich erhellt hatte, schien es Ione, als sei sie in einem ringsum schwarz behangenen Gemach von mäßiger Größe; eine Polsterbank, ebenfalls schwarz, stand neben ihr. Mitten in dem Raume stand ein Altar, vor ihm ein Dreifuß von Erz. An der einen Wand trug eine hohe granitene Säule ein kolossales Haupt von tiefschwarzem Marmor, das Ione an dem Kranze von Weizenähren um ihre Stirn als die große ägyptische Göttin erkannte. Arbaces war an den Altar herangetreten, hatte seinen eigenen Kranz auf ihn niedergelegt und schien eben beschäftigt, den Inhalt einer bronzenen Vase auf den Dreifuß auszugießen. Sogleich schoß eine blaue, schlängelnde Flamme auf; der Ägypter zog sich an Iones Seite zurück, murmelte einige Worte in einer ihr unverständlichen Sprache, und bebend wogte der Vorhang hinter dem Altar hin und her; er teilte sich langsam, und durch die so entstandene Öffnung erblickte Ione eine undeutliche, bleiche Landschaft, die jedoch allmählich klarer und heller wurde; endlich unterschied sie deutlich Bäume, Flüsse, Auen und die ganze Mannigfaltigkeit einer höchst reizenden Gegend. Zuletzt glitt ein dämmeriger Schatten in den Vordergrund und blieb gegenüber Ione stehen. Langsam schien derselbe Zauber, der auf den übrigen Schauplatz eingewirkt, auch auf dies Phantom seine Macht auszuüben; es nahm Form und Gestalt an, und siehe da, in Zügen und Bildung erkannte Ione sich selbst!

Jetzt schwand die Szene hinter dem Gespenst, und das Bild eines prächtigen Palastes trat an ihre Stelle. Ein Thron erhob

sich mitten in demselben; die trüben Gestalten von Sklaven und Wachen reihten sich um denselben her, und eine bleiche Hand hielt ein Diadem über den Thron.

Eine neue Figur erschien; sie war von Kopf zu Fuß in ein dunkles Gewand gehüllt, so daß man weder das Gesicht noch die Umrisse des Körpers unterscheiden konnte. Sie kniete vor Iones Schattenbild nieder, faßte dessen Hand und zeigte nach dem Thron, als lade sie zu seiner Besteigung ein.

Das Herz der Neapolitanerin schlug heftig.

„Soll sich der Schatten enthüllen?“ flüsterte neben ihr die Stimme des Arbaces.

„Ja“, antwortete Ione sanft.

Arbaces erhob die Hand, das Phantom warf den verhüllenden Mantel ab, und Ione schrie laut auf: Es war Arbaces selbst, der vor ihrem Bilde kniete.

„Das ist wirklich dein Schicksal“, flüsterte ihr von neuem die Stimme des Ägypters ins Ohr. „Du bist bestimmt, die Braut des Arbaces zu werden.“

Ione fuhr zusammen; der schwarze Vorhang schloß sich über dem Zauberspiel, und Arbaces selbst, der wirkliche, lebende Arbaces, lag zu ihren Füßen.

„O Ione“, rief er, leidenschaftlich zu ihr aufblickend, „höre einen Menschen, der lange vergebens mit seiner Liebe gerungen hat. Ich bete dich an! Das Schicksal lügt nicht, du bist bestimmt, die Meinige zu werden! — Die ganze Welt hab' ich durchsucht und nichts gleich dir gefunden. Von Kindheit an hab' ich mich nach einem Wesen wie du gesehnt. Ich war in einem Traum, bis ich dich sah; ich wache auf, und sehe dich. Wende dich nicht von mir, Ione; denke nicht von mir, wie du bisher gedacht; ich bin nicht das kalte, gefühllose, mürrische Wesen, das ich dir schien. Nie ist ein Weib so hingegen, so leidenschaftlich geliebt worden, wie ich Ione lieben werde. Winde dich nicht von mir los, sieh, ich gebe deine Hand frei. Zieh sie weg, wenn du willst; gut, sei es so! Aber verwirf mich nicht, Ione, verstoße mich nicht vorschnell; erkenne deine Macht über mich daran, wie du mich so verwandeln konntest! Ich, der nie vor einem sterblichen Wesen kniete, ich, der über das Schicksal anderer gebietet, empfangen jetzt von dir mein eigenes. Ione, zittere nicht, du bist meine Königin — meine Göttin! Sei meine Braut! Jeder Wunsch, der dir in die Seele kommen mag, soll erfüllt werden. Die Enden

der Welt sollen dir botmäßig sein; Glanz, Pracht, Herrlichkeit sollen dir als Sklaven dienen. Arbaces soll keinen anderen Ehrgeiz kennen als den Stolz, dir zu gehorchen. Ione, wende deine Augen auf mich, umstrahle mich mit deinem Lächeln! Meine Seele ist finster, wenn sich dein Angesicht vor mir verbirgt; scheine über mich, meine Sonne, mein Himmel, mein Tag! Ione, Ione – verstoß meine Liebe nicht!“

Allein und in der Gewalt des seltsamen, furchtbaren Mannes, fühlte Ione gleichwohl noch keine Angst; die Ehrerbietung in seinen Ausdrücken, die Sanftheit seiner Stimme gaben ihr Mut, und sie empfand ihren Schutz in ihrer eigenen Reinheit. Aber sie war verwirrt – erstaunt; erst nach einiger Zeit gewann sie die Fassung, zu antworten.

„Steh auf, Arbaces“, sagte sie endlich und ließ ihm wieder ihre Hand, die sie jedoch ebenso schnell zurückzog, als sie den brennenden Druck seiner Lippen darauf fühlte. „Steh auf, und wenn es dir Ernst ist, wenn du die Wahrheit sprichst . . .“

„Wenn!“ rief er zärtlich.

„Wohlan denn, höre mich! Du bist mein Vormund – mein Freund – mein Berater gewesen; auf diesen neuen Namen aber war ich nicht vorbereitet. Denke nicht“, fügte sie schnell hinzu, als sie seine dunklen Augen von der Glut der Leidenschaft funkeln sah, „denke nicht, daß ich dich verachte, daß ich von dieser Huldigung nicht gerührt sei, mich nicht geehrt fühle; aber sprich – kannst du mich ruhig hören?“

„Ja, wären deine Worte auch Blitze und zerschmetterten mich!“ „Ich liebe einen anderen!“ sprach Ione errötend, aber mit fester Stimme.

„Bei den Göttern – bei der Hölle!“ schrie Arbaces, sich zu seiner vollen Höhe emporrichtend, „wage nicht, mir so etwas zu sagen – wage nicht, mich zu verhöhnen: Es ist unmöglich! – Wen hast du gesehen? – Wen kennengelernt? O Ione! es ist Frauen-erfindung, Frauenlist, was aus dir spricht, du möchtest Zeit gewinnen; ich habe dich überrascht, habe dich erschreckt. Verfahr mit mir, wie du willst, sage, du liebst mich nicht; aber sage nicht, du liebst einen andern!“

„Ach . . .“ hob Ione an, aber erschüttert von seiner plötzlichen, unerwarteten Heftigkeit, brach sie in Tränen aus.

Arbaces trat näher auf sie zu; sein Atem brannte auf ihrer Wange; er legte seine Arme um sie; sie aber entriß sich seiner

Umarmung. In diesem Kampf fiel ihr ein Brief auf den Boden, Arbaces bemerkte ihn und griff danach. Es war das Schreiben, das Ione am Morgen von Glaukus erhalten hatte. Sie sank auf die Bank, halb tot vor Schrecken.

Rasch las Arbaces den Brief. Die Neapolitanerin wagte nicht, ihn anzusehen; sie bemerkte die Todesblässe, die über sein Gesicht kam, nicht, sie wurde weder die Falten auf seiner Stirn noch das Beben seiner Lippe, noch den Krampf, der seine Brust hob, gewahr. Er las bis zu Ende und sagte dann, indem der Brief seiner Hand entsank, mit einem Ton scheinbarer Ruhe:

„Ist der Schreiber dieses Briefes der Mann, den du liebst?“

Ione schluchzte, gab aber keine Antwort.

„Sprich!“ rief er mit schneidender Stimme.

„Er ist es!“

„Und seine Name – er steht hier geschrieben – sein Name ist Glaukus.“

Ione blickte mit gefalteten Händen umher, wie um Hilfe oder Gelegenheit zur Flucht.

„Höre mich denn“, sprach Arbaces, seine Worte zu einem Flüstern herabsenkend, „eher sollst du in dein Grab als in seine Arme. Wie? Glaubst du, Arbaces werde einen Nebenbuhler wie diesen ärmlichen Griechen dulden? Glaubst du, er habe die Frucht reifen lassen, um sie einem anderen abzutreten? Nein, hübsche Törlin! Du bist mein – ganz – einzig mein; und so faß ich dich und mache mein Recht auf dich geltend.“

Damit schloß er Ione in die Arme, und in dieser wilden Umschlingung lag die ganze Kraft nicht nur der Liebe, sondern auch der Rache. Ione aber fand in ihrer Verzweiflung übernatürliche Stärke; von neuem riß sie sich los, stürzte auf den Ausgang des Zimmers zu und zog den Vorhang halb zurück. Ihr Verfolger faßte sie zum drittenmal, wieder entwand sie sich ihm und sank erschöpft und mit einem lauten Schrei am Fuß der Statue nieder, die das Haupt der ägyptischen Göttin trug. Arbaces hielt einen Augenblick still, wie um Atem zu schöpfen, und drang dann noch einmal auf sein Opfer ein.

In diesem Augenblick wurde der Vorhang mit einem Ruck aufgerissen, und der Ägypter fühlte sich von einer zornigen, starken Faust an der Schulter gepackt. Er wandte sich um und erblickte die blitzenden Augen des Atheners und das blasse, abgezehrte, aber drohende Gesicht des Apäcides.

„Oh“, stammelte er, die beiden anstarrend, „welche Furie hat euch hierhergeschickt?“

„Nemesis!“ erwiderte Glaukus und griff den Ägypter an. Unterdessen hob Apäcides seine ohnmächtig gewordene Schwester vom Boden auf. Seine erschöpfte Kraft reichte trotz ihrer Leichtigkeit und Zartheit nicht aus, Ione fortzutragen; er legte sie daher auf die Ruhebänk, stellte sich mit dem Dolch in der Hand daneben und beobachtete den Kampf zwischen Glaukus und dem Ägypter, bereit, notfalls seine Waffe zu gebrauchen. Kein Kampf ist so furchtbar wie der der bloßen tierischen Kraft ohne andere Waffen als die, welche die Natur dem Zorn bereitstellt. Die Gegner hielten sich jetzt eng umfaßt, die Hand eines jeden suchte die Kehle des anderen, die Gesichter waren zurückgebogen, die Augen funkelten rachelüstern, die Muskeln waren gespannt, die Adern aufgelaufen, die Lippen offen, die Zähne zusammengebissen. Beide waren von ungewöhnlicher Stärke, beide trieb leidenschaftliche Wut zu äußerster Anstrengung. Sie krümmten und wanden sich umeinander, wankten hin und her, drängten sich von einem Ende ihres beschränkten Feldes zum anderen, stießen Rufe des Zornes und der Rache aus; jetzt waren sie vor dem Altar, jetzt am Fuß der Statue, wo der Kampf begonnen hatte. Nun ließen sie voneinander, um Atem zu schöpfen; Arbaces lehnte sich an die Statue, Glaukus stand einige Schritte abseits.

„Heilige Göttin“, rief Arbaces, das Standbild umfassend, und erhob die Augen zu ihr, „schütze deinen Erwählten, zeige deinen Zorn gegen diese Knechte eines jungen Aberglaubens, die mit tempelschänderischer Gewalttat dein Heiligtum entweihen und einen Diener anfallen.“

Während er so sprach, schienen die stillen, mächtigen Züge der Göttin plötzlich von Leben durchglüht; hell zuckte durch den schwarzen Marmor wie durch einen durchsichtigen Schleier ein rotes Schimmern, um den Kopf züngelten bläuliche Flämmchen, die Augen wurden wie Feuerbälle und schienen in verderbendem, nicht zu ertragendem Zorn auf den Griechen gewandt. Erschreckt von dieser unerwarteten wunderbaren Antwort auf das Gebet des Arbaces und nicht frei von dem anerbten Aberglauben seines Volkes, erblaßte Glaukus, seine Knie schlugen gegeneinander, von frommem Grauen ergriffen stand er kraftlos, wie betäubt, vor seinem Gegner.

Arbaces ließ ihm nicht Zeit, sich von der Erschütterung zu erholen. „Stirb, Elender“, rief er mit Donnerstimme und sprang auf den Griechen los, „die große Mutter fordert dich als Opfer!“ Von der ersten Lähmung einer abergläubischen Furcht überrascht, verlor der Grieche – der Marmorboden war spiegelglatt – den Halt, glitt aus und fiel. Arbaces setzte den Fuß auf die Brust des gefallenen Gegners. Apäcides, durch sein Priesteramt wie durch seine Kenntnis von Arbaces' Kunstgriffen gegen alle wunderbare Einmischung mißtrauisch gemacht, war nicht von dem Schrecken seines Gefährten getroffen. Er sprang vor, und sein Dolch funkelte hoch in der Luft; der wachsame Ägypter jedoch packte den niederfahrenden Arm, ein Ruck seiner mächtigen Hand entriß dem schwachen Griff des Priesters die Waffe, und ein kräftiger Schag streckte ihn zu Boden. Mit lautem Triumphruf schwang Arbaces das Messer. Glaukus sah dem nahenden Schicksal mit festem Auge und mit der gefaßten Unterwerfung eines gefallenen Gladiators entgegen – da, in dieser furchtbaren Sekunde, schüttelte den Boden unter ihnen ein krampfhaftes Zucken. Eine größere Kraft als die des Ägypters hatte sich erhoben, eine riesenhafte, zermalmende Gewalt, vor der seine Leidenschaft und seine Künste zur Ohnmacht zusammensanken. Der furchtbare Dämon des Erdbebens hatte sich aufgerichtet und verlachte die Zauberei menschlicher List wie den Grimm menschlichen Zorns. Wie ein Titan, auf den Berge getürmt sind, tauchte er aus langjährigem Schlaf empor, regte sich auf seinem Lager, und die unterirdischen Höhlen stöhnten und zitterten unter dem Recken seiner Glieder. Im Augenblick fast erfüllter Rache, im Augenblick seiner Übermacht, wurde der Mann, der ein Halbgott zu sein geträumt hatte, zu dem Staub erniedrigt, der er wirklich war. Weithin unter dem Boden lief ein dumpfes, polterndes Getöse, die Vorhänge des Zimmers flatterten wie vom Wehen eines Sturmes, der Altar bebte, der Dreifuß wankte, und hoch über dem Kampfplatz schwankte die Säule, das dunkle Haupt der Göttin taumelte – stürzte, und eben, als der Ägypter sich über seinen gefallenen Feind niederbeugte, traf die Marmorasse den Gebückten zwischen Schulter und Nacken. Der Schlag streckte ihn jählings zu Boden. Kein Laut, keine Bewegung, kein Lebenszeichen war wahrzunehmen. Offenbar war er von ebender Gottheit zerschmettert, der er ruchlos Scheinleben gegeben hatte!

„Die Erde hat ihre Kinder gerettet!“ rief Glaukus auftaumelnd.
„Gesegnet sei ihr furchtbares Beben! Laßt uns die Fürsorge der
Götter verehren!“

Er half Apäcides aufstehen und wandte dann das Gesicht des Arbaces empor. Der Tod schien ihm sein Siegel aufgedrückt zu haben; Blut strömte aus den Lippen auf die glänzenden Kleider herab. Schwer fiel er aus Glaukus' Armen zurück, und der rote Strom quoll langsam über den Marmor hin. Nochmals bebte die Erde unter ihren Füßen, sie mußten sich aneinander anklammern. Die Erschütterung ließ ebenso schnell nach, wie sie gekommen; sie zögerten nicht länger, Glaukus trug Ione in den Armen leicht fort, und sie verließen eilig die unheilige Stätte. Kaum waren sie in den Garten gelangt, als von allen Seiten her ungeordnete Scharen von fliehenden Mädchen und Sklaven mit ihnen zusammenstießen, deren festliche, glänzende Gewänder wie ein Spott gegen die Schrecken der Stunde abstachen. Sie schienen die Fremden nicht zu beachten, sie waren bloß mit ihrer eigenen Angst beschäftigt. Nach einer Ruhe von sechzehn Jahren drohte der brennende, trügerische Boden aufs neue Zerstörung! Sie stießen nur einen Schrei aus: Ein Erdbeben! Ein Erdbeben! – Ungehindert eilten Apäcides und sein Gefährte, ohne das Haus zu betreten, eine der Alleen hinab und flohen durch eine offene Pforte. Hier saß auf einem kleinen Hügel, den dunkelgrüne Aloen überwölbten, Nydia, das Mondlicht auf der gebeugten Gestalt. Sie weinte bitterlich.

DRITTES BUCH

ERSTES KAPITEL

*Auf dem Forum der Pompejaner – Olinth, der Christ, trifft
auf Apäcides, den Isispriester*

Es war früh am Mittag und das Forum voll von Geschäftigen und Müßigen.

Damals lebten in den Städten Italiens die Menschen fast ganz außerhalb des Hauses; die öffentlichen Gebäude, das Forum, die Säulengänge, die Bäder, selbst die Tempel konnten als ihre eigentlichen Wohnungen gelten. Kein Wunder, daß sie diese beliebten Versammlungsorte so prächtig ausschmückten, sie empfanden für sie ebensogut eine Art häuslicher Zuneigung wie den Stolz des Patriotismus.

Auf dem breiten Pflaster aus großen Marmorplatten standen Menschengruppen in lebhafter Unterhaltung, jedes Wort mit einer Gebärde verbindend, wie es noch jetzt bei den südlichen Völkern üblich ist. Auf der einen Seite der Kolonnade saßen in sieben Buden die Geldwechsler hinter ihren glänzenden Münzhaufen; Schiffer und Kaufleute in mannigfaltigen Trachten standen um ihre Tische gedrängt. Auf der anderen Seite eilten Männer in langen Togen lebhaft plaudernd und lachend einem stattlichen Gebäude zu, in dem Gericht gehalten wurde; es waren Anwälte. In der Mitte des Platzes standen Statuen auf Sockeln, unter ihnen die ansprechende Gestalt Ciceros als die beachtlichste. Um den Gerichtshof lief eine Säulenreihe dorischer Ordnung; einige Leute, die durch ihr Geschäft früh hierher geführt waren, nahmen dort eine leichte Mahlzeit als Frühstück ein und unterhielten sich, indem sie Brot in Becher mit verdünntem Wein tauchten, sehr lebhaft über das Erdbeben der vorigen Nacht. In dem offenen Raum standen Krämer, die da ihr Gewerbe ausübten. Ein Mann zeigte einer schönen Frau vom Lande seine Bänder, ein anderer rühmte einem stämmigen Pächter die Qualität seiner Schuhe; ein dritter, ein Budengastwirt, wie man

sie noch jetzt in den italienischen Städten häufig trifft, versorgte manchen hungrigen Magen mit warmen Gerichten aus seinem kleinen tragbaren Ofen, während – Gewerbstätigkeit und geistiges Streben dicht beieinander – gleich dabei ein Schulmeister seinen schüchternen Zöglingen die Anfangsgründe der lateinischen Grammatik auseinandersetzte. Eine Galerie über dem Säulengang, zu der man über kleine hölzerne Treppen hinaufstieg, hatte ebenfalls ihr Publikum, das jedoch, da hier der eigentliche Handel des Ortes vor sich ging, eine ruhigere, ernstere Haltung zeigte. Dann und wann machte die Menge unten einem Senator ehrerbietig Platz, der auf dem Weg zum Jupitertempel an der einen Seite des Forums, dem Versammlungsort der Senatoren, seinen Freunden oder Klienten in dem Gewühl mit vornehmer Herablassung zunickte. Mitten unter den eleganten Erscheinungen aus den höheren Ständen sah man die derben Gestalten von Pächtern aus der Umgebung, die sich zu den öffentlichen Kornböden durchdrängten. Hart neben dem Tempel stand der Triumphbogen mit der langen, menschenwimmelnden Straße dahinter; in einer Nische des Bogens spielte ein Springbrunnen lustig mit den Sonnenstrahlen, und auf seiner Höhe dunkelte, in kräftigem Gegensatz zu dem lustigen Sommerhimmel, die eiserne Reiterstatue Caligulas. Hinter den Buden der Geldwechsler stand das Gebäude, das man jetzt das Pantheon nennt; zahlreiche ärmere Pompejaner gingen mit Körben unter dem Arm durch die schmale, ins Innere führende Halle und drängten sich einem Platz zwischen zwei Säulen zu, wo die Nahrungsmittel, welche die Priester vom Opfer erübrigt hatten, verkauft wurden. An einem der Gebäude, die für die Stadtverwaltung bestimmt waren, waren Werkleute mit der Aufrichtung von Säulen beschäftigt, von Zeit zu Zeit stieg der Lärm ihrer Arbeit aus dem Gesumm der Menge empor. – Diese Säulen sind bis auf diesen Tag unvollendet.

So bildete denn die Mannigfaltigkeit in Tracht, Rang, Benehmen, Beschäftigung der Menge, die Betriebsamkeit, der Frohsinn, die Unrast, der frische Fluß des Lebens ringsumher, in Vergnügen und Handel, Müßiggang und Arbeit, Habsucht und Ehrgeiz einen starken, bunten, brausenden Strom konzentrierten Lebens.

Den Stufen des Jupitertempels gegenüber stand mit gekreuzten Armen und gefurchter Stirn ein Mann von ungefähr fünfzig

Jahren. Er war auffallend einfach gekleidet, nicht dem Stoff nach, sondern durch das Fehlen irgendwelcher Verzierungen, die doch von den Pompejanern jedes Standes teils aus Schmuckbedürfnis getragen wurden, teils weil Ornamente von bestimmter Form als wirksam gegen Zauberei und den bösen Blick galten. Der Kopf des Mannes war hoch und kahl; die wenigen Locken am Hinterkopf waren durch eine Kapuze bedeckt, die an seinem Mantel angebracht war und nach Gefallen aufgesetzt oder niedergelassen werden konnte. Jetzt trug er sie als Schutz gegen die Sonnenstrahlen weit über den Kopf gezogen. Sein Kleid war braun, bei den Pompejanern eine nicht beliebte Farbe; die üblichen Besätze von Scharlach oder Purpur waren vermieden. Sein Gurt enthielt ein kleines, eingehängtes Tintenfaß, einen Griffel und eine ungewöhnlich große Schreibtafel. Besonders auffallend war, daß in dem Gürtel keine Börse stak, die sonst jeder für fast unerläßlich hielt, selbst wenn sie unglücklicherweise leer war. Es geschah nicht oft, daß die heiteren mit sich selbst beschäftigten Pompejaner sich's angelegen sein ließen, Gesichter und Benehmen ihrer Nächsten zu beobachten, aber in Lippen und Augen dieses Mannes, der eben zusah, wie eine religiöse Prozession die Tempeltreppe hinaufschritt, sprach sich so auffallend Bitterkeit und Verachtung aus, daß es auffallen mußte.

„Wer ist der Zyniker da?“ fragte ein Kaufmann seinen Gesprächspartner, einen Juwelier.

„Es ist Olinth“, erwiderte der Juwelier, „er ist als Nazarener verrufen.“

Der Kaufmann schauderte. „Eine entsetzliche Sekte“, sagte er mit leiser, ängstlicher Stimme. „Man sagt, bei ihren nächtlichen Zusammenkünften fingen sie ihre Zeremonien jedesmal mit der Ermordung eines neugeborenen Kindes an. Auch wollen sie eine Gemeinschaft der Güter! Was würde aus uns werden, wenn solche Begriffe in Mode kämen!“

„Das kann man wohl fragen“, erwiderte der Juwelier; „außerdem tragen sie keine Juwelen und murmeln Verwünschungen, wenn sie eine Schlange zu Gesicht bekommen, wo doch in Pompeji alle Goldschmiedearbeit Schlangengestalt hat.“ — „Sieh mal“, sagte ein dritter, ein Bronzeformer, „wie dieser Nazarener da den heiligen Opferdienst verhöhnt! Sicher brummt er Flüche auf den Tempel. Weißt du, Celsinus, daß dieser Bursche, als er

neulich an meiner Werkstatt vorbeiging und mich mit einer Minervastatue beschäftigt sah, mit Stirnrunzeln gesagt hat, wäre die Statue Marmor, so würde er sie zerbrechen, aber das Erz sei zu fest! – „Eine Göttin zerbrechen!“ rief ich. „Eine Göttin?“ fragte der Gottlose, „eine Dämonin ist es, ein böser Geist.“ Damit ging er fluchend weiter. Soll man sich so etwas gefallen lassen? Kein Wunder, daß die Erde gestern nacht so furchtbar bebte, als wollte sie den Atheisten aus ihren Schoß werfen! Ein Atheist sag ich? Noch schlimmer, ein Verächter der schönen Künste! – Weh uns Bronzeformern, wenn solche Gesellen den Ton angeben!“

„Es sind die Mordbrenner, die unter Nero Rom angesteckt haben“, fügte der Juwelier hinzu.

Olinth bemerkte jetzt das Aufsehen, das er erregte; er wandte sich um und betrachtete die neugierigen Gesichter des anwachsenden Haufens, in dem fortgeflüstert wurde. Nachdem er sie eine Weile mit einer erst trotzig, dann mitleidig werdenden Miene angeblickt hatte, zog er den Mantel dichter um sich und sagte im Weggehen vernehmlich: „Ihr verblendeten Götzendiener, hat euch das Beben in der letzten Nacht nicht gewarnt? Ach, wie werdet ihr am Jüngsten Tage bestehen?“

Soweit die Menge diese Worte gehört hatte, gab sie ihnen verschiedene Auslegungen, je nach dem Grad ihrer Unwissenheit und Furcht; alle aber waren sich darüber einig, es handle sich um irgendeinen entsetzlichen Fluch.

Als Olinth langsam durch das Gewühl hindurchschritt und eben einen weniger umdrängten Ausgang des Forums erreicht hatte, bemerkte er, daß er aus einem bleichen, ernsten Gesicht, das er sogleich erkannte, scharf angesehen wurde.

In ein Pallium gehüllt, das seine heiligen Gewänder zum Teil verbarg, betrachtete der junge Apäcides den Jünger der neuen, geheimnisvollen Lehre, zu der er sich einmal schon halb bekehrt hatte.

„Ist auch er ein Betrüger? Macht dieser Mensch, so einfach und unscheinbar im Leben, Kleidung und Betragen, macht auch er, wie Arbaces, die äußerliche Strenge zum Mantel der Sinnlichkeit? Verbirgt der Schleier der Vesta die Laster der Ausschweifung?“

Olinth, mit Personen aus allen Ständen vertraut und ein guter Menschenkenner, erriet aus dem Gesicht vor ihm etwas von

dem, was in dem Priester vorging. Mit festem Auge und dem Ausdruck heiterer, offener Aufrichtigkeit gab er den Blick des Priesters zurück.

„Friede sei mit dir!“ sprach er grüßend.

„Friede?“ wiederholte der Priester mit so hoffnungsloser Stimme, daß es dem Nazarener durchs Herz ging.

„In diesem Wunsch“, fuhr er fort, „ist alles Gute vereinigt. Ohne Tugend kannst du keinen Frieden haben. Wie der Regenbogen steht der Friede auf der Erde auf, aber seine Wölbung verliert sich in den Himmel! Der Himmel badet ihn in Farben des Lichts, er schießt aus Tränen und Wolken auf, ist ein Widerstrahl der ewigen Sonne, eine Zusicherung heiliger Ruhe, ein Zeichen des großen Bundes zwischen Mensch und Gott. Ein solcher Friede, junger Mann, ist das Lächeln der Seele, ein Strahl aus dem fernen Kreis des unsterblichen Lichtes. Friede sei mit dir!“

„Ach!“ hob Apäcides an, merkte aber jetzt, daß neugierige Passanten sie beobachteten, die gar zu gern gewußt hätten, worüber wohl ein verrufener Nazarener und ein Isispriester sich zu unterhalten hätten. Er brach ab und fügte nur noch leise hinzu: „Wir können hier nicht miteinander sprechen, ich will dir ans Ufer des Flusses nachkommen; dort ist ein Spazierweg, der um diese Zeit gewöhnlich von niemand besucht wird.“

Olinth nickte Zustimmung. Mit schnellem Schritt, dabei aufmerksam um sich schauend, ging er durch die Straßen. Da und dort wechselte er einen Blick, ein leichtes Zeichen mit einem Vorübergehenden, der seiner Kleidung nach zu den niedrigeren Ständen gehörte – das Christentum war ja darin ein Vorbild aller anderen Revolutionen, daß das Senfkorn in den Herzen der Unangesehenen wucherte. Unter den Hütten der Dürftigkeit und schweren Mühsale lag die unbeachtete Quelle des gewaltigen Stroms, der in der Folge sein breites Gewässer an den Städten und Palästen der Erde vorübertrug.

Mittagsfahrt auf dem kampanischen Meer

„Aber sag mir nun bitte, Glaukus“, sprach Ione, als sie in ihrem Lustboot den kräuselnden Sarnus hinabglitten, „wie konntest du mit Apäcides zu meiner Befreiung von dem schändlichen Mann erscheinen?“

„Frage die Nydia dort“, entgegnete der Athener und zeigte auf das blinde Mädchen, das in einiger Entfernung gedankenvoll mit seiner Leier saß. „Ihr gehört dein Dank mehr als uns! Es scheint, daß sie in mein Haus kam, und, da sie mich nicht zu Haus fand, deinen Bruder aus dem Tempel holte. Er ging mit ihr zu Arbaces; unterwegs begegnete sie mir mit einer Gesellschaft von Freunden, denen ich mich in der Freude über deinen liebevollen Brief beigesellt hatte. Nydias scharfes Ohr entdeckte meine Stimme; wenige Worte reichten hin, mich zum Mitgehen zu bestimmen. Ich habe meinen Begleitern nicht gesagt, warum ich sie verließ; konnt' ich deinen Namen ihren leichten Zungen und Verdächtigungen anvertrauen? Nydia führte uns zu dem Gartentor, durch das wir dich nachher hinausgetragen haben; wir traten ein und wollten eben in die Geheimnisse des verruchten Hauses eindringen, als wir deinen Angstschrei von der anderen Seite her vernahmen. Das übrige weißt du.“

Ione errötete tief, sie erhob dann die Augen gegen Glaukus, und er fühlte den ganzen Dank, den sie nicht auszusprechen vermochte. „Komm her, meine Nydia“, wandte sie sich zärtlich zu der Thessalierin. „Hab' ich dir nicht gesagt, du solltest meine Schwester und Freundin sein? Bist du mir nicht bereits mehr gewesen – eine Hüterin, ein Retterin!“

„Das will nichts sagen“, erwiderte Nydia kalt, ohne aufzustehen.

„Oh, ich habe vergessen“, fuhr Ione fort, „daß ich zu dir kommen muß.“ Damit ging sie längs der Schiffsbänke zu Nydia hin, schlang ihren Arm liebkosend um sie und bedeckte ihre Wangen mit Küssen. Nydia war an diesem Tag blasser als gewöhnlich, und ihr Gesicht wurde noch lebloser in der Umarmung der schönen Neapolitanerin.

Ione flüsterte: „Wie konntest du so genau die Gefahr erraten, der ich ausgesetzt war? Kanntest du den Ägypter von früher her?“

„Ja, ich wußte von seinen Verbrechen.“

„Und wie das?“

„Edle Ione, ich war eine Sklavin frevelhafter Menschen. Meine Herren waren seine Gehilfen.“

„Und du bist schon früher in sein Haus gekommen, da du den geheimen Eingang so genau kanntest?“

„Ich habe dem Arbaces auf meiner Leier gespielt“, antwortete die Thessalierin verlegen.

„Und du selbst bist dem Verderben entgangen, von dem du Ione errettet hast?“ erwiderte die Neapolitanerin in einem Ton, der für Glaukus' Gehör zu leise war.

„Edle Ione, mich zeichnen weder Schönheit noch Rang aus; ich bin ein Kind und eine Sklavin und blind. Die Verachteten sind immer sicher.“

Nydia hatte diese demütige Antwort in einem zugleich stolzen und bitteren Ton gegeben, und Ione fühlte, daß sie dem Mädchen durch längeres Verweilen bei diesem Gegenstand nur weh tue. Sie blieb still, und die Barke glitt jetzt in die See hinaus.

„Hatte ich nicht recht, Ione“, fragte Glaukus, „als ich dich überredete, diesen schönen Mittag nicht in deinem Hause zuzubringen? Gib zu, daß ich recht hatte!“

„Du hattest recht, Glaukus“, erwiderte Nydia kurz.

„Daß du dich zu dem lieben Kind gesetzt hast, ist schön“, sagte der Athener. „Aber erlaube mir, mich dir gegenüber zu setzen, sonst verliert unser leichtes Boot das Gleichgewicht.“ Mit diesen Worten nahm er seinen Platz gerade gegenüber von Ione und stellte sich, über den Schiffsrand hinausgebeugt, vor, es sei ihr Atem und nicht der Sommerwind, der den Duft über das Meer ausströme.

„Du wolltest mir sagen“, sprach er, „warum mir deine Tür so viele Tage verschlossen blieb.“

„O denke nicht mehr daran!“ antwortete Ione schnell. „Ich habe, wie ich jetzt erkenne, auf boshafte Verleumdung gehört.“ Und mein Verleumder war der Ägypter?“

Iones Stillschweigen bejahte die Frage.

Seine Beweggründe liegen hinlänglich am Tag.“

„Sprich nicht mehr von ihm!“ rief Ione und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen, als wollte sie selbst den Gedanken an ihn von sich abschließen.

„Vielleicht ist er jetzt schon an den Ufern des trägen Styx“, nahm Glaukus wieder das Wort; „aber wir hätten dann wohl von seinem Tode gehört. Dein Bruder, scheint es, hat mit dem bösen Einfluß seines düsteren Gemütes zu kämpfen. Als wir gestern nacht vor deinem Haus ankamen, verließ er mich plötzlich. Wird er sich je herablassen, mein Freund zu sein?“

„Irgendein geheimer Schmerz nagt an ihm“, entgegnete Ione mit Tränen. „Könnten wir ihn doch von sich selbst ablenken! Laß uns gemeinschaftlich diese Liebesaufgabe übernehmen.“

„Er soll mein Bruder sein“, erwiderte der Grieche. „Wie ruhig“, sprach Ione, indem sie sich aus der Verstimmung zu befreien suchte, die der Gedanke an Apäcides verursacht hatte – „wie ruhig scheinen die Wolken am Himmel zu schweben, und doch sagst du mir, denn ich selbst wußte nichts davon, die Erde habe gestern nacht unter uns gebebt.“

„So ist's, und wie man sagt, war der Stoß heftiger als je seit dem großen Beben vor sechzehn Jahren. Das Land, in dem wir wohnen, birgt noch immer geheimnisvolle Schrecken, und Plutos Reich, das sich unter unseren ‚brennenden Feldern‘ hinzieht, scheint von unsichtbarem Streit zerrissen. Hast du gestern abend an der Stelle, wo du saßst, das Erdbeben nicht gespürt, Nydia, und hast du aus Angst davor geweint?“

„Ich fühlte den Boden unter mir sich regen und beben wie eine ungeheure Schlange“, antwortete Nydia, „aber da ich nichts sah, wurde mir nicht angst; ich dachte, die Erschütterung sei ein Zauber des Ägypters. Man sagt, er habe Macht über die Elemente.“

„Du bist eine Thessalierin, meine Nydia, und hast ein Nationalrecht, an Magie zu glauben.“

„Magie – wer könnte sie bezweifeln? Etwa du?“

„Bis vorige Nacht, wo mich ein magisches Wunder in der Tat erschreckte, glaubte ich an keine andere Magie als an die der Liebe“, entgegnete Glaukus mit bebender Stimme, die Augen auf Ione geheftet.

„Ach!“ rief Nydia mit einer Art Schauer und griff mechanisch ein paar erheiternde Töne auf ihrer Leier. Der Laut paßte zu der Ruhe des Meeres und der sonnigen Stille des Mittags.

„Spiele uns, liebe Nydia“, sagte Glaukus; „gib uns eines von deinen alten thessalischen Liedern; handle es von Magie oder nicht, wenn es nur von Liebe handelt.“

„Von Liebe!“ wiederholte Nydia und schlug die großen, unsteinen Augen auf, die stets ein Gemisch von Furcht und Mitleid bei jedem erregten, der es sah. Nie wurde man mit diesem Anblick vertraut, so seltsam schien es, daß die dunklen, blitzenden Augensterne nichts vom Tage wissen sollten, und ihr tiefer, geheimnisvoller Ausdruck war entweder so fest oder so unruhig flatternd, daß man dabei das unheimliche Gefühl hatte wie in der Gegenwart von Wahnsinnigen, von Menschen, die, bei einem äußerlichen Leben wie das unsrige, im Innern ein ganz anderes, unerforschliches, unenträtselbares Dasein führen.

„Willst du, daß ich dir von Liebe singe?“ fragte sie, die Augen auf Glaukus richtend.

„Ja“, antwortete er und sah zu Boden.

Sie rückte ein wenig aus dem noch immer um ihre Schultern liegenden Arm Iones weg, als ob diese sanfte Umfassung ihr hinderlich wäre, setzte sofort ihr leichtes, anmutiges Instrument auf das Knie und sang nach einem kurzen Vorspiel ein wehmütiges Liebeslied ihrer Heimat

„Das war ein trauriges Lied, süßes Mädchen“, sagte Glaukus, als sie geendigt hatte. „Bis jetzt fühlst du in deiner Jugend nur den dunklen Schatten der Liebe; eine ganz andere Begeisterung erweckt sie, wenn sie wirklich hervorbricht und uns erleuchtet.“

„Ich singe, wie man mich's gelehrt hat“, erwiderte Nydia seufzend.

„So gib mir einmal das Instrument!“ Nydia tat es, ihre Hand streifte die seine, und bei dieser leichten Berührung hob sich ihre Brust, und ihre Wange flog rot an. Ione und Glaukus, mit sich selbst beschäftigt, bemerkten dies Zeichen einer frühen und nicht vermuteten Regung in dem Herzen des Kindes nicht.

Und jetzt dehnte sich breit, blau, glänzend das ruhige Meer vor ihnen aus, schön, wie ich es in dieser Stunde, siebzehn Jahrhunderte später, an das alte Göttergestade plätschern sehe. Dieser Himmel, der noch jetzt wie mit Circes Stab verzaubert, bringt uns unfühlbar, geheimnisvoll zur Harmonie mit uns selbst, schläfert den Gedanken an strenge Pflichten, die Stimme des Ehrgeizes, den Streit und Lärm des Lebens ein, erfüllt uns mit Träumen und macht unsere Natur empfänglich und sehnuchtsvoll, gleich als würden Durst und Sehnsucht nach Liebe von der Luft selbst eingehaucht. Vergangenheit und Zukunft

sind vergessen; wir genießen nur den Augenblick. Wer würde nicht hier, hätte Gott dieses Werktagleben zu einem ewigen Festtag bestimmt, für immer leben wollen, nichts verlangend, nichts hoffend, nichts fürchtend, solange dieser Himmel über ihm leuchtet, solange dieses Meer zu seinen Füßen funkelt, solange diese Luft ihm süße Botschaft von Veilchen und Orangen bringt und das Herz, nur für eine Empfindung schlagend, die Lippen und Augen findet, die ihm mit dem Glauben schmeicheln, die Liebe könne dem Zeitenlauf trotzen und ewig sein?

Unter diesem Himmel, an diesem Meer war es, daß der Athener auf ein Angesicht blickte, das der schützenden Göttin des Ortes hätte angehören können, selig über das Maß des gewöhnlichen Lebensglückes hinaus, liebend und wissend, daß er geliebt sei. Noch immer die Augen Iones vergeblich suchend, die, halb zu Boden gesenkt, halb abgewandt, die seinigen vermieden, gab der Athener seligeren Gefühlen, als Nydia mit ihrem Lied vermocht hatte, mit leiser Stimme Ausdruck:

*„Wie die Barke durchgleitet die leuchtende Flut,
So wiegt sich das Herz mir in köstlicher Glut;
Verloren im Meere, erzittert es nicht,
Strahlst du aus der Tiefe ihm, holdes Gesicht.
Die Woge ist still jetzt, jetzt stürmedurchweht,
Wie dein Lächeln, dein Seufzen drauf haucht;
Wie ein Sternpaar erglänzt auf des Schiffers Gebet,
So ein Gott aus den Augen dir taucht.“*

Noch klangen die letzten Worte des Liedes über die See hin, als Ione die Augen hob und denen des Geliebten begegnete.

Konnte Nydia auch diesen Blick nicht wahrnehmen, so erriet sie seinen Sinn doch an dem Schweigen, dem bewegten Atem der beiden. Sie drückte die Hände fest gegen die Brust, als wollte sie die bitteren, eifersüchtigen Gefühle in ihr niederdrücken, und ergriff dann das Wort, denn dies Schweigen war ihr unerträglich.

„War das nun ein besonders heiteres Lied, Glaukus?“ sprach sie. „Ich wollte etwas Heiteres, als ich die Leier zur Hand nahm, liebes Kind. Vielleicht gestattet wahres Glück keine laute Fröhlichkeit.“

Ione wollte ein Gespräch unterbrechen, das sie ebenso beklommen machte, wie es sie entzückte. „Wie wunderbar“, sagte

sie, „daß schon seit mehreren Tagen jene Wolke bewegungslos über dem Vesuv hängt, oder eigentlich nicht bewegungslos, denn zuweilen wechselt sie ihre Form, und jetzt gerade dünkt sie mir wie ein ungeheurer Riese, der einen Arm über die Stadt ausstreckt. Kommt sie auch dir so vor, oder macht das bloß meine Phantasie?“

„Auch ich sehe es, Ione; die Ähnlichkeit ist wirklich zum Erstaunen. Der Riese scheint auf dem Gipfel des Berges zu sitzen, die verschiedenen Tönungen der Wolke bilden ein helles, weites Gewand um Brust und Glieder; mit festem Gesicht scheint er auf die Stadt unten zu blicken, mit der einen Hand, wie du sagst, zeigt er auf ihre schimmernden Straßen, die andere – siehst du es? – erhebt er zum Himmel. Es ist wie der Geist eines gewaltigen Titanen, der über die schöne Welt brütet, die er verloren hat; trauernd über die Vergangenheit, aber nicht ohne Drohung für die Zukunft.“

„Sollte dieser Berg in irgendeinem Zusammenhang mit dem Erdbeben von gestern nacht stehen? Man sagt, vor Jahrhunderten, fast in der frühesten Zeit unserer Geschichte, habe er Feuer ausgeworfen, wie noch jetzt der Ätna. Vielleicht lauern die zuckenden Flammen noch immer in seiner Tiefe.“

„Wohl möglich“, erwiderte Glaukus nachdenklich.

„Du sagst, du glaubst nicht sonderlich an Magie?“ fragte plötzlich Nydia. „Ich habe gehört, eine mächtige Hexe wohnt in einer Höhle des Berges. Die Wolke ist vielleicht der Schatten des Dämons, mit dem sie Zwiesprache hält.“

„Wie ist dir das Köpfchen doch voll von der Wundersucht deines Vaterlandes!“ sagte Glaukus. „Du bist eine seltsame Mischung von Verstand und widerstreitendem Aberglauben.“

„Im Dunkeln ist man immer abergläubisch“, erwiderte Nydia.

„Sag mir“, setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu, „sag mir, Glaukus, gleichen alle schönen Menschen einander? Ich höre, du seist schön, und Ione ebenfalls. Sind eure Gesichter denn ganz gleich? Ich kann's mir nicht vorstellen, obwohl es doch vielleicht so ist.“

„Tu Ione kein so schmähhches Unrecht“, erwiderte Glaukus lachend. „Ach, wir gleichen einander nicht einmal so, wie sich der Häßliche und Schöne bisweilen gleichen. Iones Haar ist dunkel, meins hell; Iones Augen sind – von welcher Farbe, Ione? Ich kann sie nicht sehen, wende sie mir zu. Oh, sind sie schwarz?“

Nein, sie sind zu sanft. Sind sie blau? Nein, sie sind zu tief; sie wechseln mit jedem Sonnenstrahl – ich weiß ihre Farbe nicht; die meinigen aber, kleine Nydia, sind grau und glänzen nur, wenn Ione in sie scheint! Iones Wange ist . . .“

„Ich verstehe kein Wort von deiner Beschreibung“, unterbrach ihn Nydia fast unwillig, „ich verstehe bloß, daß ihr einander nicht gleicht, und bin froh darüber.“

„Warum, Nydia?“ fragte Ione.

Nydia errötete leicht und antwortete kalt: „Weil ich mir euch immer unter verschiedenen Formen vorgestellt habe und man sich stets freut, wenn man recht hat.“

„Und wie stellst du dir denn Glaukus vor?“ fragte Ione sanft.

„Wie Musik!“ erwiderte Nydia und sah zu Boden.

Sie hat recht, dachte Ione.

„Und unter welchem Bild erschien dir Ione?“

„Das kann ich nicht sagen“, antwortete die Blinde; „ich kenne sie noch nicht lang genug, um eine Gestalt, ein Zeichen für meine Vorstellung zu finden.“

„So will ich dir helfen“, rief Glaukus leidenschaftlich; „sie gleicht der Sonne, die erwärmt – dem Wasser, das erfrischt.“

„Die Sonne versengt auch, und das Wasser ertränkt bisweilen“, entgegnete Nydia in fast unhöflich ablehnendem Ton.

„So nimm diese Rosen“, antwortete Glaukus geduldig; „ihr Duft kann dir eine Vorstellung von Ione geben.“

„Ach, die Rosen werden verwelken“, sagte Ione schelmisch.

Unter solchen Gesprächen brachten sie die Stunden dahin; die Liebenden nur des Glanzes und des Lächelns der Liebe bewußt; das blinde Mädchen aber fühlte nur ihre Dunkelheit, ihre Qual, nur den Sturm der Eifersucht und ihre Schmerzen.

Wie sie so dahinglitten, ergriff Glaukus noch einmal die Laute und entlockte ihren Saiten mit leichter Hand eine so tief empfundene, so freudig schöne Melodie, daß selbst Nydia aus ihren Träumen erwachte und in einen Ruf der Bewunderung ausbrach.

„Du siehst, Kind“, sagte Glaukus fröhlich, „daß ich mich auf den Charakter der Liebesmusik doch noch verstehe, und jetzt wirst du zugeben, daß mein Lied heiter war.“

Die Christengemeinde von Pompeji

Olinth erreiche das Ufer des Sarnus, und Apäcides folgte ihm. Dieser Fluß, jetzt zu einem Bach eingeschrumpft, rauschte damals freudig ins Meer, bedeckt mit zahllosen Fahrzeugen, und in seinen Fluten spiegelten sich die Gärten, Rebengelände, Paläste und Tempel Pompejis. Von dem geräuschvollen, menschenwimmelnden Uferweg lenkte Olinth seine Schritte einem Pfade zu, der in geringer Entfernung durch ein schattiges Gehölz lief. Er war am Abend ein Lieblingsaufenthalt der Pompejaner, wurde aber während der Hitze und Geschäftigkeit des Tages kaum besucht als etwa von einer Gruppe spielender Kinder, von einem meditierenden Poeten oder von ein paar streitlustigen Philosophen. Auf der dem Wasser abgewandten Seite zogen sich ein paar Buchsbaumgebüsche dunkel durch das im Licht verschwimmende Land hin; sie waren in allerlei seltsame Gestalten gebracht, bald in die von Faunen, bald in das Bild einer ägyptischen Pyramide, bald in die Form von Buchstaben, aus denen der Name eines beliebten oder ausgezeichneten Bürgers bestand. Dieser Spazierweg war jetzt, während die Mittags-sonne senkrecht durch das Laub herniederbrannte, ganz verlassen, keine anderen Gestalten als die Olinths und des Priesters unterbrachen seine Einsamkeit. Sie setzten sich auf eine der Bänke, die unter den Bäumen standen und einen schwachen Hauch vom Flusse zugeweht erhielten, dessen Wellen vor ihnen funkelten. Ein seltsames Paar in wunderlichem Gegensatz: Ein Anhänger des jüngsten, ein Priester des ältesten Glaubens in der Welt.

„Bist du, seit du mich so plötzlich verlassen hast, glücklich gewesen?“ fragte Olinth. „Hat dein Herz Befriedigung gefunden unter diesem Priesterkleid? Hast du in deiner Sehnsucht nach der Stimme Gottes dir aus den Orakeln der Isis Trost holen können? Dein Seufzen, dein abgewandtes Gesicht geben mir eine Antwort, wie ich sie vorauswußte.“

„Ach“, erwiderte Apäcides niedergeschlagen, „du siehst einen unglücklichen, zerrissenen Menschen vor dir! Von Kindheit an hab’ ich für moralische Reinheit geschwärmt, habe die Heiligkeit der Männer beneidet, die in Höhlen und einsamen Tempeln

zur Gemeinschaft mit überirdischen Wesen gelangten; meine Tage waren voll fieberhafter, unbestimmter Sehnsucht, meine Nächte voll lockender, aber täuschender Traumgesichte. Verführt durch die geheimnisvollen Verkündigungen eines Betrügers, habe ich diese Kleider angezogen; meine Natur – ich gesteh' es dir offen – empörte sich über das, was ich sah und woran teilzunehmen ich gezwungen war! Nach Wahrheit strebte ich und wurde nur ein Diener der Lüge! An dem Abend, an dem wir uns zuletzt gesehen haben, erhoben mich Hoffnungen, die dieser Lügner, den ich doch nun schon hätte besser kennen sollen, in mir erweckt hatte. Ich habe – ich habe – kurzum, ich habe Meineid und Sünde der Übereilung und der Reue hinzugefügt. Jetzt aber ist der Schleier auf immer von meinen Augen gerissen; ich sehe einen Schurken, wo ich einem Gott zu gehorchen glaubte. Es dunkelt mir vor den Blicken, ich liege im tiefsten Abgrund der Finsternis, ich weiß nicht mehr, ob es da oben Götter gibt, ob wir Geschöpfe des Zufalls sind, ob nach dem beschränkten, trüben Jetzt ein Nachher oder eine Vernichtung folgt. Sprich mir von deinem Glauben, löse mir diese Zweifel, wenn du das wirklich kannst.“

„Ich wundere mich nicht“, versetzte der Nazarener, „daß du so geirrt hast, so in Zweifel gefallen bist. Vor achtzig Jahren hatte der Mensch noch keine Gewißheit von Gott oder von einer sicheren, entschiedenen Zukunft jenseits des Grabes. Ein neues Gesetz ist verkündet worden dem, der Ohren hat zu hören, ein Himmel, ein wirklicher Olymp hat sich dem, der Augen hat, enthüllt. Merke denn auf und vernimm!“

Und mit dem ganzen Ernst eines Menschen, der selbst mit der vollen Glut des Herzens glaubt und ebenso sehr strebt, andere zu bekehren, schwärmte der Nazarener vor Apäcides von den Verheißungen des Glaubens. Er sprach zuerst von den Leiden und den Wundern Christi, und er weinte dabei; dann wandte er sich zu der glorreichen Auferstehung des Heilandes, zu der klaren Verheißung auch der menschlichen Auferstehung. Er erzählte von dem reinen, unsinnlichen Himmel, welcher der Gerechten warte, von den Flammen und Qualen, die das Los der Sünde seien.

Zweifel, wie sie im Geist späterer Grübler hinsichtlich des Erdenweges Gottes entstanden, konnten einem Heiden der damaligen Zeit nicht leicht kommen. Er war an den Glauben ge-

wöhnt, daß Götter auf Erden gelebt, menschliche Gestalt angenommen, menschliche Leidenschaften, menschliche Mühe, menschliche Leiden geteilt hätten. War die rauhe Lebensbahn des Herkules, auf dessen Altären in zahllosen Städten jetzt der Weihrauch brannte, etwas anderes als ein Kampf für das menschliche Geschlecht? Hatte nicht der große dorische Apoll eine mystische Sünde dadurch gesühnt, daß er ins Grab niederstieg? Die Bewohner des Himmels waren Gesetzgeber oder Wohltäter auf Erden gewesen, und Dankbarkeit hatte zur göttlichen Verehrung geführt. So dünkte denn einem Heiden eine Lehre weder neu noch seltsam, wonach ein Christus vom Himmel gesandt worden, ein Unsterblicher sich in Sterblichkeit gehüllt und die Bitterkeit des Todes gekostet hatte; der Zweck aber, um den er also gerungen und gelitten, wie unendlich herrlicher schien er dem Apäcides als das Ziel, dessentwegen die alten Götter die Erde besucht hatten und durch die Pforten des Todes gegangen waren. War nicht das eines Gottes würdig, in dieses dunkle Tal herabzusteigen, um die Wolken zu zerstreuen, die sich an dem dunklen Berg über ihm gesammelt hatten, um die Zweifel der Weisen zu lösen, Vermutungen in Gewißheit zu verwandeln, durch das eigene Beispiel das Sittengesetz zu lehren, durch Offenbarung das Geheimnis des Grabes aufzuheben und zu zeigen, daß die Seele keine eitle Sehnsucht nährt, wenn sie von Unsterblichkeit träumt? Auf diese Verheißung hauptsächlich stützten sich jene unbeachteten Männer, die zur Bekehrung der Welt bestimmt waren. Früher hatte Apäcides gelernt, daß der Glaube der Philosophen nicht derjenige der großen Herde war, daß sie es, wenn sie im Geheimen einen Glauben an eine göttliche Macht wirklich anerkannten, nicht für weise hielten, diesen Glauben der Menge mitzuteilen. Früher hatte er gelernt, daß Priester das verlachen, was er dem Volk verkünde, daß die Vorstellungen der Vielen und der Wenigen nie gleich seien. In diesem neuen Glauben aber schienen ihm Philosophen, Priester und Volk dieselbe Ansicht zu haben. Sie grübelten und stritten nicht über Unsterblichkeit, sie sprachen von ihr als von etwas Gewissem und Bewährtem. Die Größe der Verheißung zog ihn an, ihre Tröstungen beruhigten ihn. Alle Verheißungen dieses Glaubens luden zu heilsamer Buße ein, ja sie wandten sich besonders an die Zerschlagenen und Wunden im Geiste. So zog denn eben die Reue, die Apäcides über seine neulich be-

gangenen Ausschweifungen empfand, ihn zu einem Menschen hin, der diese Reue als etwas Heiliges ansah und von der Freude sprach, die im Himmel über einen reuigen Sünder herrsche.

„Komm“, sagte der Nazarener, als er die Wirkung wahrnahm, die er hervorgebracht, „komm mit in die Halle, in der wir uns versammeln, wir wenigen Auserlesenen und Erwählten. Hör dort auf unsere Gebete, sieh die Aufrichtigkeit unserer Reue, nimm teil an unserem einfachen Opfer, das nicht aus Tieren oder Kränzen besteht, sondern aus reinen Gedanken, die auf dem Altar des Herzens dargebracht werden. Solche Blumen sind unvergänglich, sie blühen über uns, wenn wir nicht mehr sind, ja sie begleiten uns über das Grab hinaus, sprossen im Himmel unter unseren Füßen auf und entzücken uns mit ewigem Duft, denn sie gehören der Seele an und teilen ihre Natur; solche Opfergaben sind überwundene Versuchungen und bereute Sünden. Komm, o komm! Verliere keinen Augenblick, bereite dich schon jetzt auf die große, ernste Reise von der Finsternis zum Licht, von der Trauer auf Freude, von der Verderbnis zur Unsterblichkeit! Dies ist der Tag des Sohnes Gottes, ein Tag, den wir zu unserer Andacht besonders bestimmt haben. Obwohl wir in der Regel nachts zusammenkommen, sind einige von uns auch jetzt versammelt. Welche Freude, welcher Triumph wird bei uns allen sein, wenn wir ein verirrttes Lamm in die heilige Hürde bringen!“

Dem jungen Mann, der von Natur ein so reines Herz hatte, schien etwas unaussprechlich Edles und Liebevolltes in dem Geist der Bekehrung zu liegen, der seinen Freund beseelte – ein Geist, der sein Glück in dem Wohlergehen anderer fand, dessen Nächstenliebe darauf ging, sich Gefährten für die Ewigkeit zu schaffen. Er war gerührt, weich gestimmt, hingerissen; er befand sich zudem in einem Zustand, in dem er es nicht vertrug, sich allein zu sehen. Auch mischte sich Neugier dem reineren Anreiz bei; er wollte gern die Feierlichkeiten sehen, über die soviel dunkle, widerspruchsvolle Gerüchte umliefen. Einen Augenblick noch zögerte er, er warf einen Blick auf seine Kleidung, schrak bei dem Gedanken an Arbaces zusammen und erhob dann die Augen zu der Stirn des Nazareners, die aufmerksam, ja angstvoll für sein Heil, seine Rettung bedacht schien. Da zog er den Mantel um sich, so daß er das Priestergewand gänzlich verhüllte, und sagte: „Ich folge dir.“

Freudig drückte ihm Olinth die Hand, stieg dann mit ihm zum Ufer des Flusses hinunter und rief einen der Nachen, die dort beständig hin und her fuhren. Sie stiegen ein; eine zum Schutz gegen die Sonne aufgespannte Decke sicherte sie vor jeder Beobachtung. Rasch glitten sie über das Wasser. Von einem der Bote, das an ihnen vorüberfuhr, ertönte eine sanfte Musik, und sein Vorderteil war mit Blumen geschmückt; es glitt der See zu. Olinth sagte traurig: „So segeln die Sklaven des Genusses ahnungslos und freudig in ihren Täuschungen in den großen Ozean des Sturms und Schiffbruches; still und unbemerkt fahren wir an ihnen vorüber dem rettenden Lande zu.“

Apäcides sah auf, und durch eine Öffnung in dem Verdeck konnte er ein Gesicht im Vorübergleiten erkennen: es war Iones Gesicht. Er seufzte und sank auf seinen Sitz zurück.

An einer Stelle der Vorstadt, wo eine Reihe niedriger Häuschen sich bis ans Ufer hinstreckte, stiegen sie ans Land. Olinth ging durch ein Labyrinth von Gäßchen voran und blieb endlich mit Apäcides vor der verschlossenen Tür einer etwas geräumigeren Wohnung stehen. Er klopfte dreimal an, die Tür ging auf und schloß sich wieder, sobald Apäcides seinem Führer über die Schwelle gefolgt war.

Durch ein menschenleeres Atrium gelangten sie in ein inneres Gemach von mäßiger Größe, das, wenn die Tür geschlossen war, sein einziges Licht von einem über dem Eingang angebrachten Fensterchen erhielt. Olinth blieb an der Schwelle stehen, klopfte an und rief: „Friede sei mit euch!“ Eine Stimme antwortete von innen: „Friede mit wem?“ — „Mit den Gläubigen“, antwortete Olinth, und die Tür ging auf. Zwölf bis vierzehn Personen saßen schweigend und, wie es schien, in tiefen Gedanken in einem Halbkreis; ihnen gegenüber stand ein roh in Holz geschnitztes Bild des Gekreuzigten.

Wortlos erhoben sie bei Olinths Eintritt die Augen; aber dieser kniete, ehe er sie anredete, nieder, und an seinen bewegten Lippen und dem fest auf das Kruzifix gehefteten Blick erkannte Apäcides, daß er im stillen bete. Nachdem er diesem heiligen Brauch Genüge getan, wandte sich Olinth an die Versammlung. „Männer und Brüder“, sprach er, „erschreckt nicht, einen Priester der Isis unter euch zu sehen; er ist mit den Blinden gewandelt, aber der Geist ist über ihn gekommen. Er wünscht zu sehen, zu hören und zu verstehen.“

„Das mög’ er“, entgegnete einer aus der Versammlung, und Apäcides erblickte in dem, der gesprochen, einen noch jüngeren Mann, als er selbst war, aber mit ebenso bleichem und abgemagertem Gesicht, mit Augen, die ebenso wie bei ihm selbst auf die unruhig flammende Bewegung einer strebenden Seele schließen ließen.

„Das mög’ er“, wiederholte eine zweite Stimme; der Sprechende stand in der Blüte der Jahre, seine dunkle Haut und seine asiatischen Züge machten ihn als Sohn Syriens kenntlich. Er war in seiner Jugend ein Räumer gewesen.

„Das mög’ er“, sagte eine dritte Stimme, und der Priester erblickte einen alten Mann mit langem, grauem Bart, in dem er einen Sklaven des reichen Diomed erkannte.

„Das mög’ er“, wiederholten einstimmig die anderen Männer, Männer, die in der Mehrzahl offenbar den niederen Klassen angehörten, dazu ein Offizier der kaiserlichen Leibwache und ein Kaufmann aus Alexandria.

Olinth nahm wieder das Wort: „Wir verpflichten dich nicht zum Geheimnis; wir nehmen dir keinen Eid ab, uns nicht zu verraten, wie einige von unseren schwächeren Brüdern wohl tun würden. Zwar gibt es kein eigentliches Gesetz gegen uns, aber der große Haufen, verblendeter noch als seine Beherrscher, dürstet nach unserem Leben. Es war, als Pilatus zögerte, das Volk, welches schrie: kreuzige, kreuzige! Doch wir verpflichten dich nicht zu unserer Sicherheit. Nein! Verrate uns der Menge, klage uns an, verleumde, verlästere uns, wenn du willst. Wir stehen über dem Tod, wir würden freudig in die Löwengrube oder auf die Folterbank gehen; wir können das Dunkel des Grabes überwinden, und was für einen Verbrecher Tod ist, ist Ewigkeit für den Christen.“

Ein leises Geflüster des Beifalls lief durch die Versammlung.

„Du bist zu uns gekommen als ein Suchender, mögest du bleiben als ein Bekehrter! Unsere Religion? Du siehst sie! Jenes Kreuz ist unser einziges Bild, diese Rolle enthält unsere Mysterien! Unsere Moral? Sie drückt sich in unserem Leben aus: wir alle sind Sünder gewesen; wer kann uns jetzt eines Verbrechens anklagen? Wir haben die Vergangenheit durch die Taufe von uns abgewaschen. Glaube nicht, solches sei unser Werk; es kommt von Gott. Tritt her, Medon.“ Er winkte dem alten Sklaven zu, der als Dritter für die Aufnahme des Apäcides gesprochen hatte.

„Du bist der einzige unter uns, der nicht frei ist. Aber im Himmel soll der Letzte der Erste werden: so sei es auch bei uns. Entfalte die Rolle, lies und erkläre!“

Als die Vorlesung zu Ende war, vernahm man ein ganz leises Pochen an der Tür. Das Einlaßwort wurde gefordert und gegeben, die Tür öffnete sich, und zwei Kinder, deren ältestes das siebente Jahr zurückgelegt haben mochte, traten schüchtern ein. Es waren die Kinder des Hausherrn, jenes dunklen, stämmigen Syrrers, dessen Jugend unter Rauben und Blutvergießen verflossen war. Der Älteste in der Gemeinde, der alte Medon, öffnete ihnen die Arme, da flogen sie auf ihn zu, kletterten an seiner Brust empor, und seine harten Züge wurden weich und freundlich, als er sie liebte. Und diese kühnen, glaubenseifrigen Menschen, unter Gefahren aufgewachsen, von den rauhen Winden des Lebens umwettert, Männer von eisernem, unerschütterlichem Mut, bereit, einer Welt den Trotz zu bieten, gefaßt auf die Folter und gestählt für den Tod, Männer, die so weit von den weichen Seelen, den leichten Herzen, der zarten Geschmeidigkeit des Kindesalters erschienen, drängten sich um die beiden her, die Strenge auf ihren Zügen löste sich, und ein freundliches, ermutigendes Lächeln spielte um die bärtigen Lippen. Der Greis öffnete die Rolle und ließ die Kleinen das schöne Gebet nachsprechen, das wir das Gebet des Herrn nennen und unsere Kinder noch immer lehren. Dann erzählte er ihnen in einfachen Worten von der Liebe Gottes zu den Kindern und wie kein Sperling vom Dach falle, den sein Auge nicht sähe. Die liebliche Sitte, das zarte Alter auf diese Weise in die Lehren der Religion einzuweihen, war in der frühesten Kirche im Gebrauch zum Gedächtnis der Worte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht!“ Vielleicht lag in ihr die Quelle jener aberwitzigen Verleumdung, mit der die Nazarener des Verbrechens beschuldigt wurden, Kinder zu ruchlosen Zeremonien zu locken, bei denen die Verlockten dann heimlich geopfert würden.

Der strenge, reuige Vater schien in der Unschuld seiner Kinder eine Rückkehr in seine früheste Lebenszeit zu fühlen, in sein Leben, eh' es von Sünde befleckt war. Er folgte der Bewegung ihrer jungen Lippen mit ernstem Blick, er lächelte, als sie mit schüchternem, ehrfurchtsvollem Gesicht die heiligen Worte wiederholten. Und als die Unterweisung vorüber war und sie freier

atmend und heiter auf seinen Schoß sprangen, drückte er sie an die Brust, küßte sie wieder und wieder, und Tränen flossen ihm die Wangen herab, Tränen, deren Quelle anzugeben unmöglich gewesen wäre, so sehr vermischten sich in ihnen Freude und Schmerz, Reue und Hoffnung, Zerknirschung und Liebe. Es lag etwas in dieser Szene, das Apäcides besonders rührte.

In diesem Moment öffnete sich leise eine innere Tür, und ein sehr alter Mann trat, auf einen Stab gelehnt, in das Zimmer. Bei seinem Eintritt erhob sich die ganze Versammlung, ein Ausdruck tiefer, zärtlicher Ehrerbietung stand auf jedem Gesicht, und Apäcides fühlte sich beim Anblick dieser Züge durch eine unwiderstehliche Sympathie zu dem Greis gezogen. Niemand sah je ohne Liebe auf dies Antlitz; denn auf ihm hatte das Lächeln Gottes, des irdisch verkörperten Gottes geruht, und der Glanz dieses Lächelns war nie wieder von dem Gesicht verschwunden. „Meine Kinder, Gott sei mit euch“, rief der Alte und breitete die Arme aus, die Kleinen sprangen ihm entgegen. Er setzte sich, und liebkosend schmiegteten sie sich in seinen Schoß.

„Vater“, sprach Olinth, „du, an dessen Leben das Wunder des Erlösers sich kundtut; du, der dem Grab entrissen wurde, um ein lebender Zeuge seiner Barmherzigkeit und Macht zu sein, sieh einen Fremdling in unserer Gemeinde, ein neues Lamm, das zu der Herde gesammelt worden!“

„Laßt mich ihn segnen“, rief der Greis, und die Anwesenden machten ihm Platz. Apäcides näherte sich voll Verlangen und fiel vor ihm auf die Knie; der Alte legte ihm die Hand aufs Haupt und segnete ihn leise. Während seine Lippen sich bewegten, waren seine Augen nach oben gewandt, und Tränen – Tränen, wie sie gute Menschen bloß in der Hoffnung auf das Glück eines anderen vergießen – rannen ihm über die Wangen.

Die Kinder standen zu beiden Seiten des Bekehrten; sein Herz war wie das ihrige – er war geworden wie eines von ihnen, und die Verheißung: Euer ist das Himmelreich, galt auch für ihn.

Das Glück der Liebenden – Auch für Nydia schlägt eine glückliche Stunde

Tage sind wie Jahre in der Liebe der Jugend, wenn keine Schranke, kein Hindernis zwischen den Herzen steht, wenn die Sonne scheint und die Flut glatt dahintanzet, wenn die Liebe von keinem Zwischenfall getrübt wird und kein Geheimnis mehr ist. Ione verbarg vor Glaukus nicht länger ihre Zuneigung, und der einzige Gesprächsgegenstand der beiden war jetzt ihre Liebe. Über dem Glück der Gegenwart leuchtete die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft, wie der Himmel über Frühlingsgärten. In ihrer Zuversicht stießen sie in Gedanken weit vor im Strom der Zeit, zeichneten sich einen Plan ihres künftigen Schicksals und ließen das Licht von heute auch auf morgen strahlen. Es war, als ob der Jugend ihrer Herzen Sorge und Wechsel und Tod unbekannte Dinge seien. Vielleicht liebten sie einander um so mehr, weil die Verhältnisse dem Athener kein Ziel und keinen Wunsch übrigließen als Liebe; denn Aufgaben, die in freien Staaten dem Mann ebensoviel zu tun geben wie die Leidenschaften des Herzens, gab es für Glaukus nicht; sein Vaterland zog ihn nicht in die Geschäftigkeit des bürgerlichen Lebens; kein Ehrgeiz bot ein Gegengewicht gegen die Liebe. So bestimmte nur sie die Pläne und Entwürfe unseres Paares. Im eisernen Zeitalter glaubte es sich im goldenen, bloß bestimmt zu leben und zu lieben.

Man war jetzt weit im August vorgerückt, im nächsten Monat sollte die Vermählung gefeiert werden. Schon war die Tür des Glaukus mit Blumenkränzen geschmückt, und jede Nacht brachte er vor Iones Haus reiche Trankopfer. Er war nicht mehr da für seine lustigen Freunde; stets war er bei Ione. Vormittags verbrachten sie ihre gemeinsamen Stunden mit Musik, abends entzogen sie sich den Sammelplätzen der fröhlichen Welt durch einen Ausflug auf das Meer oder durch die fruchtbaren, rebenbegränzten Ebenen am Fuß des verhängnisvollen Vesuvs. Das Erdbeben wiederholte sich nicht, die lebenslustigen Pompejaner vergaßen sogar, daß ein so furchtbares Warnungszeichen sich kundgegeben hatte. Glaukus hielt nach dem Glauben seiner heidnischen Religion jenes Beben für einen unmittelbaren göttlichen

Eingriff, nicht so sehr zu seiner, wie zu Iones Rettung. Er brachte Dankopfer in den Tempeln seiner Götter, und selbst der Altar der Isis wurde von ihm mit Kränzen beschenkt. Was das Wunder des lebendig gewordenen Marmorbildes betraf, so schämte er sich über die Wirkung, die es auf ihn hervorgebracht. Zwar glaubte er noch immer, daß diese Erscheinung ein Werk menschlicher Zauberkraft gewesen sei, aber das weitere Geschehen hatte ihn überzeugt, daß sie keineswegs den Zorn einer Göttin bedeutet hatte.

Von Arbaces hörten die Liebenden bloß, daß er noch lebe; auf das Krankenlager gestreckt, genas er langsam von den Folgen des furchtbaren Schlages, der ihn getroffen hatte. Er ließ das Paar in Ruhe, brütete aber schon über die Zeit und Art seiner Rache.

Morgens im Hause Iones, wie abends auf ihren Spaziergängen war Nydia ihre beständige und oft ihre einzige Gesellschaft. Sie ahnten nichts von dem heimlichen Feuer, das in dem Kinde zehrte. Die Freiheit, mit der sie sich oft plötzlich in ihr Gespräch mischte, ihr launenhaftes, zuweilen fast unartiges Benehmen, fand hinlängliche Entschuldigung im Gedanken an die Dienste, die sie ihnen geleistet hatte, und im Mitleid mit ihrem Unglück. Vielleicht nahmen sie sogar einen um so größeren, innigeren Anteil an ihr, eben wegen der eigensinnigen Seltsamkeit ihres Wesens, wegen des sonderbaren Wechsels von Trotz und Sanftmut, wegen der Mischung von Torheit und Herzenstakt, von kindlicher Launenhaftigkeit und mädchenhafter Herbheit. Obwohl sie sich weigerte, die ihr geschenkte Freiheit anzunehmen, ließ man sie beständig frei handeln, sie ging, wohin es ihr gefiel, ihrem Sprechen und Tun war keine Schranke gesetzt. Ihre Herren empfanden für ein so unglückliches und empfindliches Geschöpf die mitleidige Nachsicht, die eine Mutter für ein kränkeldes Kind fühlt, und scheuten sich, ihr Ansehen selbst da zu gebrauchen, wo sie es zum Besten ihres Schützlings eigentlich für notwendig hielten. Sie benutzte diese Nachgiebigkeit, um sich die Begleitung des Sklaven zu verbitten, der ihr nach dem Wunsch ihrer Herrschaft überallhin hätte folgen sollen. Mit dem leichten Stab, der ihr zum Führer diente, ging sie wieder durch die volkreichen Straßen; fast ein Wunder war es, wie schnell und gewandt sie durch das dichteste Gedränge schlüpfte, jede Gefahr vermied und ihren umnachteten Weg durch die verwickeltsten

Gassen zu finden verstand. Ihr Hauptvergnügen bestand aber darin, den kleinen Garten des Glaukus zu besuchen und seine Blumen zu pflegen; denn diese wenigstens vergalt ihre Liebe! Zuweilen trat sie in das Zimmer, wo ihr Retter saß, und suchte ein Gespräch, das sie fast jederzeit wieder jählings abbrach, da ein Gespräch mit Glaukus immer auf denselben Gegenstand, auf Ione, ging, und dieser Name aus seinem Munde sie mit Qual erfüllte. Oft bereute sie bitter, was sie für Ione getan hatte, oft sagte sie zu sich selbst: Wäre sie gefallen, so würde Glaukus sie nicht länger lieben! Und damit kamen dunkle, schlimme Gedanken über sie. Sie hatte, als sie so großmütig handelte, nicht übersehen, was ihr bevorstand. Sie war nie zugegen gewesen, wenn Glaukus und Ione beisammen saßen; nie hatte sie die Stimme, die so freundlich gegen sie war, noch freundlicher mit einer anderen sprechen hören. Der Schlag, der sie mit der Nachricht von Glaukus' Liebe traf, hatte sie anfangs nur niedergedrückt und erstarren lassen, allmählich aber drängte die Eifersucht wilder zum Handeln, sie nahm etwas von Haß an, sie verlangte Rache. Wie man den Wind lange das grüne Blatt am Zweig nur bewegen sieht, während welches und dürres Laub auf dem Boden plötzlich vor ihm aufgewirbelt wird — jetzt hierhin, jetzt dorthin — ohne Halt und ohne Ruhe, so bringt die Liebe, die den Glücklichen und Hoffnungsvollen besucht, nur Frische auf ihren Schwingen, ihre Heftigkeit ist nur ein Spiel; aber das Herz, das vom Frühling des Lebens abgefallen ist, das keine Hoffnung, keinen Sommer in seinen Fibern trägt, wird von demselben Wind, der seine Brüder liebkost, zerrissen und umhergestürmt; es hat keinen Zweig mehr, der es hielte, es weht von Pfad zu Pfad, bis die Lüfte sich legen und es für ewig im Staub zertreten wird.

Freudlose Kindheit hatte Nydias Charakter frühzeitig gehärtet; vielleicht waren auch durch die unzüchtigen Szenen, die sie hatte erleben müssen und an denen sie scheinbar keinen Schaden genommen hatte, ihre Sinne zu vorzeitiger Reife gekommen, obwohl ihre Reinheit nicht befleckt worden war. Zweifellos hatten sie die Orgien in Burbos Haus nur angeekelt, die Gelage des Ägypters nur erschreckt; aber der Anhauch des Lasters hatte in der kindlichen Seele, über die er so leicht hinzuziehen schien, dennoch Spuren zurückgelassen. Da überdies Finsternis die Phantasie stärkte, so trug wohl eben Nydias Blindheit dazu bei,

ihre Liebe an wilden Traumbildern zu nähren. Die Stimme des Atheners war die erste gewesen, die mit Freundlichkeit in ihr Ohr drang; das hatte einen tiefen Eindruck hinterlassen. Bei seinem Fortgang von Pompeji im Jahr zuvor hatte sie jedes seiner Worte wie einen Schatz in ihrem Herzen aufbewahrt, und wenn sie hörte, dieser ihr Freund und Gönner sei der glänzendste und liebenswürdigste junge Lebemann von Pompeji, hatte sie einen selbstgefälligen Stolz empfunden. Auch die selbstgewählte Aufgabe, seine Blumen zu pflegen, trug dazu bei, daß er ihr immer vorschwebte. Sie brachte ihn mit allem in Verbindung, was ihr lieblich erschien, und wenn sie behauptet hatte, sie habe noch kein Bild, unter dem sie sich Ione vorstellen könne, so mochte das daher kommen, daß alles Schöne und Zarte in ihrer Vorstellung schon für Glaukus vergeben war. Wer in einem Alter geliebt hat, in dem die Phantasie den Verstand überflügelt, wird verstehen, daß diese Liebe der jungen Blinden in all ihrer schönen, erfindungsreichen Zartheit empfänglicher für Eifersucht war, als spätere Leidenschaften zu sein pflegen. Bei Glaukus' Rückkehr nach Pompeji war Nydia um ein Jahr älter geworden; dieses Jahr mit seiner Schmach, seiner Einsamkeit, seinen schlimmen Erlebnissen hatte ihren Geist und ihr Herz stark entwickelt, und als der Athener sie ahnungslos an die Brust drückte, im Glauben, sie sei noch ein Kind, als er ihre zarte Wange küßte und seinen Arm um ihren zitternden Leib legte, empfand Nydia in plötzlicher Offenbarung, daß ihre Gefühle für Glaukus Liebe waren. Das Schicksal fügte es, daß Glaukus sie aus den Händen ihrer Tyrannen befreite, daß sie in seinem Haus ein Obdach fand und auf kurze Zeit dieselbe Luft mit ihm atmete. Aber das Schicksal verurteilte sie auch dazu, im ersten Glücksrausch ihres von seligen und dankbaren Empfindungen überströmenden Herzens zu hören, daß er eine andere liebte, verurteilte sie, dieser anderen als Botin, als Dienerin zugewiesen zu werden und mit aller Bitterkeit zu fühlen, daß sie selbst ein Nichts sei und immer bleiben würde, ein Nichts für den, der für sie alles war: was Wunder, daß sie in ihrem leidenschaftlichen Gemüt völlig verstört wurde, daß die Liebe, die sie beherrschte, nicht die sanfte, stille Liebe eines behüteten Mädchens sein konnte. Bisweilen fürchtete sie, Glaukus möchte ihr Geheimnis entdecken; bisweilen wieder empörte es sie, daß er es nicht einmal ahnte, schien ihr doch diese Ahnungslosigkeit

ein Zeichen von Verachtung zu sein, er konnte, dachte sie bitter, sich gar nicht vorstellen, daß sie sich anmaßte, ihn zu lieben? Ihre Empfindungen für Ione wechselten jede Stunde. Jetzt liebte sie ihre Herrin, weil Glaucus sie liebte; jetzt haßte sie diese aus demselben Grunde. Es gab Augenblicke, wo sie ihre arglose Herrin hätte ermorden mögen, und Augenblicke, wo sie ihr Leben für sie gegeben hätte. Dies Hin und Her ihrer Leidenschaften war mehr, als sie auf die Dauer ertragen konnte. Ihre Gesundheit litt, ihr Gesicht ward blaß, ihre Bewegungen kraftlos, immer häufiger kamen ihr Tränen und gewährten ihr doch kaum Erleichterung.

Eines Morgens, als sie sich zu ihrer gewöhnlichen Arbeit in den Garten des Atheners begab, traf sie ihn mit einem Kaufmann aus der Stadt unter den Säulen des Peristyls; er war dabei, einen Juwelenschmuck für seine Braut auszusuchen. Er hatte schon ein Zimmer für Ione eingerichtet; die Edelsteine, die er heute kaufte, brachte er dorthin. – Nie sollten sie die schöne Gestalt der Geliebten schmücken, noch heute kann man sie unter den der Erde wieder entrissenen Schätzen Pompejis im Museum zu Neapel sehen.

„Komm Nydia, setze dein Gefäß nieder und komm zu mir! Du mußt diese Kette von mir annehmen; – halt! – So, ich hab’ sie dir angelegt. Sieh einmal, Servilius, steht sie ihr nicht gut?“

„Herrlich!“ antwortete der Juwelier, wie Juweliere jedem gern eine Artigkeit sagen. – „Aber wenn erst diese Ohrringe am Haupt der edlen Ione schimmern, dann, beim Bacchus, sollst du sehen, ob meine Kunst die Schönheit nicht erhöht.“

„Ione?“ wiederholte Nydia, die bis jetzt durch Erröten und Lächeln ihre Dankbarkeit für das Geschenk ausgedrückt hatte.

„Ja“, entgegnete der Athener und spielte arglos mit den Diamanten. „Ich suche eine Gabe für Ione, aber hier ist nichts, das ihrer würdig wäre.“

Ein plötzliches Auffahren Nydias erschreckte ihn. Heftig riß sie die Kette vom Hals und warf sie auf den Boden.

„Was soll das? Wie, Nydia, gefallen dir solche Sachen nicht? Bist du böse?“

„Du behandelst mich immer als eine Sklavin und ein Kind“, erwiderte sie mühsam und mit stockendem Atem, und eilig lief sie nach der entgegengesetzten Seite des Gärtchens.

Glaukus ging ihr nicht nach, um sie zu besänftigen, er war verletzt. Er fuhr fort, die Juwelen zu untersuchen und zu kritisieren, dies zu loben und jenes zu tadeln, und ließ sich endlich von dem Händler bereden, alles zusammen zu kaufen, was der sicherste Ausweg für einen Liebhaber ist, der zu keinem Entschluß kommen kann.

Nachdem er den Juwelier weggeschickt hatte, begab er sich in sein Zimmer, kleidete sich um, bestieg seinen Wagen und fuhr zu Ione. Die Blinde und ihre Unart hatte er vergessen. Später begab er sich in die Bäder, speiste — Pompeji hatte seine Gaststätten — allein und außer dem Haus und kehrte dann heim, um die Kleider zu wechseln, ehe er wieder vor Ione erschien. Mit den in Gedanken verlorenen, nichts sehenden Augen eines Verliebten schritt er durch das Peristyl, ohne die arme Blinde zu bemerken, die noch genau an derselben Stelle, wohin sie vor ihm geflohen war, am Boden saß. Ihr Ohr erkannte sogleich seinen Schritt. Sie hatte die Minuten bis zu seiner Wiederkehr gezählt. Kaum war er in sein Lieblingszimmer getreten, das sich gegen das Peristyl zu öffnete, und hatte nachdenklich auf der Ruhebänk Platz genommen, als er fühlte, daß etwas schüchtern an sein Kleid rühre; er wandte sich um und sah Nydia vor sich knien und ihm eine Hand voll Blumen entgegenhalten — ein zartes Friedensgeschenk des armen Kindes! Ihre dunkel zu ihm aufblickenden Augen schwammen in Tränen.

„Ich habe dich beleidigt“, sagte sie schluchzend; „es war zum ersten Male. Lieber möchte ich sterben, als dir auch nur einen Augenblick verbittern; sag, daß du mir verzeihst! Sieh, ich habe die Kette wieder genommen und angelegt, nie will ich mich von ihr trennen, sie ist ja dein Geschenk.“

„Meine kleine Nydia“, erwiderte Glaukus, hob sie auf und küßte sie auf die Stirn, „denke nicht mehr daran! Aber warum, mein Kind, warst du plötzlich so böse? Ich weiß keinen Grund dafür!“

„Frage nicht“, antwortete sie, glutüberströmt, „ich bin ein launenhaftes, närrisches Ding; bin ja auch noch ein Kind, wie du selbst so oft sagst, kannst du ein Kind nach dem Grund für jede Torheit fragen?“

„Aber, liebe Kleine, du wirst bald kein Kind mehr sein, und wenn du willst, daß wir dich als eine Erwachsene behandeln, so mußt du diese seltsamen Ausbrüche zu unterdrücken lernen.“

Denke nicht, daß ich schelte; nein, ich spreche nur zu deinem Besten.“

„Es ist wahr“, entgegnete Nydia, „ich muß mich beherrschen lernen, muß mein Herz verbergen und unterdrücken. Das ist Pflicht der Weiber; ich glaube, ihre Haupttugend ist Heuchelei!“

„Selbstbeherrschung ist keine Heuchelei, Nydia, und diese Tugend ist dem Mann so notwendig als dem Weib; es ist die wahre Senatorentoga; das Abzeichen der Würde, die sie bedeckt!“

„Selbstbeherrschung, Selbstbeherrschung! Jaja, was du sagst, ist ganz richtig! Wenn ich auf dich höre, Glaukus, werden meine wilden Gedanken ganz ruhig und still, und ich fühlte mich froh und glücklich. Belehre, lenke mich immer, mein Ritter!“

„Dein liebevolles Herz wird dich am besten leiten, Nydia, wenn du erst gelernt hast, seine Gefühle zu meistern.“

„Ach, das wird nie sein!“ meinte Nydia und wischte sich Tränen aus dem Gesicht.

„Sag das nicht! Nur der erste Versuch ist schwer.“

„Ich hab’ schon viele erste Versuche gemacht“, antwortete Nydia unschuldig. „Aber du, mein Lehrer, findest denn du es so leicht, dich zu beherrschen? Kannst du etwa deine Liebe für Ione verbergen, ja nur maßhalten dabei?“

„Liebe? Meine Nydia! Das ist etwas ganz anderes!“ rief der junge Sittenlehrer.

„Das dacht’ ich“, entgegnete Nydia und lächelte wehmütig. „Glaukus, willst du meine Blumen annehmen? Mache mit ihnen, was du willst – du kannst sie Ione geben, wenn du willst“, setzte sie nach einem rührenden kleinen Zaudern hinzu.

„Nein, Nydia“, antwortete Glaukus freundlich, dem endlich eine Ahnung von Nydias Zustand gekommen war. Er hielt ihn freilich nur für die Eifersucht eines verwöhnten reizbaren Kindes. „Ich will deine schönen Blumen niemand geben. Setze dich und flicht sie in einen Kranz; ich will ihn heute nacht tragen; es ist ja nicht der erste, den deine kleinen Finger für mich gebunden haben.“

Glücklich setzte sich das arme Mädchen neben Glaukus nieder. Sie zog aus ihrem Gürtel einen Knäuel der bunten Bändchen, mit denen man Kränze flocht und die sie, weil solche Arbeit zu ihrem eigentlichen Beruf gehört, beständig bei sich trug, und machte sich flink und anmutig an ihr Werk. Auf ihren jungen Wangen waren die Tränen schon getrocknet; ein schwaches, aber

seliges Lächeln spielte um ihre Lippen. Soweit war sie noch Kind, daß sie bloß die Freude der gegenwärtigen Stunde fühlte. Sie war mit Glaukus versöhnt, er hatte ihr vergeben, sie saß neben ihm, er spielte kosend mit ihrem seidenen Haar, sein Atem streifte ihr Gesicht, Ione, die grausame Ione, war nicht da, niemand sonst begehrte oder teilte seine Aufmerksamkeit.

Ja, hier war Nydia glücklich und ihren Leiden entrückt; es war eine der wenigen Stunden in ihrem kurzen, unruhvollen Leben, deren sie sich kurze Zeit noch mit Seligkeit erinnern konnte. Wie der Schmetterling von der Wintersonne hervogelockt, sich ein Weilchen an dem plötzlichen Licht erwärmt, eh' der Wind erwacht und der Frost naht, der ihn noch vor Abend erstarren läßt, so ruhte sie in der Wärme dieser Stunde, und keine Vorstellung von ihrer kurzen Dauer trübte sie ihr.

„Du hast schöne Locken“, sagte Glaukus. „Sicher waren sie einmal das Entzücken deiner Mutter.“

Nydia seufzte. Sie schien nicht als Sklavin geboren zu sein, aber stets vermied sie es, ihre Abkunft zu erwähnen. Mochte sie niedrig oder hoch sein, gewiß ist, daß ihre Herkunft weder ihren Wohltätern noch sonst jemand an dieser fernen Küste je bekannt wurde. Ein Kind der Schmerzen und des Geheimnisses, kam und schied sie, wie ein Vogel, der auf einen Augenblick in unser Zimmer fliegt; wir sehen ihn eine Weile vor uns herumflattern, ohne zu wissen, woher er gekommen ist oder wohin er entweicht. Nydia fragte nach einer kurzen Pause, ohne auf Glaukus' Worte zu antworten:

„Winde ich vielleicht zu viele Rosen in deinen Kranz, Glaukus? Ich hörte, es sei deine Lieblingsblume.“

„Und stets bleibt sie eine Lieblingsblume aller, die eine dichterische Seele haben. Sie ist die Blume der Liebe, der Feste; sie ist auch die Blume, die wir dem Stillschweigen und dem Tode weihen; sie blüht um unsere Schläfen im Leben, solange das Leben einen Wert hat; sie wird auf unser Grab gestreut, wenn wir nicht mehr sind.“

„Ach, könnt ich statt eines vergänglichen Kranzes deinen Faden aus der Hand der Parzen nehmen und die Rosen mit ihm verflechten.“

„Liebe Kleine, dein Wunsch ist deiner, der liederreichen Sängerin, würdig; er ist im Geist deiner Lieder ausgesprochen, und was für ein Schicksal auch auf mich harren mag, ich danke dir!“

„Was für ein Schicksal? Ist es nicht allen so schönen Wesen glücklich vorausbestimmt? Mein Wunsch war unnötig; die Parzen werden so zärtlich gegen dich sein, wie ich es sein würde.“

„Das dürfte, mit Ausnahme meines Schicksals in der Liebe, nicht so gewiß sein. Solange die Jugend anhält, vermag ich mein Vaterland auf eine Zeit zu vergessen. Aber welcher Athener kann in seinen späteren Jahren an Atheners Stadt denken, wie sie war, und mit seinem eigenen Glück zufrieden sein, während sie gefallen ist, gefallen für immer?“

„Und warum für immer?“

„Wie die Asche nicht wieder aufglühen, wie einmal erstorbene Liebe nicht wieder aufleben kann, so ist die Freiheit, wenn sie einmal von einem Volk weggegangen ist, nie wieder zu gewinnen. Doch sprechen wir nicht von Dingen, die nichts für dich sind.“

„Nichts für mich? Du irrst. Auch ich traure um Griechenland, meine Wiege stand am Fuß des Olymp. Die Götter haben den Berg verlassen, aber noch kann man die Spuren ihrer Schritte sehen: in den Herzen ihrer Verehrer, in der Schönheit ihres Landes. Wenigstens sagte man mir, es sei schön, und ich selbst habe seine Lüfte gefühlt, gegen die sogar die Luft dieser Gegend rauh ist; ich habe seine Sonne empfunden, wogegen dieser Himmel mich frieren macht. O rede mit mir von Griechenland! So kindisch ich bin, kann ich dich doch verstehen, und ich glaube, hätte ich länger dort gelebt, wär ich ein griechisches Mädchen gewesen, mit dem glücklichen Los, zu lieben und geliebt zu werden, ich selbst hätte meinen Geliebten zu einem neuen Marathon, einem neuen Platää bewaffnen können. Ja, anstatt dir zu winden, würde ich dir dann den Olivenkranz flechten.“

„Wenn ein solcher Tag käme!“ rief Glaukus, indem er sich, von der Begeisterung der blinden Thessalierin ergriffen, halb erhob. „Aber nein! Die Sonne ist hinunter, und die Nacht gebietet uns Vergessenheit, und froh zu sein in der Vergessenheit. Flicte die Rosen nur fort!“

Aber der Athener hatte diese Worte mit einem trüben Ton nur erzwungener Heiterkeit gesprochen und versank in trauriges Sinnen, aus dem er erst nach einer Weile durch Nydias Stimme geweckt wurde.

Sie sang leise ein Lied, das er sie einmal gelehrt hatte und in dem die Trauer um den versunkenen Glanz des Vaterlandes zu anmutiger Resignation verwandelt und in den Ruf zu besonnener Lebensfreude aufgelöst erschien.

FÜNFTE KAPITEL

Nydia hat eine folgenreiche Begegnung – Noch einmal Bruder und Schwester – Was Glaukus in seiner Jugend vom Christentum gehört hat

„Welch Glück für Ione! Welche Seligkeit, immer an seiner Seite zu sein, seine Stimme zu hören – und sie, ach sie kann ihn auch sehen!“

So lautete das Selbstgespräch des blinden Mädchens, als es in der Dämmerung allein nach dem Haus ihrer neuen Herrin ging, wohin ihr Glaukus bereits vorausgegangen war. Plötzlich wurde sie aus ihrer Gedankenversunkenheit von einer Frauenstimme aufgeschreckt.

„Blumenmädchen, wohin? Du hast keinen Korb bei dir, hast du alles verkauft?“

Es war Julia, die Tochter Diomedes, die so sprach. Ihren Schleier hob sie beim Sprechen halb auf. Diomed und ein Sklave mit einer Leuchte begleiteten sie. Der Kaufmann und seine Tochter kehrten von einem Abendessen bei einem ihrer Nachbarn zurück.

„Erinnerst du dich meiner Stimme nicht?“ fuhr Julia fort. „Ich bin die Tochter des reichen Diomed.“

„Ach, vergib mir; ja, jetzt erkenne ich deine Stimme. Nein, edle Julia, ich habe keine Blumen zu verkaufen.“

„Ich höre, du seist von dem schönen Griechen Glaukus gekauft worden; ist das wahr?“

„Ich diene der Neapolitanerin Ione“, erwiderte Nydia ausweichend.

„So, Und ist es denn wahr . . .“

„Komm, komm“, unterbrach sie Diomed, fest in seinen Mantel gehüllt; „die Nacht wird kalt, ich mag hier nicht warten, bis du mit dem Mädchen ausgeschwatzt hast; laß sie doch mitkommen, wenn du mit ihr sprechen willst.“

„Tu das, Kind“, sagte Julia mit einer Miene, die an keinen Widerspruch gewöhnt war. „Ich hab’ dich manches zu fragen; komm!“

„Ich kann jetzt nicht; es wird spät“, antwortete Nydia, „ich muß nach Hause; ich bin nicht frei, edle Julia.“

„Was, die milde Ione schilt dich? Jaja, gewiß ist sie eine zänkische Person. So komm denn morgen zu mir! Du weißt ja, ich war dir immer wohlgesinnt.“

„Ich werde deinem Wunsch gehorchen“, entgegnete Nydia.

Jetzt drängte Diomed seine Tochter ungeduldig fort, und so mußte sie weitergehen, ohne die Frage, die ihr am wichtigsten war, getan zu haben.

Ione hatte die Zeit zwischen dem ersten und zweiten Besuch, den ihr Glaukus heute gemacht hatte, nicht allzu heiter verbracht. Ihr Bruder war bei ihr gewesen. Seit der Nacht, in der er sie aus der Gewalt des Ägypters retten half, hatte sie ihn nicht wiedergesehen.

Mit seinen eigenen Betrachtungen beschäftigt — ernsten Betrachtungen, die ihn völlig in Anspruch nahmen, hatte der junge Priester wenig an seine Schwester gedacht. Menschen von seiner Art, die immer über die Erde hinausstreben, sind vielleicht weniger empfänglich für die natürlichen Neigungen des Herzens; und so war es denn schon lange her, daß Apäcides den freundlichen Gedankenaustausch, die wohlthuenden süßen Vertraulichkeiten, die ihn in früherer Jugend an Ione fesselten und die dem Verhältnis zwischen Geschwistern so natürlich ist, zu pflegen aufgehört hatte.

Ione aber bedauerte diese Entfremdung. Sie schrieb sie den wachsenden Pflichten seines strengen Berufes zu, und oft, wenn sie mitten in ihren Hoffnungen und in der Seligkeit ihrer Liebe an die vorzeitig gefurchte Stirn ihres Bruders, an seine ernste Miene und seine gebeugte Gestalt dachte, beklagte sie, daß der Dienst an den Göttern einen so tiefen Schatten auf die Erde werfen könne, die die Götter doch erschaffen haben. Bei seinem heutigen Besuch aber lag eine seltsame Stille in seinen Zügen, ein ruhigerer Ausdruck der Selbstbeherrschung in seinen eingesunkenen Augen, als sie seit Jahren gesehen hatte. Diese Besserung war jedoch nur für den Augenblick — es war ein unsicherer Friede, den der leiseste Hauch stören konnte.

„Mögen die Götter dich segnen, Bruder!“ sagte sie und umarmte ihn.

„Die Götter! Sprich nicht so ungenau; vielleicht gibt es nur einen Gott!“

„Bruder!“

„Ja! Wenn nun der erhabene Glaube der Nazarener wahr wäre? Wenn Gott ein Alleinherrscher, einzig, unteilbar wäre? Wenn diese zahllosen Götter, deren Altäre die Erde füllen, nur böse Dämonen wären, die uns den rechten Glauben zu verwirren suchen? Das könnte doch der Fall sein, Ione!“

„Ach, können wir das glauben? Oder, wenn wir es glaubten, wäre es nicht ein trauriger Glaube? Was! Sollten fortan nur noch Menschen diese schöne Welt bewohnen? Sollen Berg und Fluß von ihren Nymphen entgöttert werden? Diese holde Verschwendung des Glaubens, die jeden Gegenstand zur Göttlichkeit erhebt, die den geringsten Blumen heilige Weihe gibt und ein Flüstern der Himmlischen im schwächsten Windhauch vernimmt – möchtest du das alles verleugnen und die Erde zu bloßem Staub und Lehm machen? Nein, Apäcides, das seligste Besitztum unserer Herzen ist doch dieser gläubige Sinn, der das Weltall mit Göttern erfüllt.“

Ione antwortete, wie ein Mensch jener Tage antworten mußte, der von der Poesie des alten Glaubens durchdrungen war. Man kann aus dieser Antwort entnehmen, wie schwer der Kampf sein mußte, den das Christentum mit dem Heidentum zu führen hatte. Der heitere Glaube schwieg nirgends; jede, selbst die alltäglichste Handlung des heidnischen Lebens war von ihm durchdrungen – er war ein Teil des Lebens selbst, wie die Blumen ein Teil des Thyrsus sind. Jedes Ereignis gab Anlaß, sich an eine Gottheit zu wenden; jeder Becher Wein wurde mit einer Spende für die Götter begonnen; die Kränze an den Türpfosten waren einem Gott geweiht; ja, die eigenen Vorfahren hatten, zu Laren gewandelt, die Obhut über Haus und Hof. So reich floß unter jenem Himmelsstrich die Quelle des Glaubens, daß das Heidentum bis auf den heutigen Tag dort nicht ganz ausgerottet werden konnte; es hat bloß die Gegenstände seiner Verehrung gewechselt; es wendet sich an unzählige Heilige, statt an Götter und schickt die orakelsuchende ehrfürchtig horchende Menge zu den Altären des heiligen Januarius oder des heiligen Dominikus statt zu den Tempeln der Isis und des Apollo.

Für die ersten Christen jedoch war diese Gläubigkeit ein Gegenstand der Verachtung und mehr noch des Grauens. Sie glaubten weder mit dem leidenschaftslosen Skeptizismus der heidnischen Philosophen, die Götter seien Erfindungen der Priester, noch folgten sie der sonst verbreiteten Ansicht, die Bewohner des Olympos seien Sterbliche gewesen, wie sie selbst und nur von einer langen dumpfen Überlieferung zu Göttern erhoben. Die Christen stellten sich vielmehr die heidnischen Gottheiten als böse Geister vor, wie die düsteren Dämonen Indiens und Persiens, und so schauderten sie vor Jupiter und Mars als Verkörperungen Molochs oder Satans.

Apäcides hatte den christlichen Glauben noch nicht förmlich angenommen, stand aber kurz davor, es zu tun. Schon waren Olinths Ansichten auch die seinen, redete er sich ein, die Phantasiegebilde der Heiden seien Einflüsterungen des Erzfeindes der Menschheit. Die unschuldige, natürliche Antwort Iones machte ihn daher schauern. Er antwortete so heftig und zugleich so verworren, daß Ione für seinen Verstand fürchtete.

„Ach, Bruder“, sagte sie, „dein hartes Amt hat deine Gedanken aus den Bahnen gebracht. Komm zu mir, Apäcides, mein Bruder, mein lieber Bruder; gib mir deine Hand, laß dir den Schweiß von deiner Stirn wischen, schilt mich jetzt nicht; ich verstehe dich ja nicht; denk nur, daß Ione nie die Absicht haben konnte, dir weh zu tun.“

„Ione“, erwiderte Apäcides, indem er sie an sich zog und zärtlich anblickte, „soll ich denken, daß du Schöne mit deinem liebevollen Herzen zu ewigen Qualen verdammt bist?“

„Das mögen die Götter verhüten!“ rief Ione mit einer Formel, mit der ihre Zeitgenossen ein böses Vorzeichen abwenden zu können glaubten. Aber damit verletzte sie wieder den empfindlichen Apäcides. Vor sich hinmurmelnd, stand er auf und wandte sich nach der Thür, blieb aber auf halbem Wege stehen, sah seine Schwester traurig an und breitete die Arme aus.

Freudig flog Ione auf ihn zu; er küßte sie feurig und sagte dann: „Lebe wohl, meine Schwester, wenn wir wieder zusammentreffen, bist du mir vielleicht nichts mehr; nimm also noch diese Umarmung voll lieber Erinnerungen an unsere Kindheit, als wir Glaube und Hoffnung, Religion und Sitte, Ziel und Streben gemeinsam hatten. Jetzt wird das Band zwischen uns sich lösen.“ Mit diesen seltsamen Worten verließ er das Haus.

Wirklich war es die eigentliche und strengste Probe für bekehrte Christen, daß ihre Bekehrung die innigsten menschlichen Bande durchschnitt. Sie durften fortan nicht mehr mit Wesen verkehren, deren tägliches Handeln und Reden das Gepräge der Abgötterei trug. Sie schauderten vor der Herrlichkeit der Liebe; sie sahen einen Dämon in ihr wirken. Diese Entschiedenheit machte sie jedoch stark; wenn es sie von der übrigen Welt trennte, so vereinigte es sie desto stärker untereinander. Männer von stählernem Charakter waren es, die das Wort Gottes verkündeten, und für wahr, die Kette, die sie zusammenhielt, war auch fest wie Stahl.

Glaukus fand Ione in Tränen. Er fragte sie über die Unterredung mit ihrem Bruder aus, aber bei ihrer verworrenen Wiederholung einer kaum verstandenen Sprache, konnte er so wenig wie Ione Absicht und Sinn des Apäcides begreifen.

„Hast du“, fragte sie, „je etwas Näheres von dieser neuen Sekte der Nazarener vernommen, von der mein Bruder gesprochen hat?“

„Oft genug hab ich von ihnen reden hören“, erwiderte Glaukus, „aber von ihren eigentlichen Glaubenssätzen weiß ich nichts, außer daß in ihren Lehren etwas unnatürlich Kaltes und Abstoßendes zu liegen scheint. Sie leben gesondert von den übrigen Menschen; sie tun, als nähmen sie selbst an dem einfachen Gebrauch der Kränze ein Ärgernis; sie haben keine Lust zu den Freuden des Lebens; sie stoßen furchtbare Drohungen über den bevorstehenden Untergang der Welt aus; sie scheinen, mit einem Wort, ihren düsteren, lebensfeindlichen Glauben aus einer Höhle der Unterwelt mitgebracht zu haben.“

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Immerhin fehlt es ihnen nicht an Männern von großer, genialer Geisteskraft, und selbst unter den Areopagiten in Athen machten sie Bekehrungen. Wohl erinnere ich mich noch, daß mein Vater von einem seltsamen Gast sprach, der vor vielen Jahren nach Athen kam, ich meine, er hat Paulus geheißt. Mein Vater stand mit in einer Menge, die sich auf einem unserer Hügel versammelt hatte, um diesen Weisen des Morgenlandes sprechen zu hören. Nicht das leiseste Geflüster ließ sich unter der Menge vernehmen! Das Scherzen und Lärmen, mit denen unsere eigentlichen Redner gewöhnlich begrüßt werden, schwieg vor ihm, und als der geheimnisvolle Gast auf dem Gipfel der Anhöhe, hoch über dem atemlosen Ge-

dräng, dastand, erfüllten seine Haltung und Züge jedes Herz mit Ehrfurcht, noch ehe ein Laut über seine Lippen gekommen war. Er sei, erzählte mein Vater, ein Mann von nicht hohem Wuchs, aber von edler, eindrucksvoller Miene gewesen; seine Kleider waren dunkel und weit; die sinkende Sonne, denn es war Abend, schien von der Seite her auf die Gestalt, wie sie bewegungslos und gebieterisch emporragte; sein Gesicht war verwittert und scharf gezeichnet, wie bei einem Menschen, der dem Unglück getrotzt hat oder sich oft dem Wechsel der Himmelsstriche ausgesetzt hat; in seinen Augen aber leuchtete ein fast überirdisches Feuer, und als er den Arm ausstreckte und sprach, geschah es mit der Hoheit eines Mannes, über den der Geist eines Gottes gekommen ist. „Männer von Athen“, soll er gesagt haben, „ich finde bei euch einen Altar mit der Aufschrift: Dem unbekannten Gott. Ihr verehrt unbewußt denselben Gott, dem ich diene. Euch, denen er bis jetzt unbekannt war, soll er nunmehr enthüllt werden!“ Dann erklärte der Mann in feierlichem Ton, wie der große Schöpfer aller Dinge, der den Menschen der verschiedenen Stämme die verschiedenen Sitze zur Heimat angewiesen habe, daß der Herr der Erde und des Himmels nicht in Tempeln von Menschenhänden wohne; wie seine Gegenwart, sein Geist, selbst in der Luft sei, die wir atmen; wie unser Leben und Sein von ihm getragen werde. „Glaubt ihr“, rief er, „der Unsichtbare sei wie eure Bilder von Gold und Mamor? Glaubt ihr, er brauche Opfer von euch, er, der Himmel und Erde gemacht hat?“ Dann sprach er von furchtbaren Zeiten, die da kämen, vom Weltende, von einer Auferstehung der Toten, wofür den Menschen durch die Auferstehung des mächtigen Wesens, dessen Religion er zu lehren gekommen sei, eine Bürgschaft gegeben worden. Als er so geredet hatte, berichtete mein Vater, hätten sich die lang zurückgehaltenen Stimmen erhoben, und die unter das Volk gemischten Philosophen hätten ihre weise Verachtung gemurmelt. Da habe man die kalte Stirn des Stoikers und das Hohnlächeln des Zynikers sehen können, und die Epikuräer, die selbst an unser Elysium nicht glauben, sagten ein Witzwort und stolzierten lachend durch die Menge. Aber das Herz der einfachen Leute war ergriffen und durchschauert, obwohl es nicht wußte, warum, denn der Fremde hatte die Stimme und Majestät eines Mannes, dem der unsichtbare Gott das Lehramt seines Glaubens aufgetragen hat.“

Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte Ione zu, und die ernste, gehaltene Weise des Erzählers verriet den Eindruck, den auf ihn ein Mensch gemacht hatte, der mit jenen vielen auf dem Hügel des Ares die erste Kunde vom Wort Christi vernommen hatte.

SECHSTES KAPITEL

Der Pförtner von Diomedes Villa – Ein leichtfertiges Mädchen – Ein ungewöhnlicher Gladiator

Diomedes Haustür stand offen, und Medon, der alte Sklave, saß am Fuße der Treppe, die zu dem Gebäude emporführte.

Die luxuriöse Behausung des reichen pompejanischen Kaufmanns ist noch jetzt, gerade vor den Toren der Stadt beim Anfang der Gräberstraße, zu sehen. Auf der entgegengesetzten Seite, noch einige Schritte näher zum Tore hin, stand ein geräumiger Gasthof, an dem, wer aus Geschäftsgründen oder aus anderm Anlaß nach Pompeji kam, gern anhielt, um sich zu erfrischen.

Vor dem Tor der Herberge standen in diesem Augenblick Wagen, Wägelchen und Karren, einige eben erst angelangt, andere im Begriff wegzufahren. Vor der Tür saßen einige Pächter auf einer Bank um ein rundes Tischchen und unterhielten sich zu ihrem Morgentrunk über Angelegenheiten ihres Berufs. Neben die Tür war in frischen, munteren Farben das Zeichen des Brettspiels gemalt. In gleicher Höhe mit dem Dach des Gebäudes zog sich eine Terrasse hin, auf der einige Frauen, die Gattinnen der unten sitzenden Pächter, teils saßen, teils über das Geländer lehnten und mit ihren Bekannten drunten sprachen. In einem Mauerwinkel, etwas abseits, befand sich ein überdeckter Sitz, auf dem zwei oder drei ärmere Reisende ausruhten und den Staub von ihren Kleidern klopfen. Gegenüber dem Gasthaus dehnte sich ein großer Platz, der ursprünglich der Begräbnisplatz eines älteren Geschlechtes als die gegenwärtigen Bewohner Pompejis war, jetzt aber als Platz zum Verbrennen der Toten dient. Hinter ihm stiegen die Terrassen einer heiteren, halb von Bäumen versteckten Villa auf. Die Gräber selbst, geschmackvoll und mannigfaltig in ihren Formen, bildeten mit den Blumen

und dem Laubgrün, das sie umgab, keineswegs einen düsteren Zug im Bilde des Ganzen. Hart am Stadttor in einer kleinen Nische stand die reglose Gestalt des disziplinierten römischen Wachsoldaten; hell schimmerte die Sonne auf seinem polierten Helm und seiner Lanze. Das Tor bestand aus drei Bogen; der mittlere diente den Fuhrwerken, die zu beiden Seiten den Fußgängern. Rechts und links reihten sich die starken Stadtmauern an, in tausend verschiedenen Epochen aufgeführt, zusammengeflickt, ausgebessert, je nachdem Krieg, Zeit oder Erdbeben diese stolze Wehr erschüttert hatten. Häufig erhoben sich aus ihr viereckige Türme, deren roh gearbeitete Zinnen die Mauerlinie malerisch unterbrachen und einen belebenden Gegensatz zu den neueren, weißschimmernden Gebäuden neben ihnen bildeten. Die gekrümmte Straße, die in dieser Richtung von Pompeji nach Herkulaneum führt, entwand sich dem Blick unter Rebengehängen, über die der Vesuv in großartiger Majestät herabdrohte.

„Hast du das Neueste gehört, alter Medon?“ fragte ein junges Mädchen mit einem Krug in der Hand, das den Weg an Diomedes Tür vorbei nahm, um einen Augenblick mit dem Sklaven zu plaudern, bevor sie sich in das Wirtshaus begab, um dort ihr Gefäß zu füllen und mit den Gästen zu kokettieren.

„Das Neueste! Was Neues schon?“ fragte der Sklave und schlug den Blick trüb vom Boden auf.

„Na, heute morgen, wahrscheinlich eh' du noch recht die Augen aufgemacht hast, ist ja ein prächtiger Fremder durch das Tor in die Stadt gezogen.“

„Was du nicht sagst!“ erwiderte der Sklave gleichgültig.

„Ja, ein Geschenk von dem vornehmen Pomponianus.“

„Ein Geschenk! Ich meine, du sprachst von einem Fremden?“

„Es ist beides, ein Fremder und ein Geschenk. Denk doch, du alter Langweiler, es ist ein herrlicher junger Tiger für die nächsten Spiele! Hörst du, Medon? O was wird das für eine Lust sein! Ich kann kein Auge zutun, bis ich ihn gesehen habe; sie sagen, er brülle greulich.“

„Arme Törin!“ sagte Medon traurig, ohne sich um die Regeln der Höflichkeit zu kümmern.

„Nenn mich nicht Törin, alter Grobian! Es ist ein hübsches Ding, so ein Tiger, besonders, wenn wir jemand zum Fraß für ihn finden könnten. Denk einmal, Medon, wir haben jetzt einen Löwen und einen Tiger und müssen vielleicht aus Mangel an

zwei ordentlichen Verbrechern zusehn, wie sie sich gegenseitig auffressen. Übrigens ist ja dein Sohn Gladiator, ein hübscher, starker Mensch: könntest du ihn nicht überreden, mit dem Tiger zu kämpfen? Tu es doch; du tätest mir einen mächtigen Gefallen, ja, du machtest dich verdient um die ganze Stadt!“

„Geh, geh“, erwiderte der Sklave bitter; „denk an deine eigene Gefahr, ehe du so vom Tod meines armen Jungen schwatzt.“

„Meine eigene Gefahr!“ sagte das Mädchen erschrocken und sah sich hastig um. „Wendet die Vorbedeutung ab, ihr Götter! Deine Worte mögen auf dein eigenes Haupt fallen!“ Damit faßte sie einen an ihrem Hals hängenden Talisman. „Meine eigene Gefahr! Welche Gefahr bedroht mich denn?“

„War etwa das Erdbeben vor ein paar Tagen keine Warnung? Hat es keine Stimme? Sprach es nicht zu uns allen: Bereitet euch zum Tod, das Ende aller Dinge ist vor der Tür?“

„Ach, Unsinn!“ rief das Mädchen und legte die Falten ihrer Tunika zurecht. „Jetzt schwatzt du gar, wie man’s von den Nazarenern erzählt; du gehörst wohl zu ihnen? Nun, ich kann nicht länger mit dir plaudern, alte Eule, du wirst ja immer schlimmer! Leb wohl! O Herkules, sende uns einen Menschen für den Löwen und einen für den Tiger!“

*Hopp Heißa! Zum lustigen Spiele herbei,
Ein Wald von Gesichtern auf jeglicher Reih!
Trotzig und keck wie der Sohn der Alkmena
Durchziehen die Fechter die weite Arena.
Schwatzt noch, weil’s Zeit ist, bald sitzt ihr leis,
Wenn sie sich baden im blutigen Schweiß.
Tripp, Trapp! Wie schreiten sie stattlich und frei!
Heißa, zum lustigen Spiele herbei!“*

Mit klarer Silberstimme dies frivole Liedchen singend, hüpfte das Mädchen zu dem Gasthaus hinüber.

„Mein armer Sohn“, sagte der Sklave halblaut, „also für solche Geschöpfe sollst du hingeschlachtet werden! O Glaube Christi, ich könnte dir aus voller Seele schon wegen des bloßen Grauens anhängen, das du gegen solche blutige Kämpfe einflößt.“

Schwer sank das Haupt des alten Mannes auf seine Brust. Er blieb still und in Gedanken vertieft; nur dann und wann wischte er sich mit dem Ärmel die Augen. Sein Herz war bei seinem Sohn; so bemerkte er die Gestalt nicht, die jetzt mit schnellem

Schritt und einer entschlossenen, unbekümmerten Haltung vom Tor her auf ihn zukam. Er blickte erst auf, als der Nahende ihm gegenüber stehenblieb und ihn mit gedämpfter Stimme anrief: „Vater!“

„Mein Sohn, mein Lydon, bist du es wirklich?“ sagte freudig erregt der alte Mann. „Ach, du warst bei mir in meinen Gedanken.“

„Das freut mich, Vater“, versetzte der Gladiator, indem er ehrerbietig die Knie und den Bart des Sklaven berührte. „Bald bin ich vielleicht immer bei dir, nicht bloß in Gedanken.“

„Ja, mein Sohn, aber nicht in dieser Welt“, erwiderte der Sklave traurig.

„Sprich nicht so, mein Vater, sei zuversichtlich, denn ich fühle – ich bin gewiß, daß ich Sieger bleibe, und dann erkaufst dir das Geld, das ich gewinne, die Freiheit. Ach Vater, noch vor wenigen Tagen wurde ich gescholten und überdies von jemand, den ich über seinen Irrtum gern aufgeklärt hätte, denn er ist großmütiger als die übrigen seinesgleichen. Es war ein Athener, kein Römer; er schalt mich wegen meiner Habsucht, als ich ihn fragte, wie groß wohl der Siegespreis sein würde. Ach, er kannte Lydons Art wenig.“

„Mein Sohn, mein Sohn!“ rief der alte Sklave, indem er die Stufen langsam hinaufstieg und Lydon in seine kleine Kammer führte, die an der Eingangshalle lag. – „Edel, liebevoll, fromm sind deine Beweggründe“, fuhr Medon fort, nachdem sie sich also gegen Horcher gesichert hatten, „aber das Vorhaben selbst ist sündhaft! Du willst dein Leben für die Freiheit deines Vaters wagen; das dürfte dir verziehen werden. Aber du erkaufst den Sieg mit dem Blut eines anderen. Oh, das ist eine tödliche Sünde; kein Zweck kann eine solche Tat heiligen. Laß es, laß es! Lieber will ich ewig ein Sklave sein, als meine Freiheit zu solchem Preis erstehen!“

„Still, Vater“, erwiderte Lydon etwas ungeduldig, „du hast mit diesem neuen Glauben, von dem ich, bitte, nichts weiter hören mag – denn die Götter, die mir Kraft gegeben haben, haben mir Weisheit versagt, und ich verstehe kein Wort von dem, was du mir oft predigst –, du hast, sag’ ich, mit diesem neuen Glauben einige seltsame Vorstellungen von Recht und Unrecht weggekriegt. Verzeih mir, wenn ich dich beleidige, aber bedenke nur einmal: gegen wen werd’ ich fechten? Ach, kennstest du diese

Kerle, mit denen ich deinetwegen umgehe, so würdest du sagen, ich reinige die Erde, wenn ich einen von ihnen aus dem Weg schaffe. Bestien, aus deren Lippen Blut trieft; durchaus wild, selbst in ihrem Mut von keinem guten Gefühl geleitet, grimmig, ohne Herz und Gefühl, durch kein Band des Lebens zu fesseln! Zwar kennen sie keine Furcht, aber sie kennen auch keine Dankbarkeit, kein Erbarmen, keine Liebe; nur für ihre eigene Laufbahn sind sie gemacht, und die heißt: ohne Mitleid töten, ohne Schrecken sterben! Können die Götter, mögen sie sein wer sie wollen, zürnen über einen Kampf mit solchen Unmenschen und für eine solche Sache? O Vater! Wenn wirklich die Mächte da oben auf die Erde herabschauen, so sehen sie keinen so frommen und heiligen Dienst, wie das Opfer für einen alten Vater von der Liebe eines dankbaren Sohnes!“

Der arme alte Sklave, auch selbst nicht gerade stark im Denken und erst seit kurzem zum Christentum bekehrt, wußte nicht, wie er gegen eine so tiefe und dabei in ihrem Irrtum so schöne Unwissenheit streiten sollte. Seine erste Regung war, sich dem Sohn an die Brust zu werfen, die nächste, vor ihm zu schauern, die Hände zu reinigen, und beim Versuch, seine Gedanken, seine Mißbilligung auszusprechen, erstickte seine Stimme in Tränen. So nahm Lydon wieder das Wort: „Ist deine Gottheit – ich glaube, du gibst nur eine zu? – wirklich die gütige, erbarmungsvolle Macht, wie du mir immer versicherst, so wird sie auch wissen, daß eben dein Glauben an sie mich in dem Entschluß, den du tadelst, zuerst bestärkt hat.“

„Wie, was meinst du damit?“

„Nun, du weißt, ich wurde in meiner Kindheit als Sklave verkauft und in Rom durch das Testament meines Herrn, dessen Wohlwollen ich zum Glück gewonnen hatte, freigelassen. Ich kam so schnell wie möglich nach Pompeji, um dich zu sehen, und ich fand dich alt und kränklich unter dem Joch eines eigensinnigen, dickbackigen Herrn. – Du hattest gerade diesen neuen Glauben angenommen, und das machte dir die Sklaverei doppelt schmerzlich. Hast du mir nicht geklagt, du seist zu Diensten gezwungen, die du als Sklave schon tun würdest, die dir aber als Nazarener sündhaft erschienen? Hast du nicht gesagt, deine Seele zittere vor Selbstvorwürfen, wenn du ein Stückchen Kuchen vor den Laren niederlegen sollst, die dort über das Regenbecken wachen? Deine Seele sei von einem ewigen Kampf zer-

rissen? Hast du nicht gesagt, du fürchtest, wenn du Wein vor die Türpfosten gießt und den Namen einer griechischen Gottheit anrufst, schlimmere Strafen als die des Tantalus – eine Ewigkeit von Qualen, schrecklicher als die im Tartarus? Hast du mir das alles nicht gesagt? Ich wunderte mich und konnte dich nicht verstehen, wie ich's, beim Herkules, auch jetzt noch nicht kann; aber ich war dein Sohn und wollte nichts als dir helfen. Konnt' ich deine Klagen anhören, konnt' ich deine geheimnisvollen Schrecken, deine ewige Angst sehen und untätig bleiben? Nein, bei den unsterblichen Göttern! Ein Gedanke durchfuhr mich wie ein Licht vom Olymp: Ich hatte kein Geld, aber ich hatte Stärke und Jugend; diese verdankte ich dir und konnte sie nun wieder für dich verkaufen! Ich erkundigte mich nach der Höhe deines Lösegeldes und erfuhr auch, daß der gewöhnliche Siegespreis eines Gladiators doppelt soviel einbringt. Ich wurde Gladiator; ich habe mich mit diesen verfluchten Menschen zusammengetan, die ich verachte und hasse; aber gesegnet seien meine Lehrstunden, sie werden es mir möglich machen, meinen Vater zu befreien!“

„O könntest du Olinth hören“, sagte der alte Mann, tiefer und tiefer von der Liebe seines Sohnes ergriffen und doch von der Sündhaftigkeit seines Entschlusses überzeugt.

„Die ganze Welt will ich hören, wenn du willst“, antwortete der Gladiator freundlich, „aber erst, wenn du kein Sklave mehr bist. Unter deinem eigenen Dach, Vater, sollst du meinem dumpfen Gehirn den ganzen Tag über und die ganze Nacht noch dazu, wenn es dir Vergnügen macht, zusetzen. Ach, was für ein Plätzchen habe ich für dich ausgesucht! Es ist eine der neunhundert-neunundneunzig Hütten der alten Julia Felix im sonnigen Teil der Stadt, wo du den Tag über vor der Tür sitzen und dich wärmen kannst; – und dann will ich Öl und Wein für dich verkaufen, Vater, und wenn es der Venus gefällt – oder wenn es ihr nicht gefällt, da du ihren Namen nicht hören magst; mir gilt alles gleichviel –, bekommst du vielleicht auch eine Tochter, die dich pflegen wird, und hörst kleine Stimmlein auf deinem Schoß, die dich Großvater nennen! Ach, wie glücklich werden wir sein! Der Siegespreis kann das alles erkaufen. Munter, munter, lieber Vater! Ich muß jetzt fort, es ist schon hoch am Tag, der Fechtmeister wartet auf mich. Deinen Segen!“

Als Lydon die letzten Worte sprach, hatte er die dunkle Kam-

mer seines Vaters schon verlassen, und beide standen in lebhafter, wenn auch nur flüsternd geführter Unterhaltung an der Stelle, wo der alte Pförtner zuerst gesessen hatte.

„Sei gesegnet, sei gesegnet, mein tüchtiger Sohn!“ rief der Alte inbrünstig. „Möge die große Macht, die alle Herzen kennt, den Edelmut in deinem sehen und seinen Irrtum vergeben!“

Der Gladiator ging schnell die Straße hinab; die Augen des Sklaven folgten den leichten, kräftigen Schritten der hohen Gestalt nach; bis sie verschwunden war; dann sank er wieder auf seine Bank nieder, und seine Blicke hefteten sich von neuem auf den Boden. Er verharrte stumm und unbeweglich wie ein Steinbild; sein Herz – wer in der veränderten Nachwelt kann dessen Unruhe, dessen Zwiespalt sich vorstellen?

„Darf ich eintreten?“ fragte eine zarte Stimme. „Ist deine Gebieterin Julia zu Haus?“

Der Sklave gab dem Besuch mit einer Geste mechanisch den Eintritt frei; aber die Fragende konnte es nicht sehen, sie wiederholte ihre Worte furchtsam, aber mit lauterer Stimme.

„Hab' ich's dir nicht gesagt?“ versetzte der Alte mürrisch. „Tritt ein!“

„Dank!“ erwiderte Nydia traurig. Aufmerksam geworden, sah der Sklave auf und erkannte das blinde Blumenmädchen. Gram empfindet Freundschaft mit dem Unglück. Medon stand auf, führte das Mädchen zu der Treppe, von der man zu Julias Gemach hinuntersteigen konnte, und rief dann eine Sklavin, der er die Blinde anvertraute.

SIEBENTES KAPITEL

Julia empfängt Nydia zu einer wichtigen Unterredung

Die elegante Julia saß in ihrem Gemach, ihre Sklavinnen um sie her. Wie das anstoßende Cubiculum, das Schlafzimmerchen, war der Raum recht klein, immerhin aber größer als die gewöhnlichen Schlafkammern, die in der Regel so eng waren, daß man sich kaum eine richtige Vorstellung von diesen winzigen Taubenschlägen machen wird, die den Bewohnern Pompejis, selbst in den vornehmsten Häusern, offenbar zur Nachtruhe

dienten. Ein Bett machte aber bei den Alten keineswegs den schweren, ernsten, gewichtigen Teil der häuslichen Einrichtung aus, den es bei uns bildet. Es war eher eine sehr schmale, kleine Liegebank, leicht genug, um mühelos von der Stelle gebracht zu werden, und ohne Zweifel wanderte es fortwährend von Zimmer zu Zimmer, je nach der Laune des Besitzers oder dem Wechsel der Jahreszeit. Denn der Flügel des Hauses, der in einem Monat voller Menschen stak, wurde manchmal schon im nächsten sorgfältig vermieden, so empfindlich waren die Bewohner des schönsten Klimas der Welt für Veränderungen des Wetters, die von uns, die an einen rauheren Himmel gewöhnt sind, kaum bemerkt werden. Auch hatten die Bewohner Italiens zu jener Zeit eine seltsame, übertriebene Scheu vor starkem Tageslicht; ihre dunklen Zimmer, die man mit einer nachlässigen Bauart erklären möchte, waren in Wirklichkeit Ergebnis sorgfältiger Planung. In ihren Gärten und Säulengängen huldigten sie der Sonne, wenn es gerade ihrer Laune entsprach, im Innern der Häuser aber suchten sie Kühle und Schatten.

Julias Gemach befand sich zu dieser Jahreszeit im unteren Teil des Hauses, unmittelbar unter den Prunkzimmern, mit der Aussicht auf den Garten, mit dem es in gleicher Höhe lag. Das Licht hatte bloß durch die breite Glastür Zutritt; allein der an eine gewisse Dunkelheit gewöhnte Blick der Bewohnerin unterschied mit genügender Schärfe, welche Farben ihr am besten standen, welche Schattierungen des zarten Rots ihren Wangen die jugendlichste Frische, ihrem dunklen Auge den hellsten Glanz verleihen würden. Auf dem Tisch, vor dem sie saß, stand ein kleiner, kreisrunder, hochpolierter Stahlspiegel, um ihn aufgereiht in genauer Ordnung die Seifen und Salben, die Parfüms und Schminken, die Bänder und goldenen Nadeln, die zu dem natürlichen Charme noch den Beistand der Kunst und die eigenwilligen Zutaten der Mode zu fügen hatten. Durch die Dämmerung des Zimmers schimmerten die funkelnden Fresken der Wand in der großen Lebhaftigkeit und starken Farbigkeit, die der pompejanische Geschmack bevorzugte. Vor dem Putztisch, zu Julias Füßen, lag ein Teppich orientalischer Herkunft. Daneben standen auf einem anderen Tisch ein Becken und ein Krug von Silber, eine ausgelöschte Lampe von sehr edler Arbeit, in der der Künstler einen Amor unter den ausgebreiteten Zweigen eines Myrtenbaums dargestellt hatte, und eine kleine

Papyrusrolle, die Tibulls schönste Elegien enthielt. Vor der Tür zum Cubiculum hing ein mit goldenen Blumen reich bestickter Vorhang.

Müßig lehnte sich die reizende Julia auf ihrem Sitz zurück, während die Ornatix, die Friseurin, langsam eine Menge von Löckchen übereinandertürmte, die falschen mit den echten kunstvoll verband und das ganze Gebäude zu einer Höhe erhob, die den Kopf eher zur Mitte als zum Gipfel der menschlichen Gestalt zu machen schien.

Die Tunika von dunkler Bernsteinfarbe, die zu dem schwarzen Haar und der etwas gebräunten Gesichtsfarbe vortrefflich stand, fiel in weiten Falten auf die Füße herab. Diese staken in purpurfarbenen Pantoffeln, die, vorn etwas aufgebogen, mit Perlen bestickt waren und an dem zarten Knöchel durch weiße Bänder festhielten. Eine alte, durch lange Erfahrung in alle Toilettengeheimnisse eingeweihte Sklavin stand neben der Friseurin, den breiten, juwelenbesetzten Gürtel ihrer Gebieterin über den Arm geworfen, und gab von Zeit zu Zeit, vermischt mit wohlüberlegten Schmeicheleien für die Herrin selbst, Belehrung über den Bau des aufsteigenden Getürms.

„Steck diese Nadel weiter rechts, – tiefer! Dummes Ding, siehst du nicht, wie gleichmäßig diese schönen Brauen sind? Man sollte meinen, du machest der Korinna die Haare, deren Gesicht ganz auf der einen Seite sitzt. Jetzt steck die Blumen auf. – Was, du Einfalt, nicht diese dunkle Nelke! Du sollst die Farben ja nicht für die bleichen Wangen der Chloris aussuchen; – nur die hellsten Blumen schicken sich für die jugendliche Julia.“

„Sachte!“ rief die Dame, heftig mit dem kleinen Fuß stampfend, „du zaust mein Haar, als ob du Unkraut ausrissest!“

„Gedankenloses Ding!“ fuhr die Leiterin der Zeremonie fort.

„Weißt du nicht, wie zart deine Herrin ist? Du hast doch nicht das rauhe Roßhaar der Witwe Fulvia unter deinen Händen. Jetzt das Band; so ist's recht. Schöne Julia, blick in den Spiegel; hast du je etwas so Liebreizendes gesehen, wie dich?“

Als nach unzähligen Erläuterungen, Schwierigkeiten und Verzögerungen der verwickelte Turm endlich fertig war, bestand die nächste Arbeit darin, den Augen den sanften, schmachthenden Ausdruck zu geben, der durch ein dunkles, auf Wimpern und Brauen aufzutragendes Pulver hervorgebracht wurde. Ein kleines, halbmondförmiges, geschickt neben die rosigen Lippen

gesetztes Pflästerchen lenkte die Aufmerksamkeit auf die Lippengrübchen und auf die Zähne, deren natürliche Weiße zu erhöhen bereits jede Kunst eingesetzt worden war.

Einer anderen, bisher müßigen Sklavin wurde jetzt das Geschäft zugeteilt, die Juwelen zu ordnen. Da waren die Ohrringe aus Perlen, zwei Perlen in jedes Ohr, die massiv goldenen Armbänder, die Kette aus Ringen, ebenfalls von Gold, an ihr ein in Kristall geschnittener Talisman, die graziöse Schnalle auf die linke Schulter, die eine herrliche Kamee, die Psyche darstellend, trug, der purpurne, reich mit Goldfäden durchwirkte und durch ein Schlangenornament zu schließende Gürtel, und endlich die verschiedenen Ringe für jedes Gelenk der weißen, zarten Finger. Jetzt war die Toilette nach dem neuesten Geschmack Roms vollendet. Die schöne Julia warf einen letzten Blick wohlgefälliger Eitelkeit auf ihr Spiegelbild, lehnte sich dann wieder auf ihren Stuhl zurück und befahl der jüngsten Sklavin in verdrossenem Ton, ihr die verliebten Verse Tibulls zu lesen. Diese Vorlesung dauerte noch fort, als eine andere Sklavin Nydia zu der Dame des Hauses führte.

„Sei begrüßt“, sagte das Blumenmädchen, indem sie mit gekreuzten Armen einige Schritte vor Julias Stuhl stehen blieb.

„Ich bin deinem Befehl nachgekommen.“

„Du hast recht getan“, erwiderte diese. „Komm näher, du kannst dich setzen.“

Eine Sklavin brachte einen Stuhl, und Nydia nahm Platz.

Ein Weilchen betrachtete Julia die Thessalierin unter beinahe verlegenem Stillschweigen. Dann winkte sie den Dienerinnen, sich zu entfernen und die Tür vorzuschieben. Mit Nydia allein geblieben, wandte sie sich, vergessend, daß die Blinde ihre Züge nicht sehen konnte, instinktiv von dieser ab.

„Du dienst also der Neapolitanerin Ione?“

„Ich bin jetzt bei ihr“, erwiderte Nydia.

„Ist sie so schön, wie man immer sagt?“

„Ich weiß es nicht; ich kann ja nicht darüber urteilen!“

„Ach, ich vergaß! Aber wenn du nicht sehen kannst, hast du doch Ohren. Halten deine Mitsklavinnen sie für schön? Im Gespräch untereinander werden die Sklavinnen doch wohl ihrer Herrin nicht schmeicheln.“

„Sie sagen mir, sie sei schön.“

„Hm – Sagen sie, sie sei schlank?“

„Ja.“

„Nun, das wäre ich auch. – Schwarze Haare?“

„So hör' ich.“

„Die hab' ich auch. Sieht sie Glaukus oft?“

„Täglich“, erwiderte Nydia mit einem halberstickten Seufzer.

„Wie, täglich? Findet er sie schön?“

„Ich denke wohl, da sie so bald ihre Hochzeit feiern werden.“

„Ihre Hochzeit?“ rief Julia, bis unter die falsche Röte ihrer Wangen erblassend und von ihrem Sitz auffahrend. Nydia bemerkte die Aufregung, zu der sie Anlaß gegeben hatte, nicht. Lange schwieg Julia; aber ihr hochgehender Atem und die blitzenden Augen würden jedem Sehenden verraten haben, was in ihr vorging.

„Man sagt mir, du seist eine Thessalierin“, sagte sie endlich, ihr Schweigen brechend.

„Das bin ich.“

„Thessalien ist das Land der Magie und der Hexen, der Talismane und der Liebestränke.“

„Es war stets wegen seiner Zauberei berühmt“, erwiderte Nydia beklommen.

„Kennst etwa du, blinde Thessalierin, einen Liebeszauber?“

„Ich?“ versetzte das Blumenmädchen errötend. „Ich? Wie sollt' ich? Nein, gewiß nicht!“

„Schade für dich; ich hätte dir, wärest du besser unterrichtet, Geld genug gegeben, um deine Freiheit damit zu erkaufen.“

„Aber was kann die schöne, reiche Julia bewegen, diese Frage an ihre Dienerin zu tun? Sind nicht Geld, Jugend, Liebreiz in ihrem Besitz? Sind das nicht hinlänglich starke Zauber, um Magie entbehren zu können?“

„Hinlänglich stark für jedermann, ausgenommen für einen“, entgegnete Julia stolz. „Aber es scheint, deine Blindheit ist ansteckend – und – doch das ist hier einerlei.“

„Und dieser eine?“ fragte Nydia lebhaft.

„Ist nicht Glaukus“, erwiderte Julia.

„Glaukus – nein!“

Nydia atmete auf, und nach einer kurzen Pause begann Julia von neuem:

„Aber wegen Glaukus und seiner Neigung für die Neapolitanerin fiel mir die Kraft der Liebeszauber ein, da sie so etwas wohl auf ihn angewandt haben kann. Blindes Mädchen, ich

liebe, und — muß Julia leben, um so etwas auszusprechen? — Ich bin nicht wiedergeliebt! Das demütigt — nein, nicht demütigt — es verletzt meinen Stolz. Ich möchte den Undankbaren zu meinen Füßen sehen, nicht um ihn aufzuheben, sondern um ihn wegzustoßen. Als ich hörte, daß du aus Thessalien bist, stellte ich mir vor, du seist vielleicht in deiner frühen Jugend schon in die Geheimnisse deiner Heimat eingeweiht worden.“

„Ach nein!“ flüsterte Nydia und setzte noch leiser hinzu: „Wär' ich's doch!“

Aber Julia hatte es gehört und sagte: „Hab Dank für den freundlichen Wunsch!“ Sie ahnte nicht, was in dem Blumenmädchen vorging.

„Aber sag mal, du hörst ja all das Geschwätz der Sklavinnen, die für diese Art Zauber soviel übrighaben und immer schnell bereit sind, bei ihren eigenen kleinen Liebschaften zu Liebestränken zu greifen; hast du nicht etwa von irgendeinem orientalischen Magier in der Stadt gehört, der diese Kunst versteht? Ich meine keinen albernem Scharlatan, keinen Quacksalber, sondern einen wirklich begabten, mächtigen Zauberer aus Indien oder Ägypten!“

„Aus Ägypten? Ja!“ antwortete Nydia schauernd. „Wer in Pompeji hätte nicht von Arbaces gehört?“

„Arbaces, ach ja!“ sagte Julia und klammerte sich fest an diesen Gedanken. „Man sagt, das sei ein Mann, der mit den kleinen Betrügereien bloßer Gaukler nichts zu tun hat, er könne in den Sternen lesen und sei erfahren in vielen Geheimnissen; warum nicht auch in den Geheimnissen der Liebe?“

„Er ist gewiß ein Zauberer, der mehr kann als andere. Ein furchtbarer Mann“, setzte Nydia hinzu und griff an ihren Talisman.

„Er ist zu reich, um für Geld seine Kunst zu üben“, fuhr Julia fort. „Könnt' ich ihn besuchen?“

„Es ist ein böses Haus für Jugend und Schönheit“, erwiderte Nydia. „Außerdem hab' ich gehört, er sei krank von . . .“

„Ein böses Haus!“ rief Julia, bloß den ersten Satz auffassend. „Wieso?“

„Die Orgien seiner Nächte sind schlimm und sündhaft — wenigstens sagt das Gerücht so.“

„Bei Ceres, Pan und Kybele, du machst mich nur neugierig statt ängstlich, erwiderte die selbstbewußte, nicht gerade prude Julia.

„Ich will ihn besuchen und wegen meiner Liebe um Rat fragen. Bei diesen Orgien ist es nur wahrscheinlich, daß er die Geheimnisse der Liebe kennt.“

Nydia gab keine Antwort.

„Noch heute will ich zu ihm“, nahm Julia das Wort; „ja, warum nicht sofort?“

„Bei Tag und bei seinem gegenwärtigen Zustand hast du allerdings weniger zu fürchten“, erwiderte Nydia, in dem geheimen, plötzlich aufgestiegenen Wunsch, zu erfahren, ob der dunkle Ägypter die Kraft, Liebe zu befestigen und anzuziehen, wirklich besitze, wie sie so oft gehört.

„Und wer würde wagen, der Tochter Diomedes unbillig zu begegnen?“ rief Julia stolz. „Ich will zu ihm.“

„Darf ich dich später besuchen, um das Ergebnis zu erfahren?“ fragte Nydia ängstlich.

„Küß mich für deine Teilnahme an Julias Ehre!“ antwortete Julia. „Freilich darfst du kommen. Heute abend speisen wir außer dem Haus; komm morgen um diese Stunde wieder, und du sollst alles hören; vielleicht kannst du mir sogar einen Dienst tun. Doch genug für jetzt; da, nimm dies Armband für den Gedanken, den du mir eingegeben hast! Verlaß dich drauf, wenn du dich Julia dienstbar erweist, wird sie dankbar und großzügig sein.“

„Ich kann dein Geschenk nicht annehmen“, entgegnete Nydia und legte das Armband beiseite, „aber so jung ich bin, kann ich die doch verstehen, die lieben und . . . keine Gegenliebe finden.“

„Sprichst du so?“ versetzte Julia. „Du redest wie ein freies Mädchen und sollst auch noch frei werden. Lebe wohl.“

ACHTES KAPITEL

Julia besucht den Arbaces – Sie schmieden zusammen einen Plan, aber Arbaces hat für sich noch einen andern

Arbaces saß in einem Zimmer, das sich auf eine Art Balkon nach dem Garten zu öffnete. Sein Gesicht war blaß und durch die ausgestandenen Schmerzen abgemagert, aber sein eiserner

Körper hatte sich von den Folgen seines Unfalls schon sehr erholt. Die Luft, die würzig um seine Stirn strich, belebte ihn, und frischer als in den letzten Tagen kreiste das Blut durch seine Adern.

So ist denn der Sturm des Schicksals gebrochen und verweht, dachte er, das lebenbedrohende Übel, das mir meine Wissenschaft verkündete, ist eingetroffen, und dennoch lebe ich. Geschehen ist, was die Sterne vorausgesagt, und die lange strahlende, glückliche Lebenszeit, die dem Übel nachfolgen sollte, falls ich es überlebte, liegt nun vor mir. Ich bin hinüber, ich habe die letzte Gefahr, die mir verhängt war, überstanden. Jetzt bleibt mir keine Sorge, als die Gärten meines künftigen Daseins anzulegen, furchtlos und sicher! Zuerst von allen Freuden, die mir nun offenstehen — selbst vor der Liebe —, soll die Rache kommen! Dieser griechische Bursche, der meinem Herzen in den Weg getreten ist, meine Pläne durchkreuzt hat, der mir noch entwischte, als der Stahl bereits über ihn geschwungen war, um sein verruchtes Blut zu trinken — dieser Bursche soll mir nicht zum zweitenmal entgehen. Doch auf welche Art bei meiner Rache verfahren? Das muß wohl überlegt werden. O Ate, bist du wirklich eine Göttin, so flöße mir deine Weisheit ein!

Damit versank er in ein tiefes Sinnen, ohne daß ihm jedoch ein Einfall, der ihm genügt hätte, gekommen wäre. Unruhig wechselte er mehrmals seine Stellung, erwog Plan auf Plan und verwarf jeden wieder, sobald er ihn genauer durchdacht hatte. Zuweilen schlug er sich auf die Brust und stöhnte laut, gemartert von Rachedurst und von dem Gefühl seiner Ohnmacht, ihn sofort zu stillen. Während er so brütete, trat ein junger Sklave schüchtern ins Zimmer.

„Eine Dame, ihrer Kleidung und dem Aussehen des Sklaven nach, der sie begleitet, offenbar von Rang, wartet unten und sucht Gehör bei Arbaces.“

„Eine Dame?“ Sein Herz schlug schneller. „Ist sie jung?“

„Ihr Gesicht ist durch den Schleier verdeckt; ihre Figur aber ist schlank und zugleich voll und wirkt jugendlich.“

„Bring sie her“, sagte der Ägypter. Einen Augenblick dachte er in seiner Eitelkeit, die Fremde werde Ione sein.

Beim ersten Anblick der Besucherin fand er sich in dieser allzu hoch gespannten Hoffnung enttäuscht. Allerdings hatte sie un-

gefähr die Größe und vielleicht auch das Alter von Ione, allerdings war sie von schöner Figur; aber die unbeschreibliche Anmut, die jede Bewegung der einzigartigen Neapolitanerin auszeichnete, fand er so wenig wie deren sittsame, einfache und doch so gewählte Kleidung, wie deren würdevollen und doch unauffälligen Schritt, wie die schöne Verbindung von Majestät und Züchtigkeit, die Ione so bezaubernd machte.

„Verzeih mir, ich kann nur langsam aufstehen“, hob Arbaces mit einem Blick auf die Unbekannte an. „Noch leide ich von einem Übel, das mich vor kurzem betroffen hat.“

„Mach dir doch keine Mühe, großer Ägypter“, versetzte Julia und suchte ihre Angst unter dem Ausdruck der Schmeichelei zu verstecken; „verzeih einem unglücklichen Mädchen, das Trost bei deiner Weisheit sucht.“

„Tritt näher, schöne Fremde und sprich ohne Furcht oder Rückhalt.“

Julia setzte sich auf einen Stuhl neben den Ägypter und sah sich verwundert in einem Zimmer um, dessen ausgesucht kostbarer Luxus selbst den reichen Schmuck im Haus ihres Vaters übertraf. Nicht ohne Furcht betrachtete sie die Hieroglyphenschriften an den Wänden, die Gesichter der geheimnisvollen Wesen, die sie aus jedem Winkel anschauten — den Dreifuß in einiger Entfernung, und vor allem das ernste, merkwürdige Antlitz des Arbaces selbst. Ein langes, weißes Gewand bedeckte, wie ein Schleier, halb seine schwarzen Locken und floß von da bis auf die Füße hinab, sein Gesicht war durch die Blässe des Krankenlagers noch eindrucksvoller, und die schwarzen, bohrenden Augen schienen den Schleier der Besucherin zu durchdringen und die Geheimnisse ihrer Seele zu erforschen.

„Und was“, fragte er mit leiser, tiefer Stimme, „was, junge Dame, führt dich in das Haus des Fremdlings aus dem Osten?“

„Sein Ruhm.“

„Worin?“ sprach er mit seltsamem, kaum bemerkbarem Lächeln.

„Kannst du fragen, weiser Arbaces? Ist deine Kunst nicht das Stadtgespräch in Pompeji?“

„Einen geringen Teil des Wissens hab' ich allerdings gesammelt, aber wodurch können meine ernsten, blütenlosen Geheimnisse dem Ohr der Schönheit wohlgefällig werden?“

„Ach“, entgegnete Julia, durch den ihr vertrauten Ton der Schmeichelei etwas ermutigt, „flieht nicht der Gram zur Weis-

heit um Abhilfe, und sind nicht die, welche unerwidert lieben, die besonderen Opfer des Grams?“

„Könnte wirklich unerwiderte Liebe das Los einer so schönen Dame sein, deren musterhafte Formen selbst durch die Falten des anmutigen Gewandes erkennbar sind? Laß dich herab, deinen Schleier zu lüften, damit ich sehe, ob dein Antlitz der Lieblichkeit deiner Figur entspricht.“

Nicht ungeneigt, sich zur Schau zu stellen, und in der Hoffnung, sie möchte den Magier für ihr Schicksal interessieren, hob Julia nach kurzem Zaudern den Schleier und enthüllte eine Schönheit, die, wäre nicht soviel Kunst darauf verwendet gewesen, den begierigen Blick des Ägypters allerdings sehr hätte fesseln können.

„Du fragst mich um Rat wegen unglücklicher Liebe“, sagte er. „Wende dein Gesicht dem Undankbaren zu! Welch mächtigeren Liebeszauber könnte ich dir geben?“

„O hör auf mit solchen Schmeicheleien! Ein Liebeszauber eben ist es, um den ich deine Kunst ansprechen wollte!“

„Schöne Unbekannte“, erwiderte Arbaces etwas verächtlich, „Liebeszauber gehören nicht zu den Geheimnissen, die zu erlangen ich die Mitternächte durchwacht habe.“

„Wirklich? Dann verzeih mir, großer Arbaces, und lebe wohl.“

„Halt!“ rief Arbaces, der trotz seiner Leidenschaft für Ione von den Reizen seines Gastes keineswegs unberührt blieb, und, hätte er sich in einem Zustand besserer Gesundheit befunden, wohl versucht hätte, die schöne Julia anders als mit übernatürlichen Künsten zu trösten. „Halt! Obwohl ich, wie ich zugebe, die Zauberei der Liebestränke denen überlassen habe, die mit solchen Kenntnissen ein Gewerbe betreiben, so bin ich doch durchaus nicht so unempfindlich gegen die Schönheit, daß ich in früheren Jahren nicht selbst solche Tränke angewandt hätte. Wenigstens kann ich dir guten Rat erteilen, wenn du aufrichtig gegen mich sein willst. Sag mir denn zuerst, bist du unvermählt, wie deine Kleidung andeutet?“

„Ja.“

„Und möchtest, ohne selbst mit Glücksgütern gesegnet zu sein, einen vermögenden Bewerber anlocken?“

„Ich bin reicher als der, welcher mich verschmählt.“

„Seltsam und immer seltsamer! Und du liebst den, der dich nicht liebt?“

„Ich weiß nicht, ob ich ihn liebe“, erwiderte Julia stolz, „aber ich weiß, daß ich über eine Nebenbuhlerin triumphieren möchte; ich möchte sehen, daß der, welcher mich verwarf, um mich wirbt; sehen, daß die, welche er mir vorzog, von ihm verschmäht wird.“

„Ein natürlicher, dem Weib angemessener Ehrgeiz!“ bemerkte der Ägypter in einem Ton, dem man die Ironie nicht anmerkte. „Aber noch mehr, schöne Dame: willst du mir den Namen deines Geliebten vertrauen? Kann er ein Pompejaner sein und den Reichtum verachten, selbst wenn er blind gegen die Schönheit sein sollte?“

„Er ist aus Athen“, erwiderte Julia mit gesenktem Blick.

„Oh!“ rief der Ägypter ungestüm, und das Blut schoß ihm in die Wangen. „Es gibt nur einen jungen Athener von Stand in Pompeji. Sollte es Glaukus sein, von dem du sprichst?“

„Verrate mich nicht! Das ist wirklich sein Name.“

Der Ägypter sank zurück, starrte unbewußt auf das abgewandte Gesicht der Kaufmannstochter und sprach leise mit sich selbst. Konnte diese Unterredung, in der er bis jetzt bloß sein Spiel getrieben, weil ihm die Leichtgläubigkeit und Eitelkeit seiner Besucherin Spaß machte, konnte sie ihm nicht den Weg zu seiner Rache bahnen?

„Ich sehe, du kannst mir nicht helfen“, sagte Julia, durch sein fortgesetztes Stillschweigen gekränkt. „Bewahre wenigstens mein Geheimnis! Noch einmal, lebe wohl!“

Doch der Ägypter entgegnete ernst und dringlich: „Deine Bitte hat mich gerührt; ich will dir helfen. Höre also: Ich selbst habe mich zu diesen geringeren Künsten nicht herabgelassen, aber ich kenne jemand, der darin erfahren ist. Am Fuß des Vesuvs, keine Meile von der Stadt, wohnt eine mächtige Hexe; im fruchtbaren Tau des Neumonds sucht sie die Kräuter, die die Kraft haben, die Liebe in ewige Fesseln zu schlagen. Ihre Kunst vermag dir den Geliebten zu Füßen zu werfen. Suche sie auf und nenn ihr den Namen des Arbaces; sie fürchtet diesen Namen und wird dir von ihrem kräftigsten Tranke geben.“

„Ach“, erwiderte Julia, „ich kenne nicht den Weg zum Haus derjenigen, von der du sprichst; auch ist es weit für ein Mädchen, das die Wohnung ihres Vaters heimlich verläßt. Die Gegend ist durch wilde Reben verwachsen und gefährlich zu begehen. Einem ganz unbekannten als Führer wag' ich mich nicht

anzuvertrauen — Frauenruf wird leicht befleckt —, und liegt mir auch nichts daran, ob meine Liebe für Glaukus bekannt wird, so möchte ich doch nicht, daß alle Welt erfährt, wenn ich seine Liebe durch Zauberei gewinne.“

„Wär' ich nur drei Tage weiter in meiner Gesundheit“, entgegnete der Ägypter, indem er aufstand und, wie um seine Kraft zu erproben, mit schwachen, unregelmäßigen Schritten durchs Zimmer ging, „so wollt' ich dich selbst begleiten. — Nun, du mußt eben warten.“

„Aber Glaukus heiratet die verhaßte Neapolitanerin so bald.“
„Heiratet?“

„Ja, Anfang nächsten Monats.“

„So bald? Weißt du das sicher?“

„Aus dem Mund ihrer Sklavin.“

„Es soll nicht geschehen!“ rief der Ägypter heftig. „Fürchte nichts; Glaukus soll dein sein! Wie aber kannst du ihm den Trank, wenn er erst in deinem Besitz ist, beibringen?“

„Mein Vater hat ihn, und ich glaube, auch die Neapolitanerin, auf übermorgen zu Tisch geladen, wo ich denn gute Gelegenheit habe, ihm den Trank unterzuschieben.“

„Sei es so!“ versetzte der Ägypter, und in seinen Augen blitzte eine so wilde Freude, daß Julia erschrocken wegblickte.

„Halt denn für morgen abend deine Sänfte bereit; es steht dir doch eine zur Verfügung?“

„Allerdings!“ entgegnete die geldstolze Julia.

„Laß dich in der Sänfte nach diesem Vergnügungsort, eine halbe Stunde von der Stadt bringen, den die Pompejaner wegen seiner vorzüglichen Bäder und hübschen Gärten so gern besuchen. Dorthin kannst du vorgeben, gehe deine Fahrt; dort will ich, und wär' es sterbend, bei der Statue des Silen in dem Wäldchen beim Garten mit dir zusammentreffen und dich dann selbst zu der Hexe führen. Wir müssen aber warten, bis mit dem Abendstern die Hirten zur Ruhe gegangen sind, bis das dunkle Zwielicht uns verbirgt und niemand unseren Weg mehr kreuzt. Geh heim und sei unbesorgt. Beim Hades schwört Arbaces, der Zauberer aus Ägypten, daß Ione sich nie mit Glaukus vermählen soll!“

„Und daß Glaukus der Meine wird?“ setzte Julia hinzu, den unvollständigen Satz ergänzend.

„Du hast es ausgesprochen“, erwiderte Arbaces, und Julia, halb ängstlich über diesen unheimlichen Vorschlag, aber mehr noch

durch Eifersucht und gekränkte Eitelkeit als durch wirkliche Liebe angetrieben, entschloß sich, dem Ägypter Folge zu leisten. Als er wieder allein war, brach Arbaces in folgende Worte aus: „Helle Sterne, die ihr niemals lügt, schon beginnt ihr die Erfüllung eurer Zusage: Glück in der Liebe und Sieg über meine Feinde für die ganze Zukunft meiner glatten Lebensbahn! Eben in der Stunde, wo mein Geist keinen Weg zum Ziel meiner Rache zu finden vermochte, habt ihr mir diese schöne Törin als Führerin gesandt!“ – Er hielt in tiefen Gedanken an. „Ja“, fuhr er dann in ruhigerem Ton fort, „ich selbst hätte ihr das Gift nicht geben können. Gift soll der Liebestrank fürwahr sein! Aber die Spur seines Todes könnte in diesem Fall bis in mein Haus verfolgt werden. Doch die Hexe – ja, sie ist die geeignete, natürliche Vollstreckerin meiner Pläne!“

Er rief einen Sklaven, hieß ihn Julia folgen und sich unter der Hand nach ihrem Namen und Stand erkundigen. Dann trat er in den Portikus. Die Luft war heiter und klar; er aber, tief erfahren in den Zeichen des Wetters, sah an einer einzigen, fern am Gesichtskreis schwebenden Wolke, die der Wind langsam zu bewegen anfang, daß sich in der Ferne ein Sturmwetter sammelte.

„Wie meine Rache!“ sprach er im Hinblicken. „Der Himmel ist klar, aber die Wolke des Verhängnisses naht.“

NEUNTES KAPITEL

Eine Spazierfahrt – Sturm – In der Grotte der Hexe

Die Mittagsglut war allmählich gewichen, als Glaukus und Ione sich auf den Weg machten, die gekühlte, angenehme Luft zu genießen. Damals bedienten sich die Römer verschiedener Arten von Fuhrwerken; eines der gebräuchlichsten bei den reicheren Bürgern, wenn sie bei ihren Fahrten keinen Begleiter wollten, war die schon beschriebene Biga. Der Wagen für Frauen hieß Carpentum und hatte in der Regel nur zwei Räder. Auch gebrauchten die Alten eine Art Sänfte oder großen Tragstuhl, von bequemerer Einrichtung als die der Neuzeit, weil der darin Getragene sich nach Belieben ausstrecken konnte, statt in senk-

rechter, steifer Stellung auf und ab gerüttelt zu werden. Zum Reisen und zu Ausflügen aufs Land diente ein Gefährt, das hinlänglich Platz für drei bis vier Personen bot und ein Dach hatte, das nach Belieben auf und nieder gelassen werden konnte; das Ganze entsprach, so verschieden es auch der Gestalt nach erschien, dem Zweck einer neuzeitlichen Droschke. Ein Fuhrwerk dieser Art nahmen die beiden Liebenden, begleitet nur von einer einzigen Sklavin Iones, zu ihrem Ausflug. Etwa drei Stunden von der Stadt lag damals eine alte Ruine, die Überreste eines Tempels offenbar griechischen Ursprungs. Da Glaukus und Ione alles Griechische anzog, so hatten sie beschlossen, diese Trümmer zu besuchen, und dorthin ging jetzt ihre Fahrt. Der Weg führte zwischen Weingärten und Olivenwäldchen hin, wurde aber allmählich, sich höher und höher am Vesuv hinaufwindend, ziemlich rauh. Langsam und mit Mühe bewegten sich die Maultiere, und bei jeder Öffnung in dem Gehölz erblickten sie die von Strabo beschriebenen grauen, schauerlichen Höhlen in dem dünnen, eingefressenen Gestein, die nunmehr infolge der verschiedenen Veränderungen des Berges durch Zeit und inneres Feuer verschwunden sind. Die Sonne, dem Untergang nahe, warf lange, kräftige Schatten über die Höhen; da und dort vernahm man noch das ländliche Rohr des Hirten aus niederen Beständen von Buchen und wilden Eichen hervor. Mitunter kam den Fahrenden eine jener seidenhaarigen, anmutigen Ziegen mit gewundenem Horn und glänzendem grauem Auge zu Gesicht, wie sie noch immer unter Italiens Himmel an den Hügeln hinauf das junge Laub abästen und uns Virgils Hirtengedichte zurückrufen. Aus den bogenförmigen Ranken, die von Baum zu Baum herabhingen, glühten die Trauben, vom Lächeln des vorgerückten Sommers bereits mit Purpur angehaucht. Über den Fahrenden schwammen lichte Wölkchen im heiteren Himmel und rückten so langsam in der blauen Fläche fort, daß sie sich kaum zu bewegen schienen, während zur Rechten dann und wann die wogenlose See, mit einem leichten Schifflein auf ihrem Spiegel, heraufblitzte und das Sonnenlicht sich über der Tiefe in den zahllosen, sanften Farben brach, die jenem herrlichen Meer eigen sind.

„Wie schön“, sagte Glaukus leise, „ist der Ausdruck, mit dem wir die Erde ‚unsere Mutter‘ nennen. Mit welch freundlicher, treuer Liebe strömt sie ihre Segnungen über ihre Kinder aus.

Selbst dem unfruchtbaren Fleck, dem die Natur Schönheit versagt hat, sucht sie noch ihr Lächeln zuzuwenden, wie der Erdbeerbaum und die Rebe bezeugen, die sich um den spröden, brennenden Boden des erloschenen Vulkans windet. Ach, in solcher Stunde und solcher Umgebung können wir uns wohl vorstellen, das lachende Gesicht des Faunus müsse aus dem grünen Laubgehänge blicken oder wir sollten die Schritte einer Nymphe durch die verschlungenen Labyrinth der Waldwiesen verfolgen. Aber die Nymphen verschwanden, schöne Ione, als du erschaffen wurdest.“

Sie langten bei den Trümmern an; sie prüften sie mit der Liebe, womit wir die geheiligten, heimischen Spuren unserer Väter verfolgen; sie blieben dort, bis der Abendstern am rosigen Himmel erschien; und als sie dann im Zwielflicht zurückkehrten, waren sie stiller als zuvor, denn in der Dämmerung und unter den Gestirnen fühlten sie die gegenseitige Liebe auf eine bedrückendere Weise.

Da fing das Sturmwetter, das der Ägypter vorausgesagt, sichtbar über ihnen heraufzuschleichen an. Zuerst warnte ein leiser, feiner Donner vor dem nahenden Unwetter und rollte dann über den dunklen Schichten gedrängter Wolken rasch dahin. Einige große Tropfen fielen schwer zwischen die Zweige, die halb über den Weg hingen, und gleich darauf zuckte ein rascher, blendender Blitz hart vor den Augen der Reisenden vorüber und war von dem tiefer gewordenen Dunkel wieder verschlungen.

„Schneller! Schneller!“ rief Glaukus. „Der Sturm kommt mit Macht.“

Der Sklave trieb die Maultiere an; rasch ging es über die holperige, steinige Straße; die Wolken wurden dichter, näher und näher tönte der Donner, und in Strömen platschte der Regen herab.

„Ist dir bang?“ flüsterte Glaukus, und nahm das Gewitter als Vorwand, um näher an Ione zu rücken.

„In deiner Nähe nicht“, erwiderte sie sanft.

In diesem Augenblick stieß der leichte Wagen heftig in eine tiefe Radspur, über der ein Baumstamm lag; der Führer trieb die Maultiere mit einem Fluch noch stärker gegen das Hindernis an, das Rad ging aus der Nabe, und das Gefährt schlug plötzlich um.

Glaukus wand sich schnell aus dem Wagen heraus und eilte Ione zu Hilfe, die glücklicherweise unverletzt war. Mit einiger Schwierigkeit richtete man das Fahrzeug wieder auf und fand, daß es auch zum bloßen Obdach gänzlich unbrauchbar geworden war. Die Bänder, die die Decke hielten, waren gerissen, und mächtig schüttete der Regen in das Innere. Was war in dieser Verlegenheit zu tun? Man befand sich noch in ziemlicher Entfernung von der Stadt; kein Haus, keine Hilfe schien nahe.

„Etwa eine Viertelstunde von hier wohnt ein Schmied“, sagte der Sklave, „ich könnte ihn holen, er würde wenigstens das Rad befestigen, aber Jupiter! wie der Regen schlägt! Meine Herrin wird ganz durchnäßt sein, bis ich wiederkomme.“

„Lauf wenigstens hin“, rief Glaukus, „wir müssen uns bis zu deiner Rückkehr, so gut wir können, zu schützen suchen!“

Der Weg war von Bäumen überschattet, unter deren größten Glaukus sich mit Ione stellte. Er suchte, indem er den eigenen Mantel auszog, sie besser gegen den strömenden Regen zu schirmen. Aber der stürzte mit solchem Ungestüm herab, daß er all solche kleinen Hemmnisse durchbrach, und während Glaukus seinem schönen Schützling noch Mut zuflüsterte, traf der Blitz jählings einen der Bäume unmittelbar vor ihnen und spaltete den gewaltigen Stamm unter lautem Krachen entzwei. Dieses furchtbare Erlebnis zeigte ihnen die Gefahr, der sie unter ihrem Obdach ausgesetzt waren, und Glaukus sah sich ängstlich nach einem minder bedenklichen Zufluchtsort um. „Wir sind hier“, sprach er, „auf halber Höhe des Vesuvs; in den rebenbekleideten Felsen muß wohl irgendeine Grotte oder Höhle sein, die uns die entflohenen Nymphen als schirmende Stätte zurückließen, könnten wir sie nur auffinden!“

Er trat unter den Bäumen hervor und entdeckte nach angestrengtem Spähen, daß ein rotes, zitterndes Licht in nicht großer Entfernung durch die zunehmende Finsternis schimmerte. „Das muß vom Herd eines Hirten oder Winzers kommen“, rief er, „es wird uns zu irgendeinem wirtlichen Aufenthalt führen. Willst du hierbleiben, bis ich ... doch nein, das hieße dich der Gefahr aussetzen.“

„Mit Freuden will ich mit dir gehen“, erwiderte Ione. Ione halb führend, halb tragend, schritt Glaukus, während die Sklavin zitternd folgte, dem Licht zu, das jetzt blau und stetig brannte. Endlich war der Weg nicht länger frei, wilde Reben verwirrten

die Schritte und ließen den leitenden Lichtstrahl nur noch undeutlich hindurchflimmern.

Aber stärker und wilder goß der Regen herab, und die Blitze nahmen an Heftigkeit zu. Sie fühlten sich dadurch noch mehr getrieben. Immer dichter verschlangen sich die Reben; das Flämmchen war gänzlich verschwunden, doch zeigte sich ein kleiner Pfad, den sie, bloß die fortwährenden, lang anhaltenden Blitze zu Führern, mit Anstrengung verfolgten. Plötzlich hörte der Guß der Wolken für einen Augenblick auf. Steile, rauhe Klippen von ausgebrannter Lava starrten ihnen entgegen, durch das Wetterlicht, das den dunkeln, gefährlichen Boden erhellte, schauriger hervorgehoben.

Mitunter weilte die zuckende Flamme über den eisgrauen, zum Teil mit altem Moos oder verkrüppelten Bäumen bedeckten Schlackenhaufen, als suche sie umsonst nach einem edleren, ihres Zornes würdigerem Ziel; dann wieder ließ der Blitz diesen ganzen Teil des Schauplatzes in Finsternis und hing wie ein breites Tuch rot über dem tief unten brausenden Ozean, daß seine Wogen von Feuer zu glühen schienen; und so hell war der Strahl, daß er selbst die Umrisse der entfernten Küstenkrümmung, vom ewigen Misenum mit seiner stolzen Stirne bis zum schönen Sorrent und den riesigen Kuppen dahinter, scharf erkennen ließ.

Ratlos und zweifelnd hielten unsere Freunde an, als sie plötzlich, aufs neue von der Finsternis, die zwischen die wilden Blitze hineindunkelte, eingehüllt, ziemlich nah, aber hoch über sich, das geheimnisvolle Licht wieder erblickten. Ein neuer Strahl, der Himmel und Erde rötete, zeigte ihnen die ganze Umgebung; kein Haus befand sich in der Nähe, aber eben wo sie das Licht bemerkt hatten, glaubten sie im Hintergrund einer Höhle den Umriss einer menschlichen Gestalt wahrzunehmen. Abermals kehrte die Finsternis zurück, und das Licht, nicht mehr vom Feuer des Himmels überglänzt, trat wieder hervor. Die Liebenden beschlossen, zu ihm hinaufzusteigen. Sie mußten ihren Weg durch große Felsen, die hier und da von wildem Gebüsch überhangen waren, suchen, aber sie gelangten näher und näher zu der Flamme und standen endlich dem Eingang einer Höhle gegenüber, die augenscheinlich durch mächtige, quer übereinander gefallene Felsbrocken entstanden war. Als sie jedoch in den Schlund hineinblickten, fuhren beide mit abergläubischem Schau-

der zurück. Ein Feuer brannte im Hintergrund – mit einem kleinen Kessel darüber; auf einer hohen dünnen Eisensäule stand eine rohe Lampe; an dem Teil der Wand, wo das Feuer brannte, hing eine Menge Kräuter in mehrfachen Reihen wie zum Trocknen. Ein vor der Flamme liegender Fuchs starrte die Fremdlinge mit seinen hellen, roten Augen an. Sein Haar sträubte sich, und ein leises Knurren stahl sich zwischen den Zähnen hervor. Mitten in der Höhle stand eine Statue aus Ton mit drei Köpfen von seltsamer, phantastischer Art, denn sie wurden von den wirklichen Schädeln eines Hundes, eines Pferdes und eines Bären gebildet. Ein niederer Dreifuß war vor diesem wilden Bild der gefürchteten Hekate aufgestellt.

Nicht aber diese Ausstattung der Grotte war es, was das Blut der Hineinschauenden erstarren ließ, sondern das Gesicht ihrer Bewohnerin. Vor der Flamme, den vollen Widerschein des Lichts auf den Zügen, saß ein Weib von hohem Alter. Die Alte vor ihnen war nicht eigentlich häßlich; im Gegenteil, ihr Antlitz verriet Überreste einer regelmäßigen, wenn auch stolzen und adlerartigen Form. Aber steinerne Augen starrten den Ankömmlingen entgegen – eine Sehkraft, welche den eigenen Blick zu bezaubern drohte – ja, das Bild des Todes trat überzeugend in diesem furchtbaren Gesicht vor sie! Das gläserne, lichtlose Auge, die blauen, eingeschrumpften Lippen, die hohlen Wangen, das erstorbene, schlaffe, blaßgraue Haar, die blaugrüne, gespensterartige Haut: Alles trug Farben und Aussehen des Todes!

„Es ist etwas Totes“, sagte Glaukus.

„Nein, es bewegt sich, es ist ein Geist“, stammelte Ione und drängte sich an die Brust des Atheners.

„Weg, nur weg!“ stieß die Sklavin angstvoll hervor. „Es ist die Vesuvhexe!“

„Wer seid ihr?“ fragte eine hohle, gespenstige Stimme, „und was tut ihr hier?“

Der schreckliche, geisterhafte Ton, der ganz zu dem Gesicht der Sprecherin paßte und eher die Stimme eines körperlosen Wesens als eines Lebenden zu sein schien, hätte Ione fast in die erbarmungslose Wut des Sturmes zurückgeschreckt, Glaukus aber, obwohl nicht ohne böse Vorahnung, zog sie in die Höhle.

„Wir sind vom Gewitter verschlagene Ausflügler aus der Stadt“,

sagte er, „und von diesem Licht hierhergeloct, bitten wir um Obdach und Wärme an deinem Herd.“

Während seiner Worte erhob sich der Fuchs vom Boden und näherte sich den Fremden. Der ganzen Länge nach zeigte er seine weißen Zähne und fuhr in seinem drohenden Knurren in noch bedrohlicherem Ton fort.

„Ruhig, Sklave!“ rief die Hexe.

Beim Ton dieser Stimme legte sich das Tier sogleich nieder, bedeckte das Gesicht mit dem Schweif und behielt nur das wachsame, rege Auge auf die Störer seiner Ruhe geheftet.

„Kommt her ans Feuer, wenn ihr wollt“, fuhr die Alte gegen Glaukus und seine Begleiterinnen fort. „Ich heiße nie etwas Lebendes willkommen, außer Eule, Fuchs, Kröte und Schlange; darum kann ich euch keinen Willkomm bieten, tretet aber ohne Willkommen ans Feuer — wozu Förmlichkeiten?“ Die Sprache, worin sich die Alte an ihre Gäste wandte, war ein seltsames, barbarisches Latein, vermischt mit vielen Wörtern einer älteren, rauheren Mundart. Sie bewegte sich nicht von ihrem Platz, schaute aber steinern zu, als Glaukus Ione den Mantel abnahm, sie sich auf einen Holzbock, den einzigen Sitz, den er zur Hand fand, setzen ließ und mit seinem Atem die Kohlen zu stärkerer Flamme anfachte.

Die Sklavin, durch die Unerschrockenheit ihres Herrn ermutigt, legte gleichfalls ihren langen Umhang ab und stellte sich furchtsam auf die andere Seite des Feuers.

„Ich fürchte, wir stören dich“, sagte Ione begütigend mit ihrer sanften Stimme.

Die Hexe gab keine Antwort; es schien, als sei sie auf einen Augenblick vom Tode erwacht und dann wieder in den ewigen Schlummer zurückgesunken.

„Sagt mir“, fragte sie plötzlich nach einer langen Pause, „seid ihr Bruder und Schwester?“

„Nein“, entgegnete Ione errötend.

„Verheiratet?“

„Auch nicht“, erwiderte Glaukus.

„Hoho, ein Liebespaar! Hahaha!“ Die Hexe lachte so laut und lang, daß die Höhle widerhallte. Iones Herz stand bei dieser befremdenden Lustigkeit still. Glaukus murmelte schnell einen Gegenzauber gegen die schlimme Vorbedeutung, und die Sklavin wurde so blaß wie die Hexe selbst.

„Was lachst du, Alte?“ fragte Glaukus nach Beendigung seines Spruches, etwas streng.

„Hab' ich gelacht?“ fragte die Hexe irr.

„Sie ist kindisch vor Alter“, flüsterte Glaukus, bemerkte aber noch während seiner Worte, wie ihn die Alte boshaft und aufmerksam anstarrte.

„Du lügst!“ rief sie plötzlich.

„Du bist unhöflich gegen Gäste“, gab ihr Glaukus zurück.

„Still! Reize sie nicht, lieber Glaukus!“ flüsterte Ione.

„Ich will dir sagen, warum ich lachte bei der Entdeckung, daß ihr ein Liebespaar seid“, erwiderte das alte Weib. „Weil es für Alte und Verwelkte eine Lust ist, auf junge Herzen wie die eurigen zu blicken und zu wissen, daß die Zeit kommen wird, wo ihr einander anekeln werdet – anekeln, anekeln – hahaha!“ Jetzt war es Ione, die gegen die schlimme Prophezeiung ein Gebet einlegte.

„Dii avertite omen! – Götter, verhütet es!“ sprach sie. „Aber, alte Frau, du weißt wenig von Liebe, sonst würdest du wissen, daß sie nie vergeht.“

„Meint ihr, ich war nicht auch einmal jung?“ fragte die Hexe rasch. „Und bin jetzt alt und häßlich wie ein Totengerippe? Wie die Gestalt, so das Herz.“

Mit diesen Worten sank sie wieder in ein tiefes, furchtbares Schweigen, als ob ihr Leben selbst aufgehört habe.

„Wohnst du schon lange hier?“ fragte Glaukus nach einer Pause, denn er fühlte sich in der schreckhaften Stille beklommen. – „O ja, lang!“

„Es ist ein trauriger Aufenthalt.“

„Ja, das kannst du wohl sagen – die Hölle ist unter uns“, antwortet die Alte und wies mit dem knöchernen Finger auf den Boden: „Und ich will dir ein Geheimnis sagen, – das Dunkel da unten rüstet seinen Zorn gegen euch – euch, die Jungen, Gedankenlosen und Schönen.“

„Du sprichst bloß üble Worte, wie sie sich gegen den Gast nicht ziemen“, entgegnete Glaukus; „ich will lieber den Sturm ertragen als deine Gastlichkeit.“

„Daran tätest du gut. Nur Unglückliche sollten zu mir kommen.“ – „Und warum Unglückliche?“

„Ich bin die Hexe des Berges“, antwortete die Zauberin mit gespenstischem Grinsen. „Mein Gewerbe ist, den Hoffnungslosen

Hoffnung zu geben; für Unbegünstigte in der Liebe habe ich Liebestränke; für den Geizigen Zusagen von Schätzen; für den Zornigen Rachetränke; für Glückliche und Gute habe ich nur, was das Leben selbst bietet – Flüche. Belästige mich nicht weiter.“

Damit sank die grimme Bewohnerin der Höhle in ein so hartnäckiges und verstocktes Schweigen, daß Versuche, sie in ein weiteres Gespräch zu ziehen, fruchtlos blieben.

Sie deutete nicht einmal durch irgendeine Veränderung ihrer verschlossenen, starren Züge an, daß sie noch höre. Glücklicherweise fing das Gewitter nachzulassen an; die Stärke des Regens nahm mehr und mehr ab, ja, endlich teilten sich die Wolken, der Mond brach durch und leuchtete voll und klar in die einsame Höhle hinein. Kaum hatte er je eine Gruppe beschienen, die des Pinsels eines Malers würdiger gewesen wäre.

Die junge, alles überstrahlende Ione an dem herdlosen Feuer sitzend, ihr Geliebter, die Gegenwart der Hexe vergessend, zu ihren Füßen, den Blick zu ihr emporgerichtet und ihr süße Worte zuflüsternd, die bleiche, angstvolle Sklavin in einiger Entfernung – und die gespensterhafte Hexe, mit totenähnlichem Auge vor sich hinstarrend. Aber heiter und furchtlos – solche Macht hat die Nähe des geliebten Herzens – schienen die schönen Gestalten, Geschöpfe einer anderen Welt, in dieser nächtigen, gottverlassenen Höhle mit dem düsteren seltsamen Zubehör. Der Fuchs bewachte sie aus seinem Winkel mit scharfem Auge, und als sich Glaukus nun der Hexe zuwandte, bemerkte er plötzlich unter ihrem Sitz den funkelnden Blick und aufgeblähten Kopf einer großen Schlange. Vielleicht hatte die lebhafteste Farbe seines über Iones Schultern geworfenen Mantels das scheußliche Tier gereizt. Es richtete sich auf, als bereite es sich drohend zu einem Sprung gegen Ione. Glaukus griff rasch nach einem halbverbrannten Holzsplitter im Feuer; erobert über diese Bewegung schoß die Schlange heran und richtete sich unter lautem Gezisch wieder drohend auf.

„Hexe!“ rief Glaukus, „rufe dein Tier zurück oder du siehst es tot zu deinen Füßen.“

„Es hat kein Gift mehr“, erwiderte die Hexe, durch diese Drohung aufgeschreckt. Aber ehe sie ausgesprochen hatte, war die Schlange auf Glaukus zugeschnellt. Behend und wachsam sprang der gelenkige Grieche leicht auf die Seite und führte einen so

gewandten, kräftigen Streich auf den Kopf des Ungetüms, daß es zu Boden fiel und sich in der Asche hin und her krümmte. Die Hexe fuhr auf und stand Glaukus mit einem Gesicht gegenüber, wie die grimmigste Furie, so feindselig und zornerfüllt war es, wobei es selbst in der größten Furchtbarkeit noch Spuren einer schönen Form behielt und gänzlich frei von jenen grotesken Zügen blieb, mit denen die Einbildungskraft des Nordens den Schrecken auszudrücken gesucht hat. Mit langsamer, fester Stimme, die dem Ausdruck ihres Gesichtes nicht entsprach, so beherrscht und ruhig klang sie, sprach sie jetzt: „Du hast Schutz unter meinem Dach und Labung an meinem Herd genossen – du hast mir Böses für Gutes zurückgegeben – hast das Wesen, das mich liebte und mein war, ja noch mehr, das Geschöpf, das vor allen anderen den Göttern geweiht ist und von den Menschen für verehrungswürdig gehalten wird, geschlagen und vielleicht getötet. Höre jetzt deine Bestrafung: Beim Mond, dem Beschützer der Zauberinnen, beim Orkus, dem Sammler der Rache, verfluch ich dich, und du bist verflucht! Möge deine Liebe verdorren, möge dein Name geschändet werden, mögen die Unterirdischen ihr Mal auf dich drücken, möge dein Herz verwelken und verbrennen, möge deine letzte Stunde dir die Prophetenstimme der Vesuvhexe zurückrufen. Und du“, setzte sie hinzu, indem sie sich grimmig gegen Ione wandte und ihren rechten Arm erhob – aber Glaukus unterbrach ihre Rede ungestüm. „Hexe“, rief er, „schweig still! Mich hast du verflucht, doch ich vertraue mich den Göttern – ich trotze dir und verachte dich. Aber sprich nur ein Wort gegen dies Mädchen, und ich verwandle den Fluch auf deinen gräßlichen Lippen zu deinem Todesröcheln; hüte dich!“ „Ich bin fertig!“ erwiderte die Hexe und lachte wild. „Denn mit deinem Schicksal ist auch die, welche dich liebt, verflucht. Und das um so gewisser, als ich sie deinen Namen aussprechen hörte. Nun weiß ich, durch welches Wort ich dich der Rache der Dämonen ausliefern kann. Glaukus, du bist deinem Schicksal verfallen!“ – Damit wandte sie sich von ihren Besuchern ab, kniete neben ihren verwundeten Liebling nieder, hob ihn aus der Asche auf und kehrte jenen das Gesicht nicht mehr zu. „O Glaukus!“ sagte Ione heftig erschrocken, „was haben wir getan? – laß uns schnell hier fortgehen! – Der Sturm hat aufgehört. Gute Wirtin, verzeih ihm, wiederrufe deine Worte – er wollte

sich ja bloß verteidigen. – Empfange diese Friedensgabe und nimm das Gesagte zurück.“ Damit bückte sie sich und legte ihre Börse in den Schoß der Hexe.

„Weg!“ rief diese bitter. „Weg! Den einmal ausgesprochenen Fluch können nur die Parzen wieder lösen – weg!“

„Komm, Geliebte“, rief Glaukus drängend. „Glaubst du, die Götter über oder unter uns hören das ohnmächtige Toben des Wahnsinns? – Komm!“

Lang und laut warf der Widerhall der Höhle das grimmige Gelächter der Hexe zurück. Zu einer weiteren Antwort ließ sie sich nicht herab.

Die Liebenden atmeten freier, als sie in die offene Luft kamen; aber die Szene, die sie erlebt hatten, die Worte und das Gelächter der Hexe haften noch furchterregend in Iones Seele, und selbst Glaukus vermochte den Eindruck nicht gleich gänzlich abzuschütteln.

Der Sturm hatte sich gelegt; nur hie und da rollte noch ein leiser Donner fern durch die dunkleren Wolken, oder ein Blitzstrahl bäumte sich für einen kurzen Augenblick gegen die Alleinherrschaft des Mondes auf. Mit einiger Mühe gewannen sie die Straße wieder, wo sie den Wagen zur Heimfahrt bereits leidlich hergestellt fanden, während der Lenker laut den Herkules um ein Zeichen anrief, wohin seine Herrin verschwunden sei.

Vergebens suchte Glaukus die erschöpfte Ione wieder aufzuheitern, und fast ebenso fruchtlos mühte er sich selbst, die gewöhnliche Elastizität und Heiterkeit der Stimmung wiederzugewinnen. Sie langten bald vor dem Stadttor an. Als es sich ihnen öffnete, sperrte eine kleine, von Slaven getragene Sänfte den Weg.

„Es ist zu spät, um ausgelassen zu werden!“ rief die Wache dem Inhaber der Sänfte zu.

„Nicht doch“, entgegnete eine Stimme, bei deren Ton die Liebenden zusammenfuhren; sie war ihnen wohlbekannt.

„Ich muß nach der Villa des Markus Polybios und komme in kurzer Zeit zurück. Ich bin Arbaces der Ägypter.“

Die Bedenken der Wache waren behoben, und die Sänfte zog hart am Gefährt der Liebenden vorüber.

„Arbaces zu dieser Stunde! Überdies wohl kaum von seiner Wunde genesen – wohin und wozu kann er die Stadt verlassen?“ fragte Glaukus.

„Ach“, erwiderte Ione und brach in Tränen aus, „mir drängt

sich mehr und mehr das Vorgefühl eines Unglücks auf. Erhaltet uns, o Götter! Oder wenigstens“, setzte sie im Innern hinzu, „erhaltet meinen Glaukus!“

ZEHNTES KAPITEL

Der Herr des flammenden Gürtels und seine Dienerin. Das Schicksal schreibt seine Prophezeiung in roten Buchstaben, aber wer liest sie?

Arbaces hatte nur auf das Aufhören des Sturmes gewartet, um unter dem Schutze der Nacht die Vesuvhexe zu suchen. Von besonders vertrauten Sklaven getragen, die ihn bei jedem geheimen Unternehmen bedienten, lag er auf der Sänfte ausgestreckt, und seine hitzige Phantasie gab sich bereits dem Traum gestillter Rache und befriedigter Liebe hin. Auf einem so kurzen Weg kamen die Sklaven nicht viel langsamer voran, als Maultiere im gewöhnlichen Schritt, und bald langte Arbaces am Anfang eines schmalen Fußpfades an, den Glaukus und Ione unglücklicherweise nicht entdeckt hatten. Dieser Weg führte am Rand des Rebendickichts hin, gerade nach der Wohnung der Hexe. Der Ägypter ließ die Sänfte halten, befahl seinen Leuten, sich mit ihr unter dem Weinlaub vor etwa Vorüberkommenden verborgen zu halten, und stieg dann allein, die noch schwachen Schritte durch einen langen Stab gestützt, an dem öden, schroffen Abhang empor.

Kein Regentropfen fiel vom ruhigen Himmel; nur von dem schweren Rebenlaub tropfte es noch traurig herab und sammelte sich hie und da zu einer kleinen Pfütze in den Spalten und Rissen des felsigen Weges.

Seltsames Verlangen, dachte Arbaces, das einen Philosophen wie mich, der sich eben vom Rande des Todes erhoben hat und sich, wenn er gesund ist, zwischen den üppigsten Rosen betten kann, auf solche nächtliche Pfade führt; aber wenn Liebe und Rache ihrem Ziele zuschreiten, so können sie aus einem Tartarus ein Elysium machen.

Hoch, klar und schwermütig schien der Mond auf die Bahn des dunklen Wanderers, von jedem kleinen Wasserspiegel zurück-

geworfen und dämmerig auf dem Berghang schlafend. Arbaces sah dasselbe Licht vor sich, das die Schritte der Liebenden geleitet hatte, die seine Opfer werden sollten. Aber da jetzt keine schwarzen Wolken die Nacht verfinsterten, so schien die rote Flamme minder hell.

Vor dem Eingang der Höhle hielt er an, um Atem zu schöpfen, und trat dann mit der gewohnten festen, stolzen Haltung über die unheilige Schwelle.

Der Fuchs sprang beim Eintritt des neuen Ankömmlings auf und kündete seiner Herrin durch ein langes Geheul den neuen Besuch an.

Die Hexe hatte ihren Sitz wieder eingenommen, und wieder drückte ihr Gesicht jene grimmige Grabesruhe aus. Zu ihren Füßen lag die verwundete Schlange auf einer Streu von trockenen Kräutern, die sie halb bedeckten; das scharfe Auge des Ägypters bemerkte jedoch sogleich, wie ihre Schuppen im Widerschein des Feuers glänzten und sie in Schmerz und ungestillter Wut ihre Ringe bald zusammenzog, bald dehnte.

„Nieder, Sklave!“ rief die Hexe wie zuvor dem Fuchs zu, und wie zuvor legte sich das Tier auf den Boden – stumm, aber wachsam.

„Auf, Dienerin der Nacht und der Unterwelt“, sagte Arbaces gebieterisch, „ein Höherer in deiner Kunst begrüßt dich! Auf und nenn ihn willkommen!“

Bei diesen Worten wandte die Hexe ihren Blick auf die hohe Gestalt und die dunklen Züge des Ägypters. Lang und fest sah sie ihn an, wie er in seiner morgenländischen Tracht, mit gekreuzten Armen und in unerschütterter, hoheitsvoller Haltung vor ihr stand.

„Wer bist du“, fragte sie endlich, „der sich größer nennt in der Kunst als die Hexe der brennenden Gefilde und die Tochter des untergegangenen etruskischen Geschlechts?“

„Ich bin der“, antwortete Arbaces, „von welchem alle Meister der Magie von Nord bis Süd, von Ost bis West, vom Ganges und Nil bis zu den Tälern Thessaliens und den Ufern des gelben Tibers in Demut gelernt haben.“

„Es gibt nur einen solchen Mann in diesem Land“, versetzte die Hexe, „den die Menschen der äußeren Welt, unkundig seiner höheren Eigenschaften und seines geheimen Rufes Arbaces den Ägypter nennen; uns aber, Geister von höherer Natur und

tieferem Wissen, lautet sein rechtmäßiger Name: Hermes vom flammenden Gürtel.“

„Sieh mich noch einmal an“, erwiderte Arbaces, „ich bin dieser Mann.“

Mit diesen Worten schlug er den Mantel auseinander und ließ einen Gürtel sehen, der wie von Feuer glühte und in der Mitte von einer Platte zusammengehalten wurde, in die ein scheinbar willkürliches Zeichen eingegraben stand, das jedoch der Hexe augenscheinlich bekannt war.

Hastig sprang sie auf und warf sich ihm zu Füßen. „So hab ich denn“, sprach sie mit dem Ton tiefer Unterwürfigkeit, „den Herrn des mächtigen Gürtels gesehen: – empfange meine Huldigung.“ – „Steh auf“, sagte der Ägypter, „ich brauche dich.“

Damit setzte er sich auf denselben Holzblock, auf dem zuvor Ione geruht hatte, und winkte der Hexe, ihren Platz wieder einzunehmen.

„Du sagst“, sprach er dann, „du seist eine Tochter der alten etruskischen Stämme, deren felsenerbaute Städte noch jetzt mit ihren mächtigen Mauern auf das Räubervolk herabzürnen, das in ihre alte Herrschaft eingegriffen hat. Jene Stämme kamen teils aus Griechenland, teils waren sie Flüchtlinge aus einem glühenderen, älteren Boden. In beiden Fällen bist du ägyptischer Abkunft; denn die Überwältiger der Ureinwohner Griechenlands gehörten zu den unruhigen Kindern, die der Nil aus seinem Schoß verbannte. Auf jede Weise also stammst du von Vätern ab, die den meinigen Gehorsam geschworen haben. Durch deine Geburt wie durch deine Wissenschaft bist du die Untertanin des Arbaces. Höre denn und willfahre mir.“

Die Hexe neigte das Haupt.

„So groß unsere Kunst in der Zauberei auch ist“, fuhr Arbaces fort, „sind wir doch zuweilen zur Erreichung unserer Zwecke zu natürlichen Mitteln genötigt. Der Ring und der Kristall, die Asche und das Kraut geben keine unfehlbaren Aussprüche über die Zukunft, und selbst die höheren Geheimnisse des Mondes entheben den Herrn des Gürtels nicht von der Notwendigkeit, mitunter menschliche Wege zu einem menschlichen Ziel einzuschlagen. Höre mich also: du bist, soviel ich weiß, in der Kunde der tödlichen Kräuter sehr erfahren. Du kennst diejenigen, welche das Leben anhalten, welche die Seele durch glühendes Versengen aus ihrer Festung treiben, oder die Kanäle des jungen Blutes zu

solchem Eis erstarren lassen, das keine Sonne zu schmelzen vermag. Überschätze ich deine Kunst? Sprich die Wahrheit!“

„Mächtiger Hermes, dies ist wirklich meine Wissenschaft. Wirf einen Blick auf meine geisterhaften, totenähnlichen Züge; die Lebensfarben sind ihnen abgewelkt, bloß weil ich über den giftigen Kräutern wache, die Tag und Nacht in jenem Kessel schmoren.“

Bei diesen Worten rückte der Ägypter weiter von einer so unheiligen oder jedenfalls ungesunden Nachbarschaft ab.

„Es ist gut“, sprach er; „du hast die Vorschrift zu allem tieferen Wissen gelernt, die da sagt: Verachte den Leib, um den Geist weise zu machen. Aber nun zu deiner Aufgabe! Mit den Sternen der morgigen Nacht wird ein eitles Mädchen zu dir kommen, die deine Kunst um einen Liebeszauber ansprechen wird, damit Augen, die nur zu den ihrigen reden sollten, von einer anderen abgezogen werden. Statt des Liebestrankes gib dem Mädchen eines deiner tödlichsten Gifte. Der Liebhaber möge seine Schwüre den Schatten darbringen.“

Die Hexe zitterte von Kopf zu Fuß.

„Verzeihung, Verzeihung, furchtbarer Meister“, sprach sie mit wankender Stimme, „aber so etwas wag’ ich nicht; das Gesetz in diesen Städten ist streng und wachsam, man wird mich fassen und töten.“

„Wozu dann deine Kräuter und deine Tränke, eitle Zauberin?“ fragte Arbaces höhnisch.

Die Hexe bedeckte ihr grauenhaftes Gesicht mit den Händen.

„Ach, vor Jahren“, sprach sie mit einer Stimme, die, sanft und klagend, von ihrem gewöhnlichen Ton ganz verschieden war, „war ich nicht das Wesen, das ich jetzt bin. – Ich liebte und glaubte mich geliebt.“

„Und was hat deine Liebe mit meinem Befehl zu tun, Hexe?“ fragte Arbaces gebieterisch.

„Geduld!“ erwiderte sie. „Ich flehe dich an, Geduld! Ich liebte! Eine andere, eine minder Schöne als ich – ja, bei der Nemesis, eine minder Schöne – lockte meinen Erkorenen von mir ab. Ich gehöre zu jenem etruskischen Stamm, welcher der kundigste von allen in der schwarzen Magie war. Meine Mutter selbst war eine Zauberin, sie teilte meinen Schmerz, aus ihren Händen empfing ich den Trank, der mir seine Liebe zurückführen sollte, und von ihr auch das Gift für meine Nebenbuhlerin. Zermalmte mich, ihr

grauen Felsen! Meine zitternden Hände verwechselten das Getränk: Wohl fiel mir mein Geliebter zu Füßen, aber tot, tot! Was ist seitdem das Leben für mich gewesen? Ich wurde plötzlich alt. Ich weihte mich den Zauberkünsten meines Volkes; seit jener Zeit quäle ich mich mit einem unwiderstehlichen Antriebe zu furchtbarer Strafe. Fort und fort such' ich die verderblichen Kräuter; fort und fort koch' ich das Gift; fort und fort stell' ich mir vor, ich gäbe es meiner verhaßten Nebenbuhlerin; fort und fort gieß' ich es in das Gefäß; fort und fort glaub' ich, es werde ihre Schönheit zu Staub versengen; fort und fort wach' ich dann auf und sehe den zitternden Körper, die schäumenden Lippen, die starren Augen meines Aulus – seh' ihn ermordet, und durch mich!“ Die abgemagerte Gestalt der Hexe bebte unter heftigem Schluchzen.

Überrascht und fast verächtlich sah sie der Ägypter an. – Auch dieses verwelkte Wesen hat noch menschliche Empfindungen, dachte er; noch immer kauert sie über der Asche desselben Feuers, das den Arbaces verzehrt; – so sind wir alle! Geheimnisvoll ist das Band dieser sterblichen Leidenschaften, das den Größten mit den Geringsten verbindet.

Er gab keine Antwort, bis die Alte sich etwas erholt hatte. Endlich saß sie, obwohl noch immer hin und her nickend, wieder ruhiger, die verglasten Augen auf das Feuer gerichtet und große Tränen auf den bleichen Wangen.

„Wirklich eine traurige Geschichte“, sagte er, „aber dergleichen Empfindungen ziemen nur der Jugend; das Alter sollte unsere Herzen gegen alles, was wir nicht selbst sind, verhärten. Wie jedes Jahr neue Schuppen um das Schaltier legt, sollte jedes Jahr das Herz ummauern und einkrusten. Denke nicht mehr an diese Jugendtorheiten und höre wieder auf mich! Bei der Rache, die auch dir teuer war, befehl' ich dir, mir zu gehorchen! Um der Rache willen hab' ich dich aufgesucht! Dieser Knabe, den ich mir aus dem Weg räumen will, ist meinen Plänen entgegengetreten – trotz meiner Zauberkunst; dies Ding aus Purpur und Stickerei – aus Lächeln und lockenden Blicken – ohne Seele und Geist – mit keinem Reiz als seiner Schönheit – verflucht sei es! – dies Insekt – dieser Glaukus – ich sage dir beim Orkus und bei der Nemesis, er muß sterben!“

Mit jedem Wort hatte der Ägypter seinen Grimm gesteigert und ging jetzt, seine Schwäche, seine seltsame Gefährtin vergessend,

vergessend alles außer seinem Rachedurst, mit großen, schnellen Schritten durch die düstere Höhle.

„Glaukus sagst du, mächtiger Herr?“ fragte plötzlich die Hexe, und ihr dämmeriges Auge glühte bei diesem Namen von der ganzen grimmigen Rachsucht, die selbst die kleinste Beleidigung bei einsiedlerischen, von der Welt gemiedenen Menschen so leicht erregt.

„Ja, so heißt er; aber was kümmert dich der Name? Nach drei Tagen von heut an soll er keinem Lebenden mehr zugehören!“

„Höre mich!“ rief die Hexe aus einem kurzen Nachsinnen auf-fahrend, in das sie nach den letzten Worten des Ägypters gesunken war. „Höre mich! Ich bin dein Geschöpf und deine Sklavin, schone mich! Geb’ ich dem Mädchen, von dem du sprichst, etwas, was das Leben des Glaukus zerstört, so werde ich gewiß entdeckt; der Tod findet stets seine Rächer. Ja du selbst, furchtbarer Mann, wenn dein Besuch bei mir ruchbar wird und dein Haß gegen Glaukus bekannt ist, möchtest wohl deiner stärksten Zauberkunst bedürfen, um dich zu schützen.“

Jetzt erst trat die Gefahr, die Arbaces bei seinem Racheplan für sich selbst lief, vor seinen sonst so behutsamen, wachen Verstand, ein Beweis für die Blindheit, mit der die Leidenschaft die Augen selbst der Scharfsinnigsten schlägt.

„Aber“, fuhr die Hexe fort, „wenn ich nicht das, was das Herz in seinem Gang anhält, sondern das gebe, was das Hirn sengt und verbrennt – was den, der es trinkt, unfähig für alle Anforderungen des Lebens macht – zu einem verworfenem, tobenden, umnachteten Wesen macht – wenn ich ihm gebe, was den Verstand zum Wahnsinn, die Jugend zum kindischen Alter verwandelt – ist dann nicht deine Rache ebenso befriedigt, dein Zweck ebensogut erreicht?“

„O Hexe! Nicht länger die Dienerin, sondern die Schwester des Arbaces! Wieviel schärfer als der unsrige ist doch Weiberwitz, selbst in der Rache! Wieviel schrecklicher als der Tod ist ein solches Los!“

Indem sie ihren scheußlichen Plan näher ins Auge faßte, fuhr die Hexe fort: „Dabei ist nur wenig Gefahr, denn unser Opfer kann auf tausenderlei Art, der keinem Menschen nachzuspüren einfällt, wahnsinnig geworden sein. Da ist er etwa in den Weinbergen gewesen und hat eine Nymphe gesehen – oder der Wein selbst hat auf ihn diese Wirkung hervorgebracht! – Hahaha!

Man untersucht dergleichen Dinge, in welchen die Götter die Hand im Spiel gehabt haben können, nie allzu genau. Und laß das Schlimmste geschehen — laß bekannt werden, daß ein Liebeszauber diese Folgen gehabt hat, so ist ja Verrücktheit eine gewöhnliche Wirkung dieser Tränke, und selbst die Schöne, die ihn gereicht hat, wird aus diesem Grund Entschuldigung finden. Mächtiger Hermes, hab' ich dir klug geraten?“

„Du sollst dafür zwanzig Jahre länger leben“, erwiderte Arbaces, „ich will das Zeitmaß deines Schicksals von neuem ins Angesicht der bleichen Sterne schreiben; nicht umsonst sollst du dem Herrn des flammenden Gürtels gedient haben. Und hier, Zauberin, grabe dir mit diesen goldenen Werkzeugen eine wärmere Zelle in dieser traurigen Höhle! — eine einzige Dienstleistung für mich soll soviel wie tausend Prophezeiungen wert sein, die du den staunenden Bauern aus Sieb und Schere verkündigst!“

Mit diesen Worten warf er eine schwere Börse auf den Boden. Der Klang schlug nicht unangenehm ans Ohr der Hexe, der es gefiel, Mittel zum Kauf der Bequemlichkeiten zu besitzen, die sie doch verachtete.

„Lebe wohl“, sprach Arbaces, „halt Wort; kein Schlaf komme über dich, bis du den Trank gebraut hast. — Du wirst den ersten Platz unter deinen Schwestern am Walnußbaum einnehmen, wenn du ihnen sagst, Hermes der Ägypter sei dein Gönner und Freund. Morgen Nacht sehen wir uns wieder.“

Er wartete nicht auf den Dank der Alten; mit schnellem Schritt trat er in die mondhelle Nacht hinaus und eilte den Berg hinab. Die Hexe, die ihm bis zur Schwelle nachgefolgt war, stand lange am Eingang der Höhle, den Blick dem Verschwindenden nachsendend. Wie das bleiche Mondlicht auf ihre dunkle Gestalt und ihr totenähnliches, aus den unheimlichen Felsen hervorschauendes Gesicht niederströmte, schien es, als sei ein Wesen, das wirklich übernatürliche Zauberkraft besitze, aus dem furchtbaren Orkus entwichen, und die Vorderste in der Geisterschar stehe an den schwarzen Toren der Unterwelt und rufe den Flüchtling zur Rückkehr oder seufze umsonst danach, sich ihm beigesellen zu dürfen. Langsam trat sie wieder in die Höhle, hob stöhnend die schwere Börse auf, ergriff die Lampe und schritt nach dem entferntesten Winkel ihrer Zelle. Ein schwarzer Gang, der erst, wenn man ganz nah vor ihm stand, sichtbar wurde, da

ihn überhängende Felsen von allen Seiten einschlossen, starrte sie an. Sie ging mehrere Schritte auf diesen düsteren Weg, der sich allmählich abwärts senkte, als führe er in die Eingeweide der Erde; endlich hob sie einen Stein auf und legte ihren Schatz in ein Loch darunter, das, wie sich beim Schein des Lampenlichts zeigte, bereits Münzen von verschiedenem Wert enthielt; den Zoll der Leichtgläubigkeit oder Dankbarkeit ihrer Besucher.

„Ich seh’ euch gern“, redete sie die Goldstücke an, „denn bei eurem Anblick fühl’ ich, daß ich wirklich eine Macht besitze. Und ich soll zwanzig Jahre länger leben, um diesen Vorrat anwachsen zu lassen! O großer Hermes!“

Sie legte den Stein wieder auf die Öffnung, verfolgte ihren Pfad noch einige Schritte weiter und blieb dann vor einer tiefen, unregelmäßigen Spalte im Boden stehen. Hier beugte sie sich nieder und vernahm seltsam rollende Töne in der Ferne; zugleich drangen von Zeit zu Zeit unter lautem Gezisch, als würde Stahl auf dem Rade geschliffen, Wolken von dunklem Rauch hervor und zogen in wirbelnden Kreisen durch den Höhlengang.

„Die Geister sind geschäftiger als gewöhnlich“, sagte die Hexe und schüttelte die grauen Locken. Indem sie in die Kluft hinabsah, bemerkte sie weit unten den Schimmer eines langen Lichtstreifens von einem heißen, dunklen Rot.

„Seltsam“, sprach sie zurückschauernd, „erst seit zwei Tagen zeigt sich dieses dumpfe, tiefe Licht — was mag es bedeuten?“

Der Fuchs, der seiner Gebieterin nachgefolgt war, stieß ein furchtsames Geheul aus und rannte mit eingezogenem Schweif in die Höhle zurück. Ein kalter Schauer ergriff die Hexe. Wenn sich keine erklärbare Ursache dafür zeigte, war solches Heulen eines Tieres nach dem Aberglauben der damaligen Zeit höchst unheilbringend.

Sie murmelte ihren besänftigenden Zauber und wankte in die Höhle zurück, wo sie sich, inmitten ihrer Kräuter und Beschwörungen, anschickte, den Befehlen des Ägypters nachzukommen.

„Er nannte mich eine wahnsinnige Alte“, sprach sie, als der Rauch aus dem zischenden Kessel emporstieg. „Wenn der Kiefer herabsinkt und die Zähne ausfallen und das Herz kaum noch schlägt, so ist es etwas Erbärmliches um den Wahnsinn; aber“, setzte sie mit wildem, schadenfrohem Grinsen hinzu, „wenn die Jungen, Schönen, Kräftigen plötzlich zum Blödsinn hinabgestoßen werden — ja, das ist furchtbar! Brenne, Flamme, koche

Kraut, dörre Kröte, ich habe ihn verflucht, und verflucht soll er sein!“

In dieser Nacht, in der Stunde der dunklen, frevelhaften Unterredung zwischen Arbaces und der Zauberin, wurde Apäcides getauft.

ELFTES KAPITEL

Das Netz ist geknüpft, aber es gerät in andere Hände

„Und so hast du den Mut, Julia, die Vesuvhexe heute abend zu besuchen, und das noch in Gesellschaft dieses furchtbaren Mannes?“

„Wie, Nydia“, erwiderte Julia erschrocken, „glaubst du, es sei wirklich etwas dabei zu fürchten? Diese alten Hexen mit ihren Zauberspiegeln, ihrem gerüttelten Sieb und ihren im Mondschein gesammelten Kräutern sind, denk’ ich, nur listige Betrügerinnen, die vielleicht nichts verstehen als eben die Bereitung des Mittels, um dessentwillen ich mich an ihre Kunst wende, ein Geheimnis, das sie wohl nur einer besonderen Kenntniss der Kräuter verdanken. Was hätt’ ich also zu fürchten?“

„Fürchtest du deinen Begleiter nicht?“

„Den Arbaces? Bei der Diana! Kein Liebhaber war je so wohl-erzogen wie dieser Zauberer! Und wär’ er nicht so schwarz, so wär’ er sogar hübsch!“

Trotz ihrer Blindheit besaß Nydia genug Scharfsinn, um zu durchschauen, daß Julias Gemüt von den Aufmerksamkeiten des Arbaces keineswegs abgestoßen wurde. Sie riet ihr daher nicht länger ab, hegte aber im aufgeregten Herzen den immer heftiger werdenden Wunsch, zu erfahren, ob wirklich eine magische Kraft Liebe an Liebe fesseln könne.

„Laß mich mit dir gehen, Julia“, sprach sie endlich. „Meine Gegenwart ist zwar kein Schutz, aber ich wäre gern bei dir, bis alles in Ordnung ist.“

„Dein Angebot gefällt mir sehr“, erwiderte Diomedes Tochter. „Aber wie fängst du das an? – Wir können erst spät zurückkommen; man wird dich vermissen.“

„Ione ist nachsichtig“, entgegnete Nydia. „Wenn du mir erlaubst, unter deinem Dach zu schlafen, so will ich sagen, du,

meine frühere Gönnerin und Freundin, hättest mich eingeladen, den Tag bei dir zuzubringen und dir meine thessalischen Lieder vorzusingen; ihre Gefälligkeit wird dir eine so geringe Bitte nicht abschlagen.“

„Nein, bitte du für dich selbst!“ sagte die stolze Julia; „ich lasse mich nicht herab, bei dieser Dame um eine Gunst zu bitten.“

„Gut, ich will dich jetzt verlassen und meine Bitte vorbringen, die mir sicher gern gewährt wird, und in kurzer Zeit zurückkehren.“

„Tu das! Dein Bett soll in meinem eigenen Zimmer bereitet werden.“

Auf ihrem Weg zu Ione begegnete Nydia dem Wagen des Glaukus. Seine feurigen Rosse zogen den Blick der vollgedrängten Straße auf sich.

Freundlich hielt er einen Moment an, um mit dem Blumenmädchen zu sprechen.

„Siehe da! Blühend wie deine Rosen, meine hübsche Nydia! Und wie befindet sich deine Herrin? – Hoffentlich ganz erholt von dem gestrigen Ungewitter?“

„Ich habe sie heute noch nicht gesprochen, aber . . .“

„Aber was? Tritt weiter zurück, du kommst den Pferden zu nahe.“

„Aber glaubst du, Ione werde mir erlauben, den Tag bei Julia, der Tochter Diomedes, zuzubringen?“

Diese wünscht es und war gütig gegen mich, als ich nur wenig Freunde hatte.“

„Mögen die Götter dein dankbares Herz segnen! Ich nehme die Erlaubnis auf mich.“

„Dann darf ich wohl die Nacht über ausbleiben und erst morgen zurückkehren?“ fragte Nydia, von dem Lob erschrocken, das sie so wenig verdiente.

„Wie es dir und der schönen Julia gefällt. Empfehl mich ihr; und noch eins, Nydia: wenn du sie sprechen hörst, so merke auf den Unterschied ihrer Stimme gegen den Silberton Iones! Lebe wohl.“ –

Völlig erholt von den Erlebnissen der vergangenen Nacht, die Locken im Wind wehend, das freudige Herz hoch aufschlagend bei jedem Sprung seiner parthischen Rosse, ein wahres Bild des Gottes seines Vaterlandes, voller Jugend und Liebe, fuhr Glaukus in raschem Trab zur Herrin seiner Seele.

Als der Abend dunkelte, ließ sich Julia in ihrer Sänfte, die groß genug war, um auch Nydia Raum zu geben, nach den von Arbaces bezeichneten Bädern vor der Stadt tragen. Leichtsinnig wie sie von Natur war, verspürte sie keine Angst, sondern angenehme Aufregung, und vor allem begeisterte sie der Gedanke an ihren bevorstehenden Triumph über die verhaßte Nebenbuhlerin.

Eine kleine heitere Gruppe stand vor dem Tor der Villa, als die Sänfte zu dem besonderen Eingang der Frauenbäder getragen wurde.

„Soviel ich in der Dämmerung unterscheiden kann“, bemerkte einer aus der Gesellschaft, „sind dies die Sklaven Diomedes.“

„Jawohl, Clodius“, erwiderte Sallust; „wahrscheinlich ist es die Sänfte seiner Tochter Julia. Sie ist reich, mein Freund; warum machst du ihr keinen Antrag?“

„Je nun, ich dachte einmal, Glaukus würde sie heiraten. Sie verbirgt ihre Neigung nicht, und da er hoch und unglücklich spielt — —?“

„So würden die Sestertien auf dich übergegangen sein, weiser Clodius. Eine Frau ist etwas recht Gutes, wenn sie einem anderen gehört!“

„Aber da Glaukus, wie ich höre, daran ist, sich mit der Neapolitanerin zu vermählen, so muß ich selbst mein Glück bei der Verstoßenen versuchen. Wenigstens wird Hymens Lampe vergoldet sein und der Leuchter für den Geruch der Flamme entschädigen. Nur dagegen tu' ich Einspruch, Sallust, daß Diomed dich zum Verwalter des Vermögens seiner Tochter macht.“

„Ha, ha, ha! Gehen wir hinein, Wein und Kränze warten unser.“ Julia trat mit Nydia in die Bäder, lehnte jedoch die angebotenen Dienste der Aufwärterinnen ab und begab sich durch eine Seitentür in den hinten gelegenen Garten.

„Gewiß ein Rendezvous“, bemerkte eine der Sklavinnen.

„Was geht das dich an?“ sagte die Aufseherin streng. „Sie zahlt für ein Bad und verschwendet den Safran nicht. Dergleichen Verabredungen sind der einträglichste Zweig unseres Geschäfts. Horch! Hörst du nicht, daß Witwe Fulvia in die Hände klascht? Lauf, dummes Ding, lauf!“

Julia und Nydia mieden den besuchteren Teil des Gartens und langten an der verabredeten Stelle an. Auf einem kleinen Grasrondell stand, vom Sternenlicht beschienen, eine Statue Silens:

Der fröhliche Gott lehnte sich auf ein Felsstück, zu seinen Füßen der bacchische Luchs; über den Mund hielt er mit ausgestrecktem Arm ein Bündel Trauben, die er erst lachend willkommen zu heißen schien, ehe er sie verzehrte.

„Ich sehe den Magier nicht“, sagte Julia, sich umschauend. Noch während ihrer Worte trat der Ägypter langsam aus dem benachbarten Gebüsch. Bleich fiel das Sternenlicht auf sein wal lendes Gewand.

„Sei begrüßt, schöne Dame! Aber wen hast du da bei dir? Wir dürfen keine Begleiter haben!“

„Es ist nur ein blindes Blumenmädchen, weiser Magier; überdies eine Thessalierin.“

„Ah, Nydia“, entgegnete der Ägypter; „ich kenne sie wohl.“ Nydia fuhr schauernd zurück.

„Du bist, glaub' ich, in meinem Haus gewesen“, flüsterte er, seine Stimme Nydias Ohr nähernd. „Du kennst deinen Eid! Stillschweigen und Geheimhaltung jetzt wie damals! Sonst sieh dich vor!“

Doch“, fügte er nachdenklich gegen sich selbst hinzu, „warum selbst einer Blinden mehr als nötig vertrauen? – Julia, willst du dich allein auf mich verlassen? Glaube mir, der Magier ist nicht so furchtbar, wie er scheint.“

Mit diesen Worten zog er Julia sanft auf die Seite.

„Die Hexe“, sprach er, „sieht nicht gern viele Besucher zugleich; laß Nydia bis zu deiner Rückkehr hier. Helfen kann sie uns nichts, und zum Schutz – reicht deine Schönheit hin – deine Schönheit und dein Rang! Ja, Julia, ich kenne deinen Namen und Stand. Komm! Vertrau dich mir an, reizende Nebenbuhlerin der jüngsten der Najaden!“

Die eitle Julia war, wie wir gesehen haben, nicht leicht zu erschrecken; die Schmeichelei des Arbaces machte Eindruck auf sie, und willig gab sie ihre Zustimmung, daß das Mädchen bis zu ihrer Rückkehr hier auf sie warte. Auch drängte Nydia keineswegs mehr zum Mitgehen. Sobald sie die Stimme des Ägypters vernommen hatte, war ihre ganze Angst vor ihm zurückgekehrt; es war ihr nur angenehm, daß sie nicht in seiner Gesellschaft bleiben mußte. Sie ging in das Gebäude zurück, um auf die Rückkehr der beiden zu warten. Vielfach und bitter waren ihre Gedanken, als sie hier in ihrer ewigen Dunkelheit saß. Sie dachte an ihr freudloses Schicksal: Sie war fern von dem Land ihrer

Geburt, fern von der liebevollen Obhut, die einst die Kümmernisse ihrer Kindheit gestillt hatte, des Tageslichtes beraubt, auf Fremde angewiesen zur Führung ihrer Schritte. Nun war das erste jugendliche Gefühl ihres Herzens ohne Hoffnung, ausgenommen den trüben, unheimlichen Schimmer, der ihr Gemüt ein wenig erhellte, als ihre thessalische Phantasie halb zweifelnd zu Zauber und magischen Einwirkungen griff.

Die Natur hatte in das Herz dieses armen Mädchens Samen von Tugenden gesät, die nie zur Reife kommen sollten. Das Unglück ist nicht immer heilsame Lehre, zuweilen mildert und bessert es, ebensooft aber verhärtet und verroht es auch. Frühzeitig in die Sklaverei verkauft, einem habsüchtigen Zuchtmeister zugewiesen, ihre Herren nur wechselnd, um ihr Los immer bitterer zu machen, trug Nydia in ihrem von Natur schlichten und guten Herzen nur geknickte und verwelkte Gefühle. Ihr Sinn für Recht und Unrecht war durch die Leidenschaft, der sie sich so völlig ausgeliefert sah, verwirrt, und die heißen Empfindungen, die wir bei den Frauen der antiken Dichtung, bei Medea, einer Myrrha, finden, Empfindungen, welche die ganze, einmal von der Liebe ergriffene Seele in tragischem Sturm fortreißen, herrschten und tobten in der Brust des armen Mädchens.

Die Zeit verging; ein leichter Schritt trat in das Gemach, wo Nydia noch immer ihren trüben Gedanken nachhing.

„Dank sei den unsterblichen Göttern!“ rief Julia. „Ich bin zurück, ich habe diese schreckliche Höhle hinter mir. Komm, Nydia, wir wollen sofort aufbrechen!“

Erst als sie wieder in der Sänfte saßen, begann Julia wieder:

„Ach!“ sagte sie zitternd. „Was für ein Anblick! Was für furchtbare Beschwörungen! Und das Totengesicht der Hexe! Aber reden wir nicht davon: Ich habe den Trank erhalten – sie verbürgt sich für die Wirkung. Meine Nebenbuhlerin wird seinem Auge plötzlich gleichgültig werden, und ich, ich allein werde der Abgott des Glaukus sein!“

„Glaukus?“ rief Nydia.

„Ja, Mädchen, ich habe dir anfangs gesagt, es sei nicht der Athener, den ich liebe, aber jetzt seh' ich, daß ich dir vollkommen trauen darf: – es ist der schöne Grieche!“ Was waren Nydias Gefühle! Sie hatte zugelassen, sie hatte mitgewirkt, daß Glaukus Ionen entrissen werde, aber nur um mit der ganzen Kraft der

Magie seine Neigung, noch hoffnungsloser für sie selbst, auf eine andere zu übertragen!

Ihr tobendes Herz drohte sie zu ersticken, sie rang nach Luft. Doch in der dunklen Sänfte bemerkte Julia den Zustand ihrer Begleiterin nicht; in rascher Rede verbreitete sie sich über die versprochene Wirkung des errungenen, kostbaren Trankes und über ihren bevorstehenden Triumph, mitunter plötzlich zu dem grauenhaften Schauplatz ihres Erlebnisses, zu der unbewegten Miene des Arbaces und zu seiner Gewalt über die fürchterliche Zauberin abschweifend.

Unterdessen gewann Nydia ihre Fassung wieder; ein Gedanke blitzte in ihr auf. Sie schlief in Julias Zimmer – konnte sie sich des Trankes nicht bemächtigen?

Sie langten vor Diomedes Hause an und gingen in Julias Gemach, wo die Nacht Mahlzeit ihrer wartete.

„Trink, Nydia, du mußt kalt sein; die Luft war heut abend schneidend; was mich betrifft, so ist mein Blut noch wie Eis.“

Und ohne zu zaudern, tat Julia tiefe Züge aus dem gewürzten Wein.

„Du hast den Zaubertrank“, sagte Nydia; „laß mich ihn in den Händen halten. – Wie klein das Fläschchen ist! Welche Farbe hat die Flüssigkeit?“

„Es ist klar wie Kristall“, erwiderte Julia, indem sie das Zaubermittel zurücknahm. „Du könntest es von diesem Wasser nicht unterscheiden. Auch versicherte mir die Hexe, es sei geschmacklos. So klein das Fläschchen ist, fesselt es doch für das ganze Leben. Man gießt es in irgendein Getränk, und nur durch die Wirkung wird Glaukus erfahren, was er zu sich genommen hat.“

„Es sieht aus wie Wasser?“

„Ja, ganz wie Wasser. Wie es aussieht! Als wär' es der Extrakt aus mondbeglänzttem Tau. Heller Trank! Wie strahlst du auf meine Hoffnungen durch dein Kristallgefäß!“

„Und wie ist es verschlossen?“

„Bloß durch einen kleinen Stöpsel; – zieh ihn einmal heraus; – es hat gar keinen Geruch. Seltsam, daß etwas, was zu keinem Sinn spricht, über alle gebieten soll!“

„Erfolgt die Wirkung augenblicklich?“

„In der Regel; zuweilen jedoch schlummert sie für einige Stunden.“

„Ach wie angenehm ist dagegen dieser Geruch!“ rief Nydia plötzlich, indem sie eine kleine Flasche vom Tisch nahm und sich über deren duftenden Inhalt niederbeugte.

„Meinst du? Die Flasche ist mit Edelsteinen von einigem Wert besetzt. Du wolltest gestern morgen das Armband nicht behalten – willst du diese Flasche annehmen?“

„Solche Düfte würden allerdings jemand, der nicht zu sehen vermag, am besten an die großherzige Julia erinnern. Wenn die Flasche nicht zu kostbar ist . . .?“

„Oh, ich habe tausend kostbarere; nimm sie Kind!“

Nydia verneigte sich dankbar und steckte das Fläschchen in ihr Gewand.

„Und der Liebestrank ist gleich wirksam, von wessen Händen er auch gereicht werden mag?“

„Seine Kraft ist so groß, daß, wenn selbst die häßlichste Hexe unter der Sonne ihn reichte, Glaukus sie, und niemand als sie für schön halten würde!“

Vom Wein und von der Reaktion ihrer entsprechenden Nerven erwärmt, war jetzt Julia voll Leben und Munterkeit. Sie lachte laut, sprach über hunderterlei Dinge, und erst als die Nacht sich stark dem Morgen näherte, rief sie ihre Sklavinnen und ließ sich entkleiden.

Als die Dienerinnen entlassen waren, sagte sie zu Nydia:

„Dieser heilige Trank soll nicht aus meiner Nähe kommen bis zum Augenblick seiner Anwendung. Er soll unter meinem Kissen liegen, der strahlende Geist, und mir glückliche Träume geben!“

Nydias Herz schlug heftig. –

„Warum trinkst du Wasser, Nydia? Nimm von dem Wein daneben.“

„Ich bin erhitzt“, erwiderte das blinde Mädchen. „Das Wasser kühlt mich; ich will die Flasche neben mein Bett setzen; sie erfrischt in diesen Sommernächten, wenn der Tau des Schlafes nicht auf unsere Wimpern fällt. Julia, ich muß dich zu sehr früher Stunde verlassen – so befiehlt mir Ione – vielleicht noch eh du wach bist: empfange daher jetzt schon meinen Glückwunsch!“

„Danke! Wenn wir das nächste Mal zusammenkommen, triffst du vielleicht Glaukus zu meinen Füßen.“

Beide hatten sich zu Bett gelegt, und Julia, ermüdet von der Aufregung des Tages, schlief bald ein; aber verlangende, bren-

nende Gedanken bewegten das Herz der wachenden Thessalierin. Sie horchte auf den ruhigen Atem Julias, und ihr Ohr, an die feinsten Abstufungen der Töne gewöhnt, vergewisserte sie bald vom tiefen Schlaf ihrer Gefährtin.

„Jetzt steh mir bei, Venus!“ sagte sie leise.

Sie stand auf und goß die duftende Flüssigkeit aus dem geschenkten Fläschchen auf den Marmorboden, spülte es mehrmals mit dem neben ihr stehenden Wasser aus, fand sofort leicht Julias Bett — Nacht und Tag waren ihr ja gleich —, griff mit zitternder Hand unter das Kissen und nahm den Liebestrank. Julia rührte sich nicht; ihr Atem streifte regelmäßig die brennende Wange der Blinden. Nydia öffnete das Glas, goß seinen Inhalt in das Fläschchen, das hinlänglichen Raum dafür bot, füllte dann das entleerte Gefäß mit Wasser, dem der Liebestrank nach Julias Versicherungen so sehr glich, und brachte es wieder an seinen früheren Ort. Dann stahl sie sich auf ihr Lager zurück und harrete — unter welchen Gefühlen! — auf das Kommen des Tages.

Julia schlief noch, als Nydia sich geräuschlos ankleidete. Sie steckte ihren Schatz sorgfältig zu sich, nahm ihren Stab und eilte, das Haus zu verlassen.

Der Pförtner Medon begrüßte sie freundlich, als sie die Stufen zu der Straße hinabstieg; sie hörte ihn nicht, ihr Gemüt war verwirrt und verloren im Sturm tobender Leidenschaften.

Sie fühlte die reine Morgenluft, aber sie kühlte ihre brennenden Wangen nicht.

„Glaukus“, flüsterte sie, „alle Liebeszauber der mächtigsten Magie könnten nicht bewirken, daß du mich so liebtest, wie ich dich liebe! — Ione — nein! Kein Zaudern! Weg mit dem Gewissen! Glaukus, mein Schicksal liegt in deinem Lächeln, und dein Schicksal . . . O Hoffnung! O Entzücken! — Dein Schicksal liegt in meinen Händen!“

VIERTES BUCH

ERSTES KAPITEL

Vom Glaubenseifer der ersten Christen – Zwei Menschen fassen einen gefährlichen Entschluß – Wände haben Ohren, besonders Tempelwände

Wer die frühe Geschichte des Christentums betrachtet, wird einsehen, wie notwendig für seinen Sieg der ungestüme Glaubenseifer war, der, keine Gefahr scheuend, keine Halbheit zulassend, seine Verfechter begeisterte und seine Märtyrer standhaft machte. Bei einer herrschenden Kirche wird Unduldsamkeit zum Verräter, in einer schwachen und verfolgten dagegen ist sie ihre größte Kraft. Es war notwendig, den Glauben der anderen Menschen zu verachten, zu hassen, zu verabscheuen, um Lockungen, die er bot, zu widerstehen. Das Evangelium mußte den einzig wahren, heilbringenden Glauben lehren, um seine Jünger für die Härte seiner Forderungen zu stählen und sie zu dem heiligen, gefährvollen Dienst der Bekehrung des polytheistischen Heidentums zu ermutigen. Die Härte des Sektierers, der Gerechtigkeit und Himmelreich auf einige wenige Auserwählte beschränkt, in andern Göttern Dämonen und hinter einer anderen Religion die Strafen der Hölle sah, ließ den natürlichen Wunsch in ihm lebendig wirken, alle Menschen, an die ihn ein Band der Zuneigung knüpfte, dem neuen Glauben zu gewinnen, und der auf diese Weise von der Nächstenliebe gezogene Kreis wurde noch erweitert durch das Verlangen, für den Ruhm Gottes nach Kräften zu wirken. Zur Ehre des Christentums drang der Christ seine Glaubenssätze kühn dem Skeptizismus der einen, dem Widerstreben der anderen, der Verachtung der Philosophen und dem frommen Schauer des Volkes auf; gerade seine Unduldsamkeit führte ihn dabei zum Erfolg, denn der nachdenkliche Heide fing endlich an zu glauben, es müsse denn doch etwas Heiliges in einem so unerhörten Eifer liegen, einem Eifer, der kein Hindernis, der keine Gefahr fürchtete und der selbst auf

der Folter oder vor dem Blutgerüst die Streitfrage – ganz unähnlich den ruhigen Auseinandersetzungen bloß spekulativer Philosophen – der Entscheidung eines ewigen Richters anvertraute. Unter diesen glühenden, kühnen, zielbewußten Naturen war Olinth einer der eifrigsten. Kaum war Apäcides durch die Taufe in die Kirche aufgenommen, als Olinth ihm die Unmöglichkeit vorstellte, Dienst und Gewand seines Priestertums länger beizubehalten. Offenbar konnte er sich nicht als einen Verhehrer Gottes bekennen, wenn er auch nur äußerlich fortfuhr, an den abgöttischen Altären des Satans Dienste zu tun.

Aber das war nicht alles: Das erregbare, ungestüme Gemüt Olinths sah dem Apäcides die Mittel in die Hand gegeben, dem getäuschten Volk den Betrug der Isisorakel zu enthüllen. Er glaubte, der Himmel selbst habe dieses Werkzeug gesandt, um der Menge die Augen zu öffnen und damit vielleicht die Bekehrung einer ganzen Stadt anzubahnen. So zauderte er denn nicht, den ganzen, eben aufgeflammt Enthusiasmus des Apäcides zu nutzen, seinen Mut anzufachen, seinen Eifer zu stacheln. Gemäß einer Verabredung traf er mit dem jungen Mann am Abend nach seiner Taufe im Hain der Kybele zusammen.

„Bei der nächsten feierlichen Befragung des Orakels“, sprach Olinth im Verlauf seiner drängenden Rede, „stell dich an das Gitter, verkünde dem Volk laut den Betrug, mit dem es genarrt wird; fordere es auf, einzutreten und sich mit eigenen Augen von der groben Täuschungsvorrichtung zu überzeugen, die du mir beschrieben hast. Fürchte nichts, der Herr, der Daniel schützte, wird dein Beschützer sein. Wir, die Christengemeinde, werden uns unter der Menge befinden. Wir werden die Zurückbehebenden vordrängen, und in der ersten Hitze der Entrüstung und Beschämung des Volkes will ich selbst auf die Altäre den Palmzweig, das Sinnbild des Evangeliums, aufpflanzen, und auf meine Zunge wird der Geist des lebendigen Gottes niedersteigen.“

Glühend und aufgeregter wie er war, fand Apäcides Gefallen an diesem Vorschlag. Er freute sich, so schnell eine Gelegenheit zu finden, seinen neuen Glauben durch eine Tat zu beweisen. Seinen frommen Gefühlen gesellte sich noch der Grimm über den ihm selbst angetanen Betrug und der Wunsch nach Rache. In ihrer Begeisterung durchschauten Olinth und der Neubekehrte nicht die Schwierigkeiten, die sich dem Gelingen ihres Planes ent-

gegenstellten. Das Volk war in seinem ehrerbietigen Wahn vielleicht nicht sehr geneigt, vor den heiligen Altären der großen ägyptischen Göttin einem Zeugen gegen sie Glauben zu schenken, und sei er auch ihr eigener Priester. Apäcides zeigte eine Bereitwilligkeit, die Olinth entzückte. Sie trennten sich mit der Übereinkunft, daß Olinth sich mit den Häuptern der christlichen Gemeinde über diesen großen Plan bereden, ihren Rat und die Zusicherung ihrer Hilfe erbitten sollte. Es traf sich, daß in zwei Tagen ein Fest der Isis bevorstand. Da bot sich eine günstige Gelegenheit zur Ausführung des Planes. Bei einer nochmaligen Zusammenkunft am nächsten Abend am gleichen Ort, sollte vollends Art und Weise des Vorgehens festgesetzt werden. Zufällig war der letzte Teil dieses Gesprächs in der Nähe eines Kapellchens gehalten worden; hinter diesem trat, als die Gestalten Olinths und des Priesters aus dem Hain verschwunden waren, eine düstere Gestalt hervor.

„So bin ich dir denn mit einigem Erfolg nachgeschlichen, mein Priesterbruder“, sagte der Horcher. „Nicht aus bloßer Disputierlust hast du Isisdienere dich mit diesem finstern Christen unterhalten. Ach, daß ich nicht euren ganzen schönen Plan hören konnte. Doch weiß ich wenigstens, daß ihr die heiligen Mysterien zu profanieren gedenkt und daß ihr morgen hier wieder zusammentreffen werdet, um das Wie und Wann zu verabreden. Möge dann Osiris meine Ohren schärfen, damit ich das Ganze eures unerhört verwegenen Anschlags erfahre. Weiß ich erst mehr, so muß ich gleich mit Arbaces sprechen. Wir wollen euren Plan schon zu Fall bringen, gute Freunde, so klug ihr euch auch vorkommt. Fürs erste ist euer Geheimnis in meiner Brust gut verschlossen.“

Es war Calenus, der sich nun dichter in seinen Mantel hüllte und nachdenklich nach Hause ging.

*Diomed und sein Koch – Apäcides besucht Ione –
Geschwisterliche Gemeinschaft*

Der Tag, an dem Diomed seinen besten Freunden ein Fest geben wollte, war gekommen. Der geistvolle Glaukus, die schöne Ione, der gnädige Pansa, der hochgeborene Clodius, der unsterbliche Fulvius, der gezierte Lepidus, der genießerische Sallust waren nicht die einzigen, die das Gastmahl beehren sollten. Diomed erwartete auch einen invaliden Senator aus Rom, einen Mann von Ruf und Gunst bei Hof, und einen großen Krieger aus Herkulaneum, der mit Titus gegen die Juden gefochten und, nachdem er sich in den Feldzügen gehörig bereichert hatte, von seinen Freunden unabhängig, zu hören bekam, das Vaterland sei seinem aufopferungsvollen Einsatz auf ewig verpflichtet. Ja, die Gesellschaft erstreckte sich auf eine noch größere Zahl, denn obwohl es, genau genommen, bei den Römern für unfein galt, weniger als drei oder mehr als neun Gäste bei sich zu sehen, so wurde diese Regel von prunksüchtigen Leuten doch leicht außer acht gelassen, und wirklich ist überliefert, daß einer der prachtliebendsten von diesen Festgebern gewöhnlich eine Gesellschaft von dreihundert Personen bewirtet habe. Diomed jedoch, bescheidener, begnügte sich, die Zahl der Musen zu verdoppeln. Seine Gesellschaft bestand aus achtzehn Personen.

Der Morgen des Festes war da, und Diomed, der zwar sorglich den Mann von Stand und Bildung darzustellen suchte, behielt doch immer genug von seiner kaufmännischen Erfahrung bei, um zu wissen, daß das Auge des Herrn eifrige Diener macht. Demgemäß wandelte er mit offener Tunika über den stattlichen Bauch, mit bequemen Pantoffeln an den Füßen und einem Gertchen in der Hand, womit er bald den Blick eines trägeren Sklaven leitete, bald dessen Rücken eine Lehre gab, von Zimmer zu Zimmer in seiner prächtigen Villa.

Er verschmähte sogar einen Besuch in dem geheiligten Raum nicht, in dem die Tafelgenüsse für das Fest bereitet wurden. Beim Eintritt in die Küche wurden seine Ohren durch den Lärm von Schüsseln und Pfannen, von Fluchen und Befehlen angenehm betäubt. So klein dieses unentbehrliche Gemach in allen Häusern Pompejis auch gewesen ist, so war es in der Regel doch

mit der ganzen erstaunlichen Mannigfaltigkeit von Töpfen, Schüsseln, Schmor- und Soßenpfannen, Backformen und Schneidwerkzeugen ausgestattet, ohne welche ein Koch von Begabung, gleichviel ob in antiker oder moderner Zeit, es für eine reine Unmöglichkeit erklärt, irgend etwas Genießbares zu schaffen. Und da das Holz in jenen Gegenden schon damals teuer und selten war, so scheint eine Menge Erfindungskraft darauf verwendet worden zu sein, soviel Dinge als möglich mit möglichst wenig Feuer zu bereiten. Eine bewundernswerte Einrichtung dieser Art kann man noch jetzt im Museum von Neapel sehen, nämlich einen tragbaren Herd, etwa von der Größe eines großen Buches, mit Kohlentöpfen für vier Schüsseln und einer Vorrichtung, Wasser und andere Getränke zu erwärmen.

Durch Diomedes kleine Küche huschten eine Menge Gestalten, die dem scharfen Auge des Gebieters unbekannt waren.

„Oh, oh“, brummte er vor sich hin, „der verwünschte Congrio hat sich eine ganze Legion Köche zur Beihilfe geholt! Sie werden ihre Dienste nicht umsonst tun, und das gibt einen neuen Posten in der Totalsumme meiner heutigen Ausgaben. Beim Bacchus, ich habe von Glück zu sagen, wenn die Kerle nicht noch ein paar Trinkgefäße einstecken – ach, ihre Hände sind flink und ihre Röcke weit! – Ich Unglücklicher!“

Die Köche arbeiteten fort, wie es schien, ohne auf die Anwesenheit Diomedes zu achten.

„He! Euklio, deine Eierpfanne! Was? Ist das die größte? Sie faßt bloß dreiunddreißig Eier; in den Häusern, wo ich gewöhnlich diene, faßt die kleinste Pfanne, wenn's sein muß, fünfzig Eier!“

Der gewissenlose Schurke, dachte Diomed; er spricht von den Eiern, als ob man das Hundert für einen Sesterz gäbe!

„Beim Merkur!“ rief ein kleiner, naseweiser Küchenjunge, der kaum erst in sein Noviziat eingetreten war: „Wo sah man je solche altmodischen Formen zum Backwerk? Mit sogrobem Zeug kann man seiner Kunst keine Ehre machen. Die einfachste Tortenform bei Sallust stellt die ganze Belagerung von Troja vor; Hektor und Paris und Helena, mit dem kleinen Astyanax und dem hölzernen Pferd obendrein!“

„Hör auf mit deinem dummen Geschwätz!“ entgegnete Congrio, der Koch des Hauses, der den Hauptteil der Schlacht seinen Verbündeten zu überlassen schien. – „Mein Herr, Diomed,

gehört nicht zu diesen verschwenderischen Leichtfüßen, die alles nach der neuesten Mode haben müssen, koste es was es wolle.“ „Du lügst, elender Sklave!“ rief Diomed in großem Zorn. „Du allein hast mich schon genug gekostet, um einen Lukullus zugrunde zu richten. Komm aus deiner Höhle hervor, ich habe mit dir zu reden!“

Mit einem schlaun Blick auf seine Gehilfen gehorchte der Sklave dem Befehl.

„Mensch der langen Finger“, sagte Diomed mit feierlicher Richtmiene, „wie konntest du dich unterstehen, all diese Schurken in mein Haus zu rufen? Ich sehe das Wort Dieb in jeder Linie ihres Gesichtes geschrieben.“

„Aber ich versichere dir, Herr, daß es Leute von höchst ehrenwertem Ruf sind; die besten Köche der Stadt. Es ist ein großes Glück, wenn man sie nur bekommt; doch um meinetwillen . . .“

„Um deinetwillen! Jämmerlicher Congrio“, unterbrach ihn Diomed, „durch welches mir gestohlene Geld, durch welche Unterschlagung beim Einkauf auf dem Markt, durch welche guten Fleischspeisen, die du in Fett verwandeltest und in den Vorstädten verkauftest, durch welche falschen Rechnungen für verdorbenes Kupfergeschirr und zerbrochene Töpferware hast du dich in Stand gesetzt, daß sie dir um meinetwillen helfen?“

„Nein, Herr, tritt meiner Redlichkeit nicht zu nah. Mögen mich die Götter verlassen, wenn . . .“

„Schwöre nicht!“ unterbrach ihn abermals der zornige Diomed. „Die Götter könnten dich für deinen Meineid zerschmettern, und ich wäre im Augenblick meines Schmauses ohne Koch. Doch genug hiervon für jetzt; halte ein wachsames Auge auf deine verdächtigen Helfer und mach mir morgen keine Märchen von zerbrochenen Gefäßen und wunderbar verschwundenen Bechern vor, oder dein ganzer Rücken soll eine einzige Beule werden. Und hör einmal, du weißt, du hast mir diese phrygischen Wildhühner zu einem Preis angehängt, der beim Herkules groß genug war, daß sich ein mäßiger Mensch ein Jahr lang dafür lecker verköstigen könnte; Sorge, daß sie um kein Jota zu stark gebraten werden! Das letzte Mal, als ich meinen Freunden ein Fest gab und du in deiner Eitelkeit es so kühn unternahmst, einen Kranich aus Melos in die richtige Form zu bringen, kam er, wie du dich noch wohl erinnern wirst, wie ein Stein aus dem Ätna herein, als hätte der unterirdische Feuerstrom ihm den

Saft ausgebrannt. Sei diesmal bescheiden, Congrio, aufmerksam und bescheiden! Bescheidenheit ist die Amme großer Taten, und willst du, wie sonst, deines Herrn Beutel nicht schonen, so schädige wenigstens deines Herrn Ruhm nicht auch noch!“

„Man soll kein solches Essen in Pompeji gesehen haben seit den Tagen des Herkules!“

„Still, still! Schon wieder dein verdammtes Prahlen. Aber Congrio, sag mal, was das Bürschlein da anlangt, diesen winzigen Anfechter meiner Geschirre, diesen schnabelschnellen Küchennovizen – war es etwas anderes als Unverschämtheit, wenn er den Geschmack meiner Tortenform tadelte? Ich möchte nichts Altväterisches auftischen, Congrio.“

„Es ist nur so üblich bei uns Köchen“, erwiderte Congrio ernst, „unsere Geräte schlechtzumachen, um dadurch unsere Kunst ins rechte Licht zu setzen. Die Tortenform ist eine schöne, liebliche Form; doch möcht’ ich meinem Herrn raten, bei nächster Gelegenheit ein paar neue zu kaufen, die . . .“

„Schon gut!“ rief Diomed, der entschlossen schien, seinen Sklaven keinen Satz zu Ende bringen zu lassen. „Nimm jetzt dein Geschäft wieder vor. Glänze! Verdunkle deinen bisherigen Ruhm; mach, daß die Leute den Diomed wegen seines Kochs beneiden; mach, daß die Sklaven Pompejis dich Congrio den Großen nennen! Fort! Doch halt! Du hast noch nicht alles Geld ausgegeben, das ich dir zum Einkaufen gab?“

„Alles Geld! – Ach, die Nachtigallenzungen und die römischen Würste und die britischen Austern und verschiedene andere Dinge, ich kann gar nicht alles aufzählen, die sind überhaupt noch nicht bezahlt! Aber was macht das? Jedermann gibt dem Chefkoch des reichen Diomed Kredit.“

„Gewissenloser Verschwender! Welche Vergeudung, welche Verschleuderung! Ich bin ruiniert. – Aber geh, eile, sieh nach, probiere, schaffe, übertriff dich selbst! Mach, daß der römische Senator den armen Pompejaner nicht verachtet. Fort, Bursche! Und vergiß die phrygischen Hühner nicht!“

Der Küchenmeister verschwand in sein angestammtes Reich, und Diomed wälzte seine stämmige Gestalt in die schönen Gemächer zurück. Alles war nach seinem Wunsch: die Blumen dufteten frisch, die Springbrunnen spielten lustig, die Mosaikböden waren glatt wie Spiegel. – „Wo ist meine Tochter Julia?“ fragte er.

„Im Bad.“

„Ah, das erinnert mich, daß die Zeit vergeht und ich baden gehen muß!“

Apácides hatte nur unruhigen, fieberhaften Schlaf gefunden nach seinem Übertritt zu einem Glauben, der so vollständig von den Ansichten abwich, in denen er erzogen worden war. Als er erwachte, konnte er sich kaum überzeugen, daß er nicht noch immer im Traum liege. Er hatte den verhängnisvollen Strom überschritten; seine Vergangenheit sollte keinen Zusammenhang mit der Zukunft haben; die zwei Welten – das, was geschehen war, und das, was geschehen sollte – waren deutlich voneinander getrennt. An welch kühnes Unternehmen hatte er sein Leben gesetzt! – Er wollte die Geheimnisse enthüllen, an denen er selbst mitgewirkt, die Altäre entheiligen, deren Diener er gewesen, die Göttin verleugnen, deren Priestergewand er trug! Allmählich kam ihm zum Bewußtsein, welchen Haß und welches Grauen er, auch wenn ihm sein Unternehmen gelänge, bei den Frommen erregen würde; mißlang ihm aber sein kecker Versuch, welcher Strafe setzte er sich dann für einen so unerhörten Frevel aus, für den es nicht einmal ein bestimmtes Gesetz gab – einen Frevel, für den wahrscheinlich halbwegs passende Formeln aus der Rüstkammer einer veralteten, sonst kaum noch anwendbaren Gesetzgebung gewaltsam herangezogen werden müßten?

Seine Freunde – seine Schwester – konnte er Gerechtigkeit von ihnen erwarten, gesetzt, sie schenkten ihm überhaupt Mitleid? Ihren heidnischen Augen mußte diese tapfere, heldenhafte Tat als ein gehässiger Verrat, als eine erbarmungswürdige Verrücktheit erscheinen.

Er wagte alles und entsagte allem in dieser Welt, in der Hoffnung, in der zukünftigen jene Ewigkeit zu gewinnen, die ihm so plötzlich enthüllt worden war. Während einerseits diese Gedanken ihn bedrängten, vereinigten sich andererseits sein Stolz, sein Mut, seine Rechtlichkeit, dazu ein noch nicht gestilltes Gefühl der Rache für erlittene Täuschung, ein Gefühl der Empörung und des Ekels an dem Betrug, dessen Werkzeug er bis jetzt gewesen war.

Das erhob ihn und hielt ihn aufrecht.

Scharf und angreifend war der Kampf, aber seine neuen Ideen siegten schließlich über die alten.

Da der Reihe nach jeder Priester mehrere Nächte hintereinander im Tempel schlafen mußte, so war die dem Apäcides gesetzte Zeit noch nicht ganz zu Ende. So fand er sich, als er von seinem Lager aufgestanden, wie gewöhnlich seine Priesterkleider angelegt und sein kleines Zimmerchen verlassen hatte, wieder vor den Altären.

In seiner Erschöpfung nach den erregenden Erlebnissen der letzten Tage, hatte er bis weit in den Morgen hinein geschlafen, und die Sonne warf ihre glühenden Strahlen schon steil auf die heilige Stätte.

„Sei gegrüßt, Apäcides“, sprach eine Stimme, deren natürliche Rauheit durch lange Kunst zu einer beinah unangenehmen Sanftheit gedämpft worden war. „Du stehst spät auf. Hat sich dir die Göttin in Traumgesichten enthüllt?“

„Könnte sie ihr wahres Selbst dem Volk enthüllen, Calenus, wie wenig Weihrauch würde auf diesen Altären verbrannt werden!“

„Das möchte wahr sein, aber die Göttin ist weise genug, sich nur mit den Priestern in Verkehr zu setzen.“

„Vielleicht kommt eine Zeit, wo sie ohne ihre eigene Zustimmung entschleiert wird.“

„Nicht wahrscheinlich; sie hat viele Jahrhunderte hindurch ihre Herrschaft behauptet, und was so lange die Probe der Zeit überstanden hat, unterliegt selten der Lust zur Neuerung. Übrigens sind dergleichen Behauptungen ganz außer deiner Befugnis, mein junger Bruder!“

„Es kommt nicht dir zu, ihnen Stillschweigen zu gebieten“, erwiderte Apäcides stolz.

„So hitzig! – Doch ich will nicht mir dir streiten. Hat dich der Ägypter nicht von der Notwendigkeit überzeugt, daß wir in Eintracht zusammen wohnen müssen? Hat er dich nicht von dem Recht überzeugt, dem Volk etwas weiszumachen und unser Leben zu genießen? Wenn nicht, Bruder, so ist er nicht der große Zauberer, für den man ihn hält.“

„So hast denn du seine Belehrungen empfangen?“ fragte Apäcides mit mühsamem Lächeln.

„Ja, aber ich war ihrer weniger bedürftig als du; die Natur hatte mich bereits mit der Liebe zum Genuß und mit dem Wunsch nach Gewinn und Macht ausgerüstet. Lang ist der Weg, der den Freund der Lust zu einem strengen Leben führt; aber es

ist nur ein Schritt von den Freuden der Sünde zur Maske der Heuchelei. Hüte dich vor der Rache der Göttin, wenn die Kürze dieses Schrittes der Menge entdeckt werden sollte!“

„Hüte du dich vor der Stunde, wo das Grab birst und die innere Fäulnis an den Tag kommt!“ erwiderte Apäcides feierlich. „Lebe wohl!“

Mit diesen Worten überließ er den Priester seiner Verwundung. Einige Schritte vom Tempel weg wandte er sich noch einmal um. Schon hatte sich Calenus in das Eingangszimmer der Priester zurückgezogen, denn die Stunde des Frühstücks kam heran. Der weiße, anmutige Tempel glänzte hell in der Sonne. Auf den Altären vor ihm erhob sich der Weihrauch und leuchteten die Blumenkränze. Lange und traurig blickte der Jüngling auf diesen Schauplatz. Es war das letzte Mal, daß er ihm vor Augen lag.

Er wandte sich und verfolgte langsam seinen Weg zu Iones Haus, denn ehe das letzte Band zwischen ihm und ihr vielleicht zerschnitten wurde, eh er sich in die ungewisse Gefahr des nächsten Tages begab, trieb es ihn noch einmal, seine einzige Verwandte, seine innigste und früheste Freundin zu sehen.

Er langte in ihrer Wohnung an und fand sie mit Nydia im Garten.

„Das ist liebevoll, Apäcides!“ rief Ione freudig aus. „Ach, wie sehnlich habe ich gewünscht dich zu sehen! Immer fühl’ ich noch das Bedürfnis, dir für meine Rettung aus den Händen des Arbaces aufs neue Dank zu sagen.“

„Meine liebe Schwester, du bist mir keinen Dank schuldig, denn deine Sache war die meinige; sprechen wir darüber nicht mehr; laß uns nicht mehr auf diesen unheiligen, für uns beide so hassenswerten Menschen zurückkommen. Vielleicht hab’ ich bald Gelegenheit, die Welt zu belehren, was an seiner angeblichen Weisheit und erheuchelten Strenge ist. Aber setzen wir uns, meine Schwester; ich bin von der Sonnenhitze ermüdet; setzen wir uns in den Schatten dort und laß uns für eine kurze Zeit noch einmal sein, was wir uns ehemals waren.“

Unter einer großen Platane, zwischen Ranken von Cistus und Arbutus, vor ihnen ein perlender Springquell, zu ihren Füßen grüner Rasen, in dem da und dort die fröhliche, den Athenern so teure Zikade lustig umherhüpfte, auf den sonnigen Blumen,

er selbst eine geflügelte Blume, ein Schmetterling, das schöne Bild der Psyche.

Nydia, froh, allein zu sein, zog sich in das entgegengesetzte Ende des Gartens zurück.

„Ione, meine Schwester“, sagte der junge Neubekehrte, „lege deine Hand auf meine Stirn; laß mich deine kühlende Berührung fühlen! Sprich auch mit mir, denn deine sanfte Stimme ist wie der Hauch der Luft, in dem Frische wie Wohllaut liegen. Sprich mit mir, aber hüte dich mich zu segnen! Kein Wort von jenen Formeln, die man uns als Kinder heilig achten lehrte.“

„Ach, was soll ich dann sagen? Die Sprache unseres Herzens ist so verwoben mit der Sprache unserer Andacht, daß die Worte kalt und gemein werden, wenn ich die Namen unserer Götter aus ihnen verbanne.“

„Unsere Götter!“ flüsterte Apäcides schauernd. „Schon verstoßst du gegen meine Bitte!“

„Darf ich denn bloß von Isis zu dir sprechen?“

„Dem bösen Geist! Nein! Lieber sei stumm auf ewig, du müßtest denn etwa . . . doch still, hinweg mit diesem Gespräch! Nicht jetzt wollen wir miteinander streiten! Nicht jetzt wollen wir hart über einander urteilen; nicht jetzt sollst du mich als einen Abtrünnigen betrachten und ich voll Schmerz und Scham über dich als eine Götzendienerin sein! Nein, meine Schwester, laß uns solche Gegenstände und Gedanken vermeiden. In deiner süßen Gegenwart kommt Ruhe über mich. Für einen kurzen Augenblick vergess' ich mich. Wenn ich so meine Schläfen an deine Brust lege, wenn ich mich so von deinem zarten Arm umschlungen fühle, ist es mir, als wären wir noch Kinder, als lächelte der Himmel noch mit gleicher Freundlichkeit auf uns beide. Denn ach, wenn ich jetzt nicht untergehe – frage nicht, in welcher Gefahr –, wenn mir erlaubt sein sollte, mich in einer heiligen, Ehrfurcht fordernden Sache an dich zu wenden und ich dein Ohr verschlossen und dein Herz verhärtet fändel! Könnte dann irgendeine freudige Aussicht für mich die Verzweiflung aufwägen, die ich um deinetwillen trüge? In dir, meine Schwester, sehe ich das schönere, veredelte Bild meiner selbst. Soll der Spiegel ewig leben, während die Gestalt zerbrochen wird, wie der Ton des Töpfers? Nein, nein! – Du wirst auf mich hören. Erinnerst du dich, wie wir Hand in Hand miteinander in den Fluren bei Bajä wandelten, um die Blüten des

Lenzes zu brechen? Ebenso wollen wir Hand in Hand in den ewigen Garten eintreten und uns mit unvergänglichen Blumen bekränzen!“

Erstaunt und geängstigt durch Worte, die sie nicht zu fassen vermochte, aber bis zu Tränen gerührt durch den melancholischen Ton, in dem sie vorgebracht wurden, hörte Ione auf diese Ergüsse eines vollen, bedrückten Herzens.

Wirklich erschien Apäcides weit sanfter als in seiner gewöhnlichen Stimmung, die ihn entweder verschlossen oder von ungestümem Feuer bewegt erscheinen ließ. Denn gerade die edelsten Bestrebungen beanspruchen den ganzen Menschen, sie bemächtigen sich der ganzen Seele und lassen oft düstere Launen unbeachtet auf der Oberfläche verharren.

„So will ich denn von unseren früheren Jahren mit dir sprechen“, sagte Ione. „Soll dir jenes blinde Mädchen von den Tagen der Kindheit singen? Ihre Stimme ist sanft und wohltonend, und sie weiß ein solches Lied, das keine Andeutungen von dem enthält, was du so ungern vernimmst.“

„Erinnerst du dich der Worte, Schwester?“

„Ich glaube wohl. Die sehr einfache Melodie hat sich meinem Gedächtnis eingeprägt.“

„So singe du mir selbst! Mir gefallen unbekannte Stimmen nicht, und deine, Ione, voll heimischer Erinnerungen, war mir immer süßer als all die bezahlten Lieder Lykiens oder Kretas. Sing mir!“

Ione winkte einer Sklavin, ließ sich eine Laute holen und sang dann zu einer zarten, einfachen Melodie ein Lied, daß das unschuldige Glück der Kindheit pries. Es klang wehmütig, doch hatte es Ione mit weisem Zartgefühl gewählt, denn wen ein tiefer Gram niederdrückt, stört nichts so wie die Stimme der Freude. Der rechte Zauber ist dann der Wehmut selbst abzugeben; düstere Gedanken können, wenn sie nicht aufzuhellen sind, wenigstens in eine milde Dämmerung getaucht werden.

So ging es Apäcides: Hingegeben der Macht dieser Silberstimme, die ihn an die Vergangenheit erinnerte und nur halb von den Leiden der Gegenwart sprach, vergaß er die nächste, heiße Quelle quälender Gedanken. Mehrere Stunden verstrichen, während er Ione bald singen hörte, bald sich mit ihr unterhielt. Und als er sich erhob, um wegzugehen, geschah es mit ruhigem, gestilltem Herzen.

„Ione“, sprach er, ihre Hand drückend, „solltest du hören, daß mein Name angeschwärzt und verleumdet wird, würdest du dann solcher Befleckung glauben?“

„Nie, mein Bruder, nie!“

„Hast nicht auch du die Überzeugung, daß der Übeltäter in einem späteren Dasein bestraft, der Gute belohnt werde?“

„Kannst du daran zweifeln?“

„Glaubst du also, daß der, welcher wahrhaft gut ist, in seinem Eifer für die Tugend jedes selbstsüchtige Interesse opfern solle?“

„Wer so denkt, ist den Göttern ähnlich!“

„Und glaubst du, daß das Maß seiner Seligkeit jenseits des Grabes der Reinheit und dem Mut entsprechen wird, womit er handelt?“

„So lehrt man uns zu hoffen.“

„Küsse mich, meine Schwester. – Noch eine Frage: Du stehst im Begriff, dich mit Glaukus zu vermählen; vielleicht trennt uns diese Heirat noch hoffnungsloser; doch nicht hiervon sprech' ich jetzt – du stehst im Begriff, dich mit Glaukus zu vermählen: Liebst du ihn? – Nein, Schwester, erwidere mir mit Worten!“

„Ja“, flüsterte Ione errötend.

„Fühlst du, daß du um seinetwillen dem Stolz entsagen, der Schande trotzen und dich in den Tod stürzen könntest? Ich habe gehört, wenn eine Frau wirklich liebt, so erreicht sie diese Höhe.“

„Mein Bruder, all dies könnt' ich für Glaukus tun und dabei fühlen, daß es kein Opfer wäre. Was für den Geliebten ertragen wird, ist kein Opfer für die Liebende.“

„Genug! Soll das Weib so für den Mann fühlen und der Mann weniger Hingebung für seinen Gott in sich tragen?“

Er sprach nicht weiter; sein ganzes Gesicht schien von einem göttlichen Leben durchdrungen, stolz richtete er sich auf; seine Augen flammten; auf seiner Stirne stand die Majestät eines Menschen, der es wagt, edel zu sein. Er wandte sich, um in Iones ernstes, wehmütiges, ahnungsvolles Auge zu blicken. Zärtlich küßte er sie, drückte sie warm ans Herz und verließ schnell das Haus.

Lang blieb Ione stumm und gedankenvoll stehen. Mehrmals erinnerten sie ihre Mädchen, daß der Mittag nahe und sie zu Diomedes Fest geladen sei.

Endlich raffte sie sich aus ihren Träumen auf und kleidete sich – nicht mit dem Stolz der Schönheit, sondern achtlos und ohne Freude für die Gesellschaft – an. Nur ein Gedanke machte ihr das Fest willkommen. Sie sollte Glaukus treffen; ihm konnte sie die Unruhe und Besorgnis um den Bruder anvertrauen.

DRITTES KAPITEL

Eine vornehme Gesellschaft und ein großes Diner Ein verhängnisvoller Trunk

Sallust und Glaukus schlenderten dem Hause Diomedes zu. Trotz seiner Lebensweise fehlte es Sallust nicht an vielen schätzenswerten Eigenschaften. Er wäre ein tätiger Freund, ein nützlicher Bürger, kurz ein trefflicher Mensch gewesen, hätte er sich nicht in den Kopf gesetzt, ein Philosoph zu sein. Gebildet in den Schulen, wo römische Unselbständigkeit dem Echo griechischer Weisheit nachbetete, hatte er die Lehren eingesogen, durch welche die späteren Epikuräer die einfachen Grundsätze ihres großen Meisters verehrt hatten. Er gab sich ganz dem Genuß hin und redete sich ein, nur ein lustiger Gesell sei der Weise. Immerhin besaß er ein gutes Teil Gelehrsamkeit, Verstand und frohe Laune, und die ungeschminkte Offenherzigkeit bei seinen Ausschweifungen schien noch eine Tugend neben der übertünchten Verdorbenheit eines Clodius und der haltlosen Unmännlichkeit eines Lepidus. Deshalb war ihm Glaukus unter seinen Gefährten am meisten gewogen, und er seinerseits wußte die edleren Eigenschaften des Atheners zu schätzen und liebte ihn fast so sehr wie eine kalte Muräne oder einen Becher vom besten Falerner.

„Ein gemeiner alter Kerl, dieser Diomed“, sagte Sallust, „aber er hat einige gute Eigenschaften – in seinem Keller!“

„Und einige reizende in seiner Tochter.“

„Gewiß, Glaukus! Aber du scheinst mir davon nicht sonderlich berührt. Ich glaube, Clodius möchte gern dein Nachfolger werden.“

„Er ist willkommen; beim Fest, zu dem ihre Schönheit einlädt, wird wahrhaftig kein Gast als lästige Fliege betrachtet.“

„Du bist streng! – Aber wirklich hat sie etwas Korinthisches an sich, wodurch denn freilich die beiden ganz gut zueinander passen! Wir sind wahrhaftig sehr gutmütig, daß wir uns die Gesellschaft dieses nichtsnutzigen Spielers gefallen lassen.“

„Das Gesellschaftsleben würfelt die Leute wunderbar durcheinander“, erwiderte Glaukus, „er macht mir Spaß!“

„Und schmeichelt dir, läßt sich aber dafür ordentlich bezahlen!“

„Er überstreut sich sein Lob mit Goldstaub.“

„Du hast schon oft angedeutet, daß er falsch spiele. Glaubst du das wirklich?“

„Mein lieber Glaukus, ein römischer Edler hat seine Würde aufrechtzuhalten, und die Würde ist etwas gewaltig Kostspieliges! Clodius muß betrügen wie ein Spitzbube, um leben zu können wie ein vornehmer Mann.“

Glaukus lachte. „Nun, neuerdings hab’ ich den Würfeln abgeschworen! Ach, Sallust, bin ich erst verheiratet, so glaub’ ich, noch eine ganze Jugend voll Torheiten wiedergutmachen zu können. Wir beide, Freund, sind für etwas Besseres geboren als das, was uns jetzt zusammenhält – für edlere Tempel statt für die Herde Epikurs.“

„Ach“, erwiderte Sallust in beinah schwermütigem Ton, „was wissen wir denn mehr? Das Leben ist kurz; jenseits des Grabes ist eitel Nacht, keine Weisheit geht über das Wort: Genieße!“

„Beim Bacchus, ich zweifle zuweilen, ob wir das Höchste genießen, das uns das Leben bereithält.“

„Ich bin ein mäßiger Mann und fordere nicht das Höchste. Wir sind verurteilte Verbrecher, die sich angesichts des Todes mit Wein und Myrrhen berauschen; täten wir das nicht, so würde der Abgrund sehr unangenehm aussehen. Ich gestehe, daß ich sehr zur Schwermut geneigt war, bis ich mich so kräftig aufs Trinken warf; das ist ein neues Leben, mein Glaukus!“

„Ja, aber es bringt uns am nächsten Morgen einen neuen Tod.“

„Nun freilich, der darauffolgende Morgen ist unangenehm, ich gesteh’ es; wär’ er’s aber nicht, so wäre man nie geneigt zum Lesen; ich studiere mitunter, weil ich, bei den Göttern, in der Regel bis Mittag zu nichts anderem fähig bin.“

„Pfui, du Skythe!“

„Pah! Das Schicksal des Pentheus dem, der den Bacchus verleugnet!“

„Na, Sallust, bei all deinen Sünden bist du der herrlichste Tau-

genichts, der mir je vorgekommen; und wahrhaftig, geriete ich in Lebensgefahr, so wärest du der einzige Mensch in ganz Italien, der zu meiner Rettung einen Finger ausstrecken würde.“

„Vielleicht, daß ich's nicht täte, wenn ich grad mitten in einem Schmaus begriffen wäre! Aber Scherz beiseite, wir Italiker sind wirklich furchtbar selbstsüchtig.“

„Wie alle Menschen, die nicht frei sind“, erwiderte Glaukus mit einem Seufzer. „Nur die Freiheit macht uns fähig, Opfer zu bringen.“

„Dann muß die Freiheit etwas sehr Ermüdendes für Epikuräer sein“, versetzte Sallust. „Aber hier sind wir vor dem Haus unseres Wirtes.“

Diomedes Villa ist hinsichtlich der Größe eine der bedeutendsten, die man in Pompeji kennt. Überdies entspricht sie weitgehend der Anweisung für eine vorstädtische Villa, die uns der römische Architekt überliefert hat. So darf die Anlage der Zimmer, die unsere Gäste jetzt durchschritten, besonderes Interesse beanspruchen.

Sie traten durch das schmale Vestibulum ein, vor dem wir früher Bekanntschaft mit dem alten Medon gemacht haben, und gelangten von da in ein Peristyl.

Die Säulen des Peristyls waren mit Blumengewinden behangen und unten rot gestrichen. Von da öffnete sich den Gästen neben einem zu zwei Dritteln weggezogenen Vorhang ein Blick in das Tablinum, das durch Glastüren, die jetzt in die Wände zurückgeschoben waren, nach Belieben verschlossen werden konnte.

An das Tablinum schloß sich eine Galerie an, und dort empfing jetzt Diomedes seine Gäste.

Der Kaufherr strebte gewaltig den Mann von Bildung an und zeigte daher eine Leidenschaft für alles, was griechisch war, weswegen er denn dem Glaukus ganz besondere Aufmerksamkeit erwies.

„Du wirst sehen, mein Freund“, sprach er, sich die Hände reibend, „daß ich hier nicht ohne eine gewisse Klassizität bin. Die Halle, in der wir essen werden, ist in griechischer Art – ein Nyzikenischer Oikos.“

Edler Sallust! Man sagt mir, diese Art von Gemächern gebe es nicht in Rom.“

„Oh“, erwiderte Sallust mit halbem Lächeln, „ihr Pompejaner stellt das Ausgesuchteste von Griechenland und Rom zusam-

men: Hoffentlich hast du, Diomed, deine Gerichte so gut zusammengestellt wie die Architektur!“

„Sollst sehen, sollst sehen, mein Sallust“, versetzte der Kaufmann. „Wir haben einigen Geschmack in Pompeji, und wir haben auch Geld.“

„Zwei vortreffliche Dinge!“ rief Sallust. „Doch sieh da, Domina Julia.“

Ein Hauptunterschied zwischen der Lebensart der Athener und derjenigen der Römer bestand darin, daß bei jenen vornehme Frauen selten oder nie an Tafeleien teilnahmen, während sie bei diesen gewöhnlich Zierden des Festes bildeten. Doch endete ein Gelage, bei dem sie zugegen waren, in der Regel zu früherer Stunde.

Prächtig in ein weißes, mit Perlen und Goldfäden durchwirktes Gewand gekleidet, trat die schöne Julia in das Zimmer. Kaum hatte sie den Gruß der beiden Gäste empfangen, als Pansa und seine Frau, Lepidus, Clodius und der römische Senator beinah zugleich eintraten; danach kam bald die Witwe Fulvia, dann der Dichter Fulvius, der mit der Witwe, wenn sonst nichts, wenigstens den Namen gemeinsam hatte. Nach ihm schritt der Krieger aus Herkulaneum, begleitet von seinem Schatten, herein, hierauf die minder ausgezeichneten Gäste.

Ione ließ auf sich warten.

Bei den Alten war es Sitte, höflich zu sein, wie es nur möglich war, und so galt es denn als ein Zeichen schlechter Erziehung, wenn man sich gleich nach dem Eintritt in das Haus des Wirtes niedersetzte. Unsere Gesellschaft verbrachte deshalb nach dem ersten Gruß, der in der Regel wie bei uns, in herzlichem Schütteln der rechten Hand, zuweilen in der noch vertrauteren Umarmung bestand, einige Minuten in Betrachtung des Zimmers und Bewunderung der Bronzen, Gemälde und des Gerätes.

„Eine reizende Bacchus-Statue!“ rief der römische Senator.

„Eine bloße Kleinigkeit!“ erwiderte Diomed.

„Was für allerliebste Malereien!“ bemerkte Fulvia.

„Bloße Kleinigkeiten!“ antwortete der Besitzer.

„Herrliche Kandelaber!“ rief der Krieger.

„Herrlich!“ hallte sein Schatten nach.

„Kleinigkeiten! Kleinigkeiten!“ wiederholte der Kaufmann.

Mittlerweile stand Glaukus an einem Fenster der Galerie, die sich auf die Terrassen öffneten, die schöne Julia an seiner Seite.

„Ist es eine athenische Tugend, Glaukus“, fragte die Tochter des Kaufmanns, „die zu vermeiden, die man einst gesucht hat?“

„Schöne Julia, nein!“

„Dann ist es, scheint mir, eine Eigenschaft des Glaukus.“

„Niemals vermeidet Glaukus seine Freunde“, erwiderte der Grieche mit einigem Nachdruck auf dem letzten Wort.

„Darf sich Julia zu seinen Freunden rechnen?“

„Für den Kaiser selbst müßte es eine Ehre sein, eine so liebenswürdige Freundin zu finden!“

„Du weichst meiner Frage aus“, erwiderte die verliebte Julia; „aber sag mir, ist es wahr, daß du die Neapolitanerin Ione bewunderst?“

„Nötigt uns die Schönheit nicht Bewunderung ab?“

„Ach, du hinterlistiger Grieche, immer entfliehst du dem Sinn meiner Worte, doch sage: Wird Julia dir wirklich eine Freundin sein?“

„Will sie mir diese Gunst erzeigen, so seien die Götter gepriesen! Der Tag, an dem ich so geehrt werde, soll mir immer mit einem weißen Strich bezeichnet sein!“

„Doch während du hier so sprichst, ist dein Auge unruhig, deine Farbe kommt und geht, du bewegst dich unwillkürlich weg; du kannst es nicht erwarten zu Ione zu kommen.“

In diesem Moment war nämlich Ione eingetreten, und Glaukus hatte wirklich innere Bewegung verraten, wie es die eifersüchtige Julia aussprach.

„Kann Bewunderung für eine Schönheit mich der Freundschaft der anderen unwürdig machen? Bestätige nicht so, Julia, die Vorwürfe der Dichter gegen dein Geschlecht!“

„Ja, du hast recht; wenigstens will ich mich bemühen, zu denken, du habest es. – Glaukus, noch einen Augenblick! Du heiratest Ione, nicht wahr?“

„Wenn es die Götter gestatten; es ist meine seligste Hoffnung.“

„Empfange denn von mir als Zeichen unserer neuen Freundschaft ein Geschenk für deine Braut; du weißt ja, es ist Sitte unter Freunden, der Braut und dem Bräutigam solche kleinen Zeichen der Achtung und des Glückwunsches zu geben.“

„Julia! Von dir kann ich ein Freundschaftspfand nicht ablehnen. Ich will die Gabe als ein Omen Fortunas selbst annehmen.“

„So magst du nach dem Fest, wenn die Gäste weggehen, mit mir in mein Zimmer hinuntergehen und das Geschenk aus meinen Händen empfangen. Vergiß es nicht!“ Damit trat Julia zu der Frau des Pansa und ermöglichte es Glaukus, sich zu Ione zu begeben.

Die Witwe Fulvia und die Ekehälfte des Ädils waren in einer hochwichtigen Erörterung begriffen.

„O Fulvia, ich versichere dir, nach der letzten Nachricht aus Rom ist die gekräuselte Frisur ganz aus der Mode gekommen; man trägt das Haar jetzt bloß turmförmig aufgerichtet, wie hier Julia, oder in Gestalt eines Helms, wie du bei mir siehst; es sieht, denk ich, nicht übel aus. Ich versichere dir, Vespian bewundert es höchlich.“ Vespian war der Name des Helden aus Herkulaneum.

„Und trägt niemand das Haar wie diese Neapolitanerin nach der griechischen Art?“

„Was? Auf der Stirn gescheitelt, mit einem Knoten hinten? O nein! Wie lächerlich! Es erinnert an die Statue der Diana! Immerhin ist diese Ione hübsch, he?“

„Die Männer behaupten's, aber freilich ist sie auch reich. Sie heiratet den Athener; ich wünsch' ihr Glück. Er wird ihr wohl nicht lang treu bleiben, fürcht' ich; diese Fremden sind sehr unbeständig.“

„Du, Julia“, fragte Fulvia, als die Tochter des Kaufmanns zu ihnen trat, „hast du schon den Tiger gesehen?“

„Nein!“

„Ei, alle Damen haben ihm schon ihren Besuch gemacht. Er ist hübsch!“

„Hoffentlich bekommen wir einen Verbrecher oder sonst jemand für ihn und den Löwen“, erwiderte Julia, und wandte sich an Pansas Frau: „Dein Gemahl läßt sich die Sache nicht so angelegen sein, als er sollte.“

„Wahrhaftig, die Gesetze sind auch zu mild“, entgegnete die behelmte Dame; „es gibt nur wenige Verbrechen, für die man die Strafe der Arena anwenden kann. Zudem werden die Gladiatoren nach und nach weichlich. Die stämmigsten Tierkämpfer erklären, sie wollten wohl gegen einen Bären oder Bullen fechten, aber gegen einen Löwen oder Tiger, meinen sie, könnte der Spaß zu ernstlich werden.“

„Sie sollten eine Mitra tragen!“ erwiderte Julia verächtlich.

Die Mitra galt, von Männern getragen, als Zeichen der Verweichlichung.

„Hast du das neue Haus des Fulvius, unseres werten Dichters, gesehen?“ fragte Pansas Frau.

„Nein! Ist es schön?“

„Sehr vortrefflicher Geschmack! Doch sagt man, meine Teure, er habe sehr unschickliche Gemälde. Er will sie den Frauen nicht zeigen. Wie ungezogen!“

„Diese Dichter sind immer wunderliche Köpfe“, bemerkte die Witwe. „Aber er ist ein interessanter Mensch; was für hübsche Verse er macht; wir schreiten in der Poesie gewaltig voran; es ist jetzt unmöglich, das alte Zeug noch zu lesen.“

„Ich gestehe, ich bin deiner Meinung“, entgegnete die Domina mit dem Helm; „die neuere Schule hat soviel Kraft und Energie.“ Der Krieger kam auf die Damen zugeschlendert.

„Es versöhnt mich mit dem Frieden“, sprach er, „wenn ich solche Gesichter sehe.“

„Ah, ihr Helden seid immer Schmeichler!“ gab ihm Fulvia zurück, eifrig, das Kompliment auf sich besonders zu beziehen.

„Bei dieser Kette, die ich aus des Kaisers eigener Hand erhielt“, erwiderte der Krieger, mit einer kurzen Kette spielend, die sich wie ein Halsband um seinen Nacken schloß, statt wie bei Nichtsoldaten, bis auf die Brust herabzuhängen – „bei dieser Kette, du tust mir Unrecht, ich spreche grad heraus, wie's einem Soldaten ziemt.“

„Wie findest du die Damen Pompejis im allgemeinen?“ fragte Julia.

„Bei der Venus, sehr schön! Freilich begünstigen sie mich ein wenig, und das verleitet vielleicht mein Auge, ihre Reize zu verdoppeln.“

„Wir haben die Krieger gern“, sagte Pansas Frau.

„Ich seh' es; beim Herkules! Allzuviel Ruhm kann einem in diesen Städten ordentlich widrig werden. In Herkulaneum klettern die Leute auf das Dach meines Atriums, um mich einen Augenblick zu sehen; die Bewunderung unserer Mitbürger ist anfangs recht angenehm, in der Folge aber wird sie lästig.“

„Gewiß, gewiß, Vespian“, rief der Poet, indem er zu der Gruppe trat; „so find' auch ich's.“

„Du?“ erwiderte der stattliche Krieger, indem er die kleine Gestalt des Dichters mit unsäglichlicher Verachtung maß.

„In welcher Legion hast du gedient?“

„Du kannst meine Beutestücke und Siegeszeichen sogar auf dem Forum sehen“, entgegnete der Poet mit einem bedeutsamen Blick auf die Frauen. „Ich gehörte zu den Zeltkameraden des großen Mantuaners selbst.“

„Ich kenne keinen Heerführer aus Mantua“, versetzte der Krieger ernst; „welchen Feldzug hast du mitgemacht?“

„Den Zug auf den Helikon.“

„Von diesem hab' ich nie gehört.“

Der Soldat verstand des Dichters Anspielung auf Vergil und den Berg der Musen nicht.

„Nein Vespian, er scherzt nur“, rief Julia lachend.

„Scherzt! Beim Mars, bin ich ein Mann, mit dem man scherzen darf?“

„Ja! Mars selbst liebte die Mutter der Scherze“, erwiderte der Poet ein wenig erschrocken. „Wisse, o Vespian, daß ich der Dichter Fulvius bin. Ich bin es, der die Krieger unsterblich macht.“

„Die Götter seien davor!“ flüsterte Sallust Julia zu. „Würde Vespian unsterblich, wärd ein Exemplar von einem langweiligen Prahlers käme auf die Nachwelt!“

Der Krieger sah verlegen aus, als zu seiner und der Gesellschaft Erleichterung das Zeichen zur Tafel gegeben wurde. Diomed, der kein Zeremoniell liebte, hatte einen Nomenclator oder Platzanweiser für die Gäste bestellt.

Die festliche Tafel war aus drei nach Hufeisenart aneinander gerückten Tischen gebildet. Nur an der Außenseite dieser Tafel befanden sich die Gäste; der innere Raum blieb zur Bedienung durch die Aufwärter oder Ministri frei. Die äußerste Ecke des einen Flügels wurde Julia, als der Dame des Hauses, zugewiesen; der Platz neben ihr dem Diomed. An einer Ecke des Mitteltisches befand sich der Ädil; an der entgegengesetzten Seite der römische Senator; dies waren die Ehrenplätze, die übrigen Gäste waren so gereiht, daß die Jüngeren nebeneinander kamen und die Älteren auf gleiche Weise gepaart wurden. Iones Platz war neben dem des Glaukus. Die Bänke waren mit Schildkrötenschalen ausgelegt und mit Polstern bedeckt, die mit Federn gefüllt und mit den köstlichen babylonischen Stickereien geschmückt waren. Als Tafelaufsätze dienten bronzene, elfenbeinerne und silberne Götterbilder. Das heilige Salzfaß und die Laren fehlten nicht. Über Tisch und Sitze hing von der Zimmerdecke ein

reicher Baldachin herab. An jeder Ecke des Tisches standen hohe Kandelaber, denn obwohl es noch heller Tag war, war der Saal dunkel. Von Dreifüßen, die weiterhin aufgestellt waren, erhob sich der Duft von Myrrhe und Weihrauch, und auf dem Abakus oder Seitentisch sah man große Gefäße und Schmuckstücke aus Silber nebeneinander gereiht. Die Stelle des Tischgebets nahm unabänderlich eine Weinspende für die Götter ein, und Vesta, als die oberste Hausgottheit, empfing in der Regel zuerst solche dankbare Huldigung.

Nach dieser Zeremonie streuten die Sklaven Blumen auf die Ruhebetten und den Boden aus und setzten jedem Gast Rosenkränze auf, die mit Bändern durchflochten und auf Lindenbast geheftet waren. In die Kränze der Männer waren außerdem Efeu und Amethyste als Schutzmittel gegen die schädliche Wirkung des Weines eingefügt. Frauen verbot die Sitte, öffentlich Wein zu trinken. Jetzt wollte Diomed einen Basileus oder König des Festes ernennen – ein wichtiges Amt, über das bisweilen das Los, bisweilen wie hier der Wirt des Hauses entschied. Er war zunächst in Verlegenheit über die Wahl. Der kränkliche Senator war zu gesetzt und zu schwach für die gehörige Erfüllung dieser Pflicht. Der Ädil wäre ihr leidlich gewachsen gewesen, aber einen Gast zu wählen, der seinem Rang nach unter den Senatoren stand, war eine Beleidigung für diesen. Während der Kaufmann über die Eignung der anderen noch zu Rate ging, fiel ihm der muntere Blick Sallusts ins Auge, und plötzlich ward es ihm eingegeben, den jovialen Epikuräer zur Ehre des Königs zu berufen. Sallust nahm die Stelle mit geziemender Bescheidenheit an.

„Ich werde“, sprach er, „ein gnädiger König für diejenigen sein, die tiefe Züge tun; gegen einen Ungehorsam aber werd’ ich mich unerbittlicher erweisen als Minos selbst; nehmt euch in acht!“

Nun reichten die Sklaven Becken mit wohlriechendem Wasser herum, denn das Fest begann damit, daß man sich die Hände wusch; und bald ächzte der Tisch unter dem ersten Gang.

Das anfangs flüchtige und vereinzelte Gespräch gestattete Ione und Glaukus das intime Geflüster, das alle schöne Unterhaltung aufwiegt. Julia beobachtete sie aufmerksam. – Bald werde ich den Platz der Neapolitanerin einnehmen! dachte sie.

Clodius jedoch, der an dem mittleren Tisch lag, daß er Julias Gesicht genau beobachten konnte, bemerkte ihren Verdruß und beschloß, sich ihn zunutze zu machen. Er redete sie über die Tafel hinüber mit herkömmlicher Galanterie an, und da er von hoher Geburt und gutem Aussehen war, blieb die eitle Julia trotz ihrer Liebe keineswegs unempfindlich gegen seine Aufmerksamkeit.

Mittlerweile wurden die Sklaven von dem wachsamem Sallust beständig in Atem gehalten. Er jagte Becher auf Becher mit einer Schnelligkeit hinunter, als wär' er entschlossen, all die geräumigen Keller zu erschöpfen, die noch heute unter dem Hause Diomedes zu sehen sind. Den würdigen Kaufmann fing seine Wahl zu gereuen an, als Amphora auf Amphora angestochen und geleert wurde. Die Sklaven, sämtlich noch im Knabenalter, die jüngsten, die den Wein füllten, etwa zehn Jahre alt, die ältesten, die ihn mit Wasser mischten, etwa fünf Jahre älter, schienen Sallusts Eifer zu teilen, und Diomedes Gesicht fing an zu glühen, als er die ärgerliche Bereitwilligkeit sah, mit der sie dem Eifer des Festkönigs zu Hilfe kamen.

„Verzeih mir, Senator“, rief Sallust, „ich sehe, du machst Ausflüchte, dein Purpursaum kann dich nicht retten; trinke!“

„Bei den Göttern“, erwiderte der Senator hustend, „meine Lungen stehen bereits im Feuer; du gehst mit einer so wunderbaren Schnelligkeit zu Werk, daß Phaeton selbst nichts gegen dich ist. Ich bin ein kranker Mann, mein lustiger Freund, du mußt mich entschuldigen!“

„Ich nicht, bei der Vesta! Ich bin ein unparteiischer Herrscher – trinke!“

Der arme Senator war nach den Tischgesetzen genötigt, zu gehorchen. Ach, jeder Becher brachte ihn näher und näher an den stygischen Pfuhl.

„Sachte, sachte, mein König!“ stöhnte Diomed. „Wir fangen bereits an, zu . . .“

„Verrat!“ unterbrach ihn Sallust, „keinen strengen Brutus hier! – Keine Einmischung in die königliche Gewalt!“

„Aber unsere weiblichen Gäste?“

„Lieben einen Zeher! War Ariadne nicht leidenschaftlich für Bacchus eingenommen?“

Die Mahlzeit schritt fort, die Gäste wurden gesprächiger und

lauter; der letzte Gang stand bereits auf dem Tisch, und die Sklaven boten Wasser mit Myrrhe und Ysop, mit dem man sich zum Schluß wusch. Im gleichen Augenblick schien sich ein rundes Tischchen, das den Gästen gegenüber stand, plötzlich wie durch Zauberei in der Mitte zu öffnen und goß einen duftenden Staubregen auf Tafel und Menschen. Als er nachließ, wurde der oben schwebende Baldachin weggezogen, die Gäste sahen ein Seil quer unter der Saaldecke ausgespannt, und einer von den behenden Tänzern, derentwegen Pompeji berühmt war, begann seinen lustigen Reigen gerade über den Köpfen der Anwesenden. Eine solche Erscheinung, die, bloß durch ein Seil von den Schädeln der Zuschauer geschieden, in den heftigsten Sprüngen ordentlich schwelgt, als wolle sie jeden Augenblick herabsetzen, scheint eigentlich geeignet, einigen Schrecken zu erregen; die Gäste Diomedes aber betrachteten das Schauspiel mit Wohlgefallen und klatschten lebhaft, wenn der Luftspringer mit der größten Kunst den Sturz auf den Kopf des Gastes gerade noch zu vermeiden schien, über dem zu tanzen ihm gerade beliebte. Wirklich erwies er dem Senator die besondere Höflichkeit, über ihm vom Seil zu fallen und es nur eben mit der Hand wieder zu fassen, als die ganze Gesellschaft den Schädel des Römers schon zersplittert glaubte. Endlich, zur großen Erleichterung Iones, die an solche Unterhaltung nicht sehr gewöhnt war, hielt der Tänzer plötzlich an, und eine Musik ließ sich von außen vernehmen. Aber von neuem sprang er zu einem noch wilderen Tanz auf; die Musikweise wechselte, der Tänzer hielt abermals ein – nein, noch nicht vermochte sie den Zauber zu lösen, von dem er besessen schien. Er stellte nämlich einen Menschen vor, der durch eine seltsame Krankheit zum Tanzen genötigt ist, und den nur eine bestimmte Melodie heilen kann. Endlich schienen die Musiker den rechten Ton zu treffen, der Geheilte machte einen Sprung, schwang sich vom Seil herab, gewann den Fußboden und verschwand.

Eine Kunst machte der anderen Platz; die Musiker, die draußen auf der Terrasse standen, spielten eine sanfte, weiche Melodie, zu der ein Lied gesungen wurde, das infolge der dazwischen stehenden Wand und der recht leisen Intonierung der Sänger den Gästen kaum verständlich wurde.

„Ein hübsches Lied“, bemerkte Fulvius der Dichter trotzdem mit Gönnermiene, als die Musik zu Ende war.

„Ah, wenn du uns eins zu hören geben wolltest“, flüsterte Pansas Frau.

„Wünschst du, daß Fulvius singt?“ fragte der König des Festes, welcher der Gesellschaft gerade befohlen hatte, auf die Gesundheit des römischen Senators zu trinken, und zwar einen Becher auf jeden Buchstaben seines Namens.

„Kannst du fragen?“ erwiderte die ältliche Dame mit einem schmeichelhaften Blick auf den Dichter.

Sallust schnippte mit dem Finger und flüsterte dem Sklaven, der nach seinem Befehl fragte, etwas zu. Dieser verschwand und kehrte nach wenigen Minuten mit einer kleinen Leier in der einen Hand und einem Myrtenzweig in der anderen zurück. Er näherte sich dem Dichter und überreichte ihm mit einer tiefen Verbeugung das Instrument.

„Ach, ich kann nicht spielen“, erwiderte Fulvius.

„Dann mußt du zu der Myrte singen! Es ist ein griechischer Brauch: Diomed liebte die Griechen, ich liebe die Griechen, du liebst die Griechen, wir alle lieben die Griechen, und unter uns gesagt, dieser Brauch ist nicht das einzige, was wir von ihnen gestohlen haben. Übrigens sei dem wie ihm wolle, ich führe die Sitte ein, ich, der König:

Singe, Untertan, singe!“

Mit verschämtem Lächeln nahm der Poet die Myrte in die Hand und sang sein Lied mit einer angenehmen, wohltönenden Stimme. Es wurde mit großem Applaus aufgenommen, und die Witwe bestand darauf, daß man ihren Namensvetter mit demselben Myrtenzweig kröne, zu welchem er gesungen hatte. Der Zweig wurde mit leichter Mühe zu einem Kranz gebogen, und der unsterbliche Fulvius unter Händeklatschen und dem Ruf: „Jo triumphe!“ gekrönt. Gesang und Leier machten jetzt die Reihe durch die ganze Gesellschaft; ein frischer Myrtenzweig ging von Hand zu Hand und hielt bei jedem Gast an, der zum Singen überredet werden konnte.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, was allerdings die Tischgesellschaft, die schon einige Stunden fröhlich hingebracht hatte, in dem verdunkelten Zimmer nicht bemerkte. Der Senator aber, der müde war, und der Krieger, der nach Herkulaneum zurückzukehren hatte, erhoben sich und gaben dadurch das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch.

„Weilet noch einen Augenblick, meine Freunde“, rief Diomed;

„wollt ihr schon weggehen, so müßt ihr doch wenigstens noch an unserem Schlußspiel teilnehmen.“

Mit diesen Worten winkte er einem der Sklaven und sagte ihm etwas ins Ohr.

Der Diener eilte hinaus und kehrte sogleich mit einem Becher zurück, der mehrere sorgfältig versiegelte und dem Anschein nach ganz gleiche Täfelchen enthielt. Jeder Gast mußte eins um den Preis der geringsten Silbermünze kaufen, und der Spaß dieser Lotterie, einer Lieblingsunterhaltung des Augustus, der sie zuerst einführte, bestand in der Ungleichheit, ja bisweilen Ungereimtheit der Gewinne, die auf den Täfelchen bezeichnet waren. So zog der Dichter mit verdrießlichem Gesicht eins seiner eigenen Gedichte. Der Krieger zog eine Nadelbüchse, was zu einigen Witzeleien über Herkules und den Spinnrocken Anlaß gab. Die Witwe Fulvia erhielt einen großen Trinkbecher, Julia eine Männerschnalle und Lepidus eine Schminkdose. Das passendste Los wurde von dem Spieler Clodius gezogen, der sich, rot vor Zorn, mit einem Paar falscher Würfel beschenkt sah. Unterbrochen wurde plötzlich die frohe Laune, die hierbei entstanden war, durch einen Zwischenfall, der als übles Vorzeichen angesehen wurde. Glaukus nämlich zog den wertvollsten Gewinn, eine kleine marmorne Statue der Fortuna von einem griechischen Künstler; aber als der Sklave sie ihm zureichen wollte, ließ er sie fallen, und sie brach in Stücke. Ein Schrecken erfaßte alle, und jeder rief spontan „Dii avertite omen!“ „Götter, wendet das Unheil ab!“

Glaukus allein, obwohl so abergläubisch wie die anderen, stellte sich unerschüttert.

„Holde Ione“, flüsterte er zärtlich der Geliebten zu, die so bleich geworden war wie der zerbrochene Marmor selbst, „ich nehme das Vorzeichen an; sein Sinn ist, daß über dich hinaus Fortuna mir nichts mehr zu geben weiß, also zerbricht sie ihr Bild, indem sie mich mit dem deinigen beglückt!“

Um den Eindruck zu verwischen, den dieser Vorfall in der Gesellschaft verursacht hatte, bekränzte Sallust seinen Becher mit Blumen und trank auf die Gesundheit des Wirtes, dann die des Kaisers, worauf man, nach einem Abschiedsbecher für Merkur, damit er einen angenehmen Schlaf sende, das Gelage durch ein letztes Spendopfer schloß und auseinanderging.

Im Stadtgebiet Pompejis benutzte man selten Wagen, teils we-

gen der Enge der Straßen, teils schon wegen der geringen Entfernungen in der kleinen Stadt. So zogen denn die meisten Gäste ihre Sandalen, die sie im Festsaal abgelegt hatten, wieder an, hängten ihre Mäntel um und verließen das Haus zu Fuß, von ihren Sklaven begleitet.

Unterdessen wurde Glaukus, nachdem er von Ione Abschied genommen hatte und zu der Treppe gegangen war, die zu Julius Zimmer führte, von einer Sklavin in ein Gemach gewiesen, wo ihn die Tochter des Kaufmanns schon erwartete.

„Glaukus“, sagte sie, ohne ihn anzublicken, „ich sehe, daß du Ione wirklich liebst; in der Tat ist sie schön.“

„Julia ist reizend genug, um großmütig zu sein“, erwiderte der Grieche. „Ja, ich liebe Ione; mögest du unter den vielen jungen Männern, die dir ihre Huldigungen bringen, einen ebenso aufrichtigen Verehrer finden!“

„Bitte die Götter, daß sie mir diese Gunst gewähren! Sieh, Glaukus, diese Perlen sind das Geschenk, das ich deiner Braut bestimme: möge es Ione Gesundheit geben, daß sie diesen Schmuck lange tragen kann.“

Damit gab sie ein Kästchen in seine Hände, das Perlen von beträchtlicher Größe und Kostbarkeit, zu einer Kette gereiht, enthielt. Es war Sitte, daß Personen, deren Vermählung bevorstand, Geschenke erhielten, so daß Glaukus kein Bedenken tragen durfte, das Halsband anzunehmen, obwohl der stolze, von reizbarem Ehrgefühl beseelte Athener im stillen beschloß, das Geschenk durch ein dreimal wertvolleres zu ersetzen. Julia, ohne seinen Dank zu Wort kommen zu lassen, goß etwas Wein in einen kleinen Becher.

„Du hast manche Gesundheit mit meinem Vater getrunken“, sagte sie lächelnd; „trink jetzt eine mit mir.

Glück und langes Leben deiner Braut!“

Sie berührte den Becher mit den Lippen und reichte ihn dann dem Glaukus. Die Sitte forderte, daß Glaukus den ganzen übrigen Inhalt austrank. Julia, ohne Ahnung von dem Betrug, den ihr Nydia gespielt hatte, beobachtete den Trinkenden mit funkelnden Augen. Trotz der Voraussage der Hexe, daß die Wirkung vielleicht nicht augenblicklich eintreten werde, hoffte sie auf einen unmittelbaren Erfolg zu ihren Gunsten. Mißvergnügt sah sie daher Glaukus den Becher wegstellen und das Gespräch in dem alten höflichen aber leidenschaftslosen Ton fortsetzen.

Obwohl sie den Gast so lange zurückhielt, als sie mit Anstand irgend tun konnte, blieb ihre Hoffnung unerfüllt. Aber morgen, dachte sie und überwand damit ihre Mißstimmung, morgen, wehe dir, mein Glaukus!

VIERTES KAPITEL

Apäcides hat eine tröstliche Begegnung

Unruhig hatte sich Apäcides den Rest des Tages auf einsamen Wegen in der Umgebung der Stadt umhergetrieben. Die Sonne ging langsam unter, als er an einer verlassenem Stelle am Sarnus stehenblieb. Bloß durch einzelne Öffnungen im Gehölz und den Weingärten blinkte hie und da ein Streifen der weißen, glänzenden Stadt; aber in dieser Ferne ertönte kein Lärm, kein geschäftliches Treiben der Menschen herüber. Auf dem grünen Ufer kroch die Eidechse, hüpfte die Heuschrecke, und da und dort brach ein einsamer Vogel im Gebüsch in einen plötzlichen Gesang aus, der ebenso schnell wieder verstummte. Stille war ringsum, aber nicht die Stille der Nacht; noch atmete die Luft das frische Leben des Tages; noch regte sich das Gras von schwärmenden Insekten, und am jenseitigen Ufer schweiften anmutige weiße Ziegen, Knospen nagend, durch das Grün und beugten die Köpfe aufs Wasser, um zu trinken.

Apäcides sah gedankenvoll auf die Wellen nieder. Da vernahm er neben sich das leise Bellen eines Hundes.

„Still, armer Freund“, sagte eine Stimme, „der Fremde tut deinem Herrn kein Leid.“

Dem Neubekehrten klang die Stimme bekannt. Er wandte sich und erblickte den Alten, geheimnisvollen Mann, den er in der Versammlung der Nazarener gesehen.

Der Greis saß auf einem mit altem Moos bedeckten Steinblock; neben ihm Stab und Tasche; zu seinen Füßen ein kleiner, zottiger Hund, sein Gefährte auf mancher gefährlichen, wunderbaren Pilgerfahrt.

Der Anblick des Alten war Balsam für den unruhig erregten jungen Mann; er trat heran und setzte sich, nachdem er ihn um seinen Segen angesprochen, neben ihn nieder.

„Du bist doch wie zu einer Reise gerüstet, Vater“, sagte er, „willst du uns schon verlassen?“

„Mein Sohn“, erwiderte der Greis, „der Tage, die mir noch auf Erden bleiben, sind wenige; ich wende sie, wie mir gebührt, an, um von Ort zu Ort zu wandern, diejenigen zu trösten, welche Gott versammelt hat in seinem Namen, und die Herrlichkeit seines Sohnes zu verkünden, wie sie seinem Diener offenbart worden ist.“

„Du hast, sagt man mir, das Antlitz Christi geschaut?“

„Und dies Antlitz erweckte mich von den Toten! Wisse, du junger Verehrer des wahren Glaubens, daß ich der bin, von dem du in der Schrift des Apostels liest. Im fernen Judäa, in der Stadt Nain, wohnte eine Witwe, demütigen Geistes und traurigen Herzens, denn von allen Angehörigen des Bluts war ihr bloß ein einziger Sohn geblieben; und sie liebte ihn mit wehmutsvoller Liebe, denn er war das Ebenbild derer, die sie verloren. Und der Sohn starb. Das Rohr, auf das sie sich gelehnt, war zerbrochen, vertrocknet das Öl im Krug der Witwe. Sie trugen den Toten auf der Bahre hinaus, und nahe beim Tor der Stadt, wo sich die Menge gesammelt hatte, kam ein Schweigen über die Töne des Schmerzes, denn der Sohn Gottes ging vorbei. Die Mutter, die der Bahre nachfolgte, weinte nicht laut, aber alle, die auf sie blickten, sahen, wie tief ihr Herz verwundet war. Und der Herr hatte Erbarmen mit ihr, und er berührte die Bahre und sprach: ‚Ich sage dir, steh auf!‘ Und der Tote erwachte und sah in das Angesicht des Herrn. Oh, diese ruhige, heilige Stirn, dies unirdische Lächeln – dies schmerzgezeichnete, trauervolle Gesicht, überstrahlt vom Erbarmen eines Gottes, es verscheuchte die Schatten des Grabes! Ich richtete mich auf, ich sprach, ich lebte und lag in den Armen meiner Mutter! Ja, ich bin der auferstandene Tote! Die Menge schrie, die Leichenflöten klangen fröhlich, und allgemein erhob sich der Ruf: Gott hat sein Volk heimgesucht! Ich hörte es nicht; ich fühlte, ich sah nichts als das Antlitz des Erlösers!“

Der Greis schwieg tief bewegt, und den Jüngling überlief es kalt: Er war in der Gegenwart eines Menschen, der das Geheimnis des Todes geschaut hatte.

„Bis zu jener Zeit“, nahm der Sohn der Witwe wieder das Wort, „war ich gewesen wie andere Menschen, gedankenlos, doch nicht verworfen; um nichts mich kümmernd als um Liebe und Leben.“

Aber von den Toten auferstanden, aus furchtbaren, öden Träumen, die meine Lippen nie offenbaren dürfen, auf die Erde zurückgerufen, um die Macht des Himmels zu bezeugen, abermals sterblich geworden, um ein Bürge der Unsterblichkeit zu sein, brachte ich ein neues Dasein aus dem Grab. O unglückliches, verlorenes Jerusalem! Ihn, von dem mein Leben kam, sah ich zum qualvollen Tod des Verschmachtens verurteilt, im dichten Gedränge sah ich das Licht über dem Kreuz schimmern, ich hörte das höhrende Volk, ich schrie laut, ich tobte, ich drohte; niemand achtete meiner, ich war verloren im Gewirr und Gebrüll von Tausenden. Aber selbst damals, in meiner und seiner Todesqual, war mir's, als suche mich das glänzende Auge des Menschensohnes. Seine Lippen lächelten, als ob sie den Tod besiegten, sie trösteten mich, und ich ward ruhig. Ihm, der dem Grab für einen anderen Trotz geboten, was war das Grab ihm? Die Sonne schien trüb auf die bleichen, hoheitsvollen Züge und erlosch dann! Finsternis fiel auf die Erde; wie lang sie anhielt, weiß ich nicht. Ein lauter Schrei hallte durch das Dunkel, ein scharfer, bitterer Schrei! Und dann war alles still.

Aber wer kann die Schrecken der Nacht verkünden? Ich wandelte durch die Stadt, die Erdewankte, und die Häuser zitterten in ihrem Grund, die Lebenden hatten die Straßen verlassen, aber nicht die Toten; durch das Dunkel sah ich sie hingleiten, die dunstigen, gespensterhaften Gestalten in den Gewändern des Grabes, mit Grauen und Weh und Warnruf auf ihren starren Lippen und in lichtlosen Augen! Sie zogen an mir vorüber, sie starrten mich an, ich war ihresgleichen gewesen, und sie neigten ihre Häupter zum Zeichen des Wiedererkennens. Sie waren auferstanden, den Lebenden zu sagen, daß die Toten auferstehen können.“

Der alte Mann schwieg eine Weile und fuhr dann in ruhigerem Ton fort:

„Von jener Nacht an entsagte ich jedem Gedanken, der nicht Christo diene! Als Prediger und Pilger habe ich die fernsten Winkel der Erde durchzogen, seine Gottheit verkündet und neue Bekehrte seiner Herde zugeführt. Ich komme wie der Wind, und wie der Wind scheide ich. Wie der Wind säet, säe ich den Samen, der die Welt reich macht.

Sohn, auf Erden werden wir nicht wieder zusammentreffen. Vergiß nicht diese Stunde. Was sind die Freuden und Herrlich-

keiten des Lebens? Wie die Lampe schimmert, glimmt das Leben eine Stunde lang, aber das Licht der Seele ist der Stern, der ewig flammt im Herzen des endlosen Raumes.“

Damit fiel ihr Gespräch auf die erhabene Lehre von der Unsterblichkeit; sie beruhigte und erhob das junge Gemüt des Neubekehrten, das noch hie und da von Qualm und Schatten der dunklen Höhle seines alten Glaubens bedrückt wurde; es war Himmelsluft, die dem endlich befreiten Gefangenen zuwehte. Ein für ihn sehr fühlbarer Unterschied war zwischen dem Christentum dieses Greises und dem des Olinth: der Glaube des alten Pilgers war sanfter, milder, der göttlichen Ruhe näher, das harte Kämpfertum Olinths dagegen hatte etwas Wildes, Fanatisches an sich. Das war für die Rolle, die dieser Mann spielen sollte, notwendig. Er bedurfte des Mutes der Märtyrer mehr als des Erbarmens der Heiligen. Er erregte eher, schuf Unruhe und kräftigte dadurch, als daß er getröstet und besänftigt hätte. Das ganze Herz des heiligen Greises aber war von Liebe durchtränkt; das Lächeln Gottes hatte den Gärungsstoff irdischer Leidenschaften verzehrt und zu der Kraft des Helden die Weichheit des Kindes gefügt.

„Und jetzt“, sprach er sich erhebend, als der letzte Strahl der Sonne im Westen hinabsank, „jetzt in der Kühle der Dämmerung setze ich meinen Weg nach dem kaiserlichen Rom fort. Dort wohnen noch einige heilige Männer, die gleich mir das Antlitz Christi geschaut haben; die möcht ich vor meinem Tode noch sehen.“

„Aber die Nacht ist kalt für dein Alter, mein Vater, und der Weg lang und unsicher durch Räuber; ruhe bis morgen.“

„Lieber Sohn, was ist in dieser Tasche, das Räuber anlocken könnte? Und Nacht und Einsamkeit – sie sind die Leiter, auf welcher Engel auf- und niedersteigen, während mein Geist an der untersten Stufe von Gott träumt. Ach, niemand weiß, was der Pilger fühlt, wenn er seine Bahn wandelt, keine Furcht kennt, von keiner Gefahr weiß, denn Gott ist mit ihm, er hört die Winde frohe Botschaft flüstern, er sieht die Wälder im Schatten des Allmächtigen schlafen, die Sterne sind ihm die Schrift des Himmels, Pfänder der Liebe und Zeugen der Unsterblichkeit. Die Nacht ist des Pilgers Tag.“

Mit diesen Worten drückte der alte Mann Apäcides an seine Brust und nahm Stab und Tasche, der Hund sprang lustig vor

ihm her, und mit langsamen Schritten und gesenkten Augen ging der Pilger seines Wegs.

Der Neubekehrte sah der gebeugten Gestalt nach, bis die Bäume sie seinen Augen gänzlich entzogen. Die Sterne glommen auf; er besann sich und dachte an die mit Olinth getroffene Verabredung.

FÜNFTE KAPITEL

Die Wirkung des Zaubertranks

Als Glaukus in sein Haus zurückkam, fand er Nydia im Säulengang des Gartens sitzen. Sie war auf die bloße Möglichkeit hin, daß er vielleicht früh heimkehren würde, in das Haus gekommen. In ängstlichem Eifer wollte sie den Liebestrank bei der ersten Gelegenheit anwenden und hoffte zugleich doch, diese Gelegenheit werde sich hinausschieben, in der seltsamen Verquickung von Kühnheit und Scheu, in der unerfahrene Jugend ihren Liebeserlebnissen gegenübersteht.

In banger Glut, mit klopfendem Herzen und geröteten Wangen harrete Nydia auf den Zufall, daß Glaukus vor Nacht zurückkehre. Er trat in den Portikus, als eben die ersten Sterne aufleuchteten und der Himmel sich in tiefen Purpur gehüllt hatte.

„Ah, mein Kind! Wartest du auf mich?“

„Nein, ich habe die Blumen begossen und blieb nur noch ein wenig, um auszuruhen.“

„Es war heute warm“, sagte Glaukus, indem er ebenfalls auf einem der Sitze in dem Säulengang Platz nahm.

„Sehr warm!“

„Willst du Davus rufen? Der Wein, den ich getrunken habe, erhitzt mich; ich möchte etwas Kühlendes.“

Hier bot sich denn plötzlich und unerwartet die von Nydia gesuchte Gelegenheit; der Geliebte selbst bahnte ihr den Weg. Ihr Atem ging schnell, und sie sagte:

„Ich will dir aus Honig und schneegekühltem Wein einen Sommertrank bereiten, wie ihn Ione liebt.“

„Danke“, erwiderte der ahnungslose Glaukus. „Wenn Ione ihn liebt, so ist es gut; er wird mir angenehm sein, und wenn es Gift wäre.“

Nydia blickte erst finster und lächelte dann; sie entfernte sich und kehrte bald mit dem Becher, der das Getränk enthielt, zurück. Glaukus nahm ihn aus ihrer Hand. Was hätte Nydia jetzt für Sehkraft nur auf eine Stunde gegeben, um Zeugin zu sein, wie ihre Hoffnung zur Erfüllung reifte, wie die erste Morgendämmerung der versprochenen Liebe anbrach, um mit heißerer Andacht als Persiens Priester den Aufgang der Sonne zu verehren, die über ihre düstere Nacht hereinbrechen sollte! Wie anders waren Gefühle und Gedanken der Blinden, wie sie hier stand, als das, was bei gleicher Erwartung im Herzen der eitlen Julia vorgegangen war. Ärmliche, dürftige Gefühle hatte diese zu ihrem frechen Unternehmen bestimmt, welcher Groll, engherzige Rachsucht, Hoffnung auf winzigen Triumph hatten die Leidenschaft erzeugt, der sie den hohen Namen Liebe gab! In der unschuldigen Brust der Thessalierin dagegen war alles reine, unbedingte Leidenschaft, zwar irrend, unweiblich, phantastisch gesteigert, aber durch keinen Hauch einer unedleren Empfindung entwürdigt. Ganz von Liebe, der eigentlichen Triebkraft ihres Lebens, durchdrungen: wie konnte sie irgendeiner Aussicht widerstehen, Gegenliebe zu gewinnen?

Von einer Schwäche überfallen lehnte sie sich an die Wand; ihr eben noch glühendes Gesicht war weiß wie Schnee; die zarten Hände krampfhaft ineinandergepreßt, die Augen auf den Boden gesenkt, erwartet sie in unerträglicher Spannung, was Glaukus nun tun oder sagen würde.

Er hatte den Becher an die Lippen gesetzt, hatte bereits etwa den vierten Teil seines Inhalts geleert, als er bei einem zufälligen Blick auf Nydias Gesicht von der Veränderung darin, von seinem tiefen schmerzlichen, wunderbaren Ausdruck so überrascht wurde, daß er plötzlich anhielt und, den Becher noch nahe den Lippen, ausrief:

„He, Nydia, Nydia, sag' ich, bist du krank oder tut dir etwas weh? Leugne nicht, dein Gesicht spricht zu deutlich. Was fehlt meinem armen Kind?“

Mit diesen Worten setzte er den Becher nieder und stand auf, um sich ihr zu nähern, als ein plötzlicher Stich durch sein Herz fuhr, dem eine wilde, wirre, schwindelnde Empfindung im Gehirn folgte. Der Boden schien unter ihm zu weichen, es war ihm, als höben sich seine Füße empor; eine mächtige, überirdische Freudigkeit durchbrauste seinen Geist; er fühlte sich stürmisch

bewegt, er sehnte sich nach Flügeln, ja, im wonnigen Sturm seines veränderten Daseins war ihm, als habe er Flügel. Unwillkürlich brach er in ein lautes, heftiges Gelächter aus. Er klatschte in die Hände und sprang auf. Aber schnell wie es gekommen verlor sich dies unnatürliche Entzücken wieder; doch nicht ganz. Laut und rasch fühlte er jetzt das Blut durch seine Adern strömen, es schien zu schwellen, zu toben, aufzuwirbeln wie ein Strom, der seine Ufer durchbrochen hat und dem Ozean zustürmt. In seinem Ohr klang mächtiges Brausen, er fühlte es zur Stirn emporsteigen, fühlte, wie die Adern an seinen Schläfen sich dehnten und schwellen, als vermöchten sie die brausende, wachsende Flut nicht länger in sich zu halten. Dann kam eine Art Finsternis über seine Augen, doch keine völlige, denn durch dämmerige Schatten sah er die gegenüberstehende Wand glühen, und die darauf gemalten Figuren schienen sich wie Geister zu regen und zu bewegen. Er fühlte sich nicht unwohl; er erlag dem furchtbaren Wahnsinn, der sich über ihn zusammenzog, noch nicht. Es war ihm sogar, als ob eine frischere Gesundheit seine Kräfte vergrößerte. Er eilte der Verrücktheit entgegen, und er wußte es nicht!

Nydia hatte seine erste Frage nicht beantwortet, war zur Antwort nicht fähig gewesen. Sein wildes, furchtbares Gelächter hatte sie aus ihrer ängstlich wartenden Haltung aufgeschreckt. Sie sah seine wilde Gebärde nicht, konnte den wankenden, unsicheren Schritt, mit dem er, ohne es zu bemerken, auf und ab ging, nicht wahrnehmen; aber sie hörte die abgebrochenen, unzusammenhängenden, sinnlosen Worte, die seinen Lippen entströmten. Schreck und Bestürzung ergriffen sie, sie eilte auf ihn zu, fühlte mit den Armen umher, bis sie seine Knie zu fassen bekam, warf sich sodann vor ihm nieder und umschlang unter Tränen der Angst und der Liebe seine Füße.

„O sprich zu mir! Sprich! Du haßt mich nicht? Sprich! Sprich!“
„Bei der hellen Göttin! Ein schönes Land, dies Zypern! Ha, wie sie uns mit Wein statt mit Blut füllen! Jetzt öffnen sie dem Faun die Adern, da sieh wie es braust und schäumt! Komm her, lustiger alter Gott! Du reitest auf einem Bock, he? Was er für langes Seidenhaar hat! Er wiegt alle Rosse Parthiens auf. Aber ein Wort mit dir: dein Wein ist zu stark für uns Sterbliche. O schön! Die Zweige sind ruhig! Die grünen Wellen des Waldes haben den Zephyr gefangen und ertränkt! Kein Lüftchen rührt

das Laub, und ich sehe die Träume mit gesenkten Flügeln auf der regungslosen Eiche schlummern. Sieh, ein blauer Strom funkelt im stillen Mittag; ein Springquell steigt hoch empor. Oh, mein Quell, du wirst die Strahlen meiner griechischen Sonne nicht auslöschen, sosehr du dich auch mit deinen zarten Silberarmen abmühst. Und was für eine Gestalt schleicht dort durch das Gebüsch? Sie gleitet dahin wie ein Mondstrahl! Sie hat einen Kranz von Eichenlaub auf dem Kopf. In ihrer Hand ist ein umgekehrtes Gefäß, aus dem sie rote kleine Muscheln und perlendes Wasser schüttet. O schaut auf dies Gesicht! Die Menschen sahen seinesgleichen nie zuvor. Sieh, wir sind allein, nur ich und sie im weiten Wald. Auf ihren Lippen ist kein Lächeln, sie geht ernsthaft und süß trauernd. He! Fliehe, es ist eine Nymphe, eine von den wilden Napäen. Wer sie erblickt, wird wahnsinnig, fliehe! Ach, sie entdeckt mich!“

„O Glaukus! Glaukus! Kennst du mich nicht? Rase nicht so, deine Worte töten mich!“

Ein neuer Wechsel schien jetzt über den verwirrten Geist des unglücklichen Atheners zu kommen. Er legte die Hand auf Nydias seidenes Haar, er streichelte ihre Locken, sah ihr sehn-suchtsvoll ins Gesicht, und da in der zerbrochenen Kette seiner Gedanken einer oder zwei Ringe noch zusammenhielten, so schienen die Züge der Blinden ihm das Bild Iones hervorzurufen. Bei dieser Erinnerung wurde sein Wahnsinn noch tobender, und, gesteigert von der Leidenschaft seines Herzens, brach er in folgende Worte aus:

„Ich schwöre bei Venus, bei Diana und bei Juno, daß ich die Welt, die ich jetzt auf den Schultern trage, wie mein Landsmann Herakles – ha, stumpfsinniges Rom! Was irgend wirklich groß war, stammte aus Griechenland, nicht einmal Götter hättest du, wären wir nicht gewesen! – Ich sage, die Welt, die ich wie mein Landsmann Herakles trage, wollt’ ich für ein einziges Lächeln Iones in das Chaos fallenlassen. Ah, Schöne, Angebetete“, fügte er mit unaussprechlich zärtlicher, klagender Stimme hinzu, „du liebst mich nicht. Du bist unfreundlich gegen mich; der Ägypter hat mich bei dir verschrien! Du weißt nicht, wie viele Stunden ich unter deinem Fenster zugebracht habe, nicht, wie ich die Sterne überwacht habe und wartete, du, meine Sonne, werdest endlich aufgehen; und du liebtest mich nicht, du verstießest mich! Ach, verlaß mich jetzt nicht, ich fühle, daß mein

Leben nicht lang dauern wird, laß mich wenigstens bis zum letzten Augenblick in dein Antlitz schauen! Ich bin aus dem hellen Land deiner Väter, ich habe auf den Höhen von Phyle gestanden, habe Hyazinthen und Rosen in den Olivenhainen des Ilissus gepflückt. Du solltest mich nicht verlassen, denn deine Väter waren die Brüder meiner Väter. Und wohl sagt man, dies Land sei lieblich und dieser Himmel heiter – aber ich will dich mit mir nehmen! Ha, dunkle Gestalt, was erhebst du dich wie eine Wolke zwischen mir und ihr? Der Tod sitzt kalt und schrecklich auf deiner Stirn, auf deinen Lippen schwebt das Lächeln, das ermordet, dein Name ist Orkus, aber auf Erden nennen dich die Menschen Arbaces. Sieh, ich kenne dich; fort, düsterer Schatten! Deine Zauber helfen dir nichts!“

„Glaukus, Glaukus!“ flüsterte Nydia. Sie glitt von ihm ab, und, überwältigt von Angst, Reue und Schmerz, fiel sie ohnmächtig zu Boden.

„Wer ruft?“ fragte er mit lauter Stimme. „Es ist Ione. Sie haben sie weggeschleppt. Wir müssen sie retten: wo ist mein Dolch? Ha, da hab’ ich ihn! Ich komme, Ione, ich rette dich! Ich komme, ich komme!“

Mit einem Sprung setzte der Athener aus der Säulenhalle, eilte durch das Haus und stürzte mit unsicheren, aber doch schnellen Schritten, laut vor sich hinsprechend, die sternhellen Straßen hinab. Der furchtbare Trank brannte wie Feuer in seinen Adern; vielleicht wurde seine Wirkung durch den zuvor getrunkenen Wein noch beschleunigt. Gewöhnt an die Exzesse nächtlicher Schwelger, wichen die Einwohner, lächelnd und sich zuwinkend, den unsicheren Schritten aus. Sie wähten ihn unter der Herrschaft des Bacchus, der in Pompeji reichlich und durch die Tat verehrt wurde. Wer ihm aber länger ins Gesicht sah, bebte in unerklärlicher Furcht zurück, und das Lächeln erstarb auf seinen Lippen. Glaukus eilte durch die belebteren Straßen, kam dann, den Weg nach Iones Haus mechanisch verfolgend, in einen stilleren Stadtteil und betrat jetzt den einsamen Hain der Kybele, in dem Apäcides seine Unterredung mit Olinth geführt hatte.

*Arbaces holt zu neuem Schlage aus – Der Hain der Kybele wird
zum Schauplatz dramatischer Ereignisse*

Ungeduldig zu erfahren, ob der schreckliche Trank seinem verhaßten Nebenbuhler bereits gegeben worden sei und welche Wirkung er gehabt habe, beschloß Arbaces gegen Abend, Julia aufzusuchen. Es war damals üblich, daß Männer Schreibtafel und Griffel, den Stilus, beim Ausgehen am Gürtel trugen; zu Haus wurden beide Geräte mit dem Gürtel abgelegt. Mit diesem Stilus führten die Römer unter dem Schein eines Schreibinstruments eine sehr scharfe und furchtbare Waffe bei sich. Nachdem Arbaces also Gürtel und Mantel angelegt, verließ er sein Haus und machte sich, seine noch immer etwas schwankenden Schritte durch einen langen Stab stützend, auf den Weg nach Diomedes Villa. Hoffnung und Rachbegierde hatten im Verein mit seinen tiefen ärztlichen Kenntnissen dazu beigetragen, ihm seine natürlichen Kräfte zurückzugeben.

Schön ist das Mondlicht des Südens! Unter diesem Himmel tritt die Nacht so schnell in den Tag herein, daß die Dämmerung kaum einen Übergang zwischen beiden bildet. Ein Augenblick dunkleren Purpurs am Firmament, tausend rosige Farben im Wasser, ein über das Licht hinfliegender Schatten – und auf einmal sind die zahllosen Sterne erschienen, der Mond scheint, und die Nacht hat ihre Herrschaft angetreten.

In mildem Glanz fielen die Mondstrahlen auf den alten Hain der Kybele; die stattlichen Bäume, deren Alter keine Überlieferung anzugeben vermochte, warfen ihre langen Schatten auf den Boden, während durch die Öffnungen in ihrem Gezweig die Sterne still herabschienen. Der kleine Tempel in der Mitte des Wäldchens, umrankt von dunklem Laub, konnte einen Unvorbereiteten mit seinem glänzenden Weiß erschrecken; jählings brachte es den Charakter des Gehölzes als Heiligtum zur Geltung.

Mit schnellem Diebesschritt war Calenus durch die Nacht der Bäume geschlichen, hatte das Tempelchen erreicht, die Zweige an der Rückseite des Gebäudes leise zur Seite geschoben und sich in sein Versteck eingenistet; ein Versteck, das durch den Tempel vorne und die Bäume hinten so vollkommen abgeschlossen war,

daß kein Vorübergehender ihn entdecken konnte, er müßte denn schon im voraus einen Verdacht gehabt haben. Wieder war dem Schein nach tiefe Einsamkeit in dem Hain; fernher erschollen schwach die Stimmen einiger lauter Abendschwärmer, und Musik, die fröhlich von den belebten Straßen herüberhallte; denn damals, wie noch jetzt unter Italiens Himmel, weilten fröhliche Menschen während der Sommernächte lang in den Straßen und genossen in der frischen Luft und dem hellen Mondlicht einen helleren Tag.

Von der Höhe aus, auf der sich der Hain befand, erblickte man durch Lücken im Gehölz die breite, purpurne, sich weithin kräuselnde See, die weißen Villen von Stabiä an der ausgebuchteten Küste und die dämmerigen Laktiarischen Berge, deren Umrisse in dem zarten Himmel zerflossen. Eben trat Arbaces auf seinem Weg nach Diomedes Haus in das Wäldchen, und im selben Augenblick kreuzte Apäcides, seiner Verabredung mit Olinth gemäß, den Pfad des Ägypters.

„He, Apäcides!“ rief Arbaces, der den Priester auf den ersten Blick erkannt hatte. „Als wir zuletzt zusammentrafen, warst du mein Feind. Seit der Zeit wünschte ich dich zu sehen, denn stets möchte ich dich noch zu meinem Zögling und Freund haben.“

Bestürzt hielt Apäcides jählings an und blickte den Ägypter mit einem Ausdruck an, in dem sich Haß und Verachtung mischten. „Elender Betrüger“, sprach er endlich, „so bist du also dem Rachen des Todes entronnen! Glaube jedoch nicht, noch einmal dein sündhaftes Gewebe um mich ziehen zu können. – Netzwerfer, ich bin gegen dich gewappnet!“

„Still“, entgegnete Arbaces sehr leise, aber der Stolz, der in diesem Enkel von Königen nicht gering war, verriet die Wunde, die ihm die Schmähworte des Priesters schlugen, durch das Zittern seiner Lippe und das Erröten der dunklen Stirn. „Still, leiser! Man könnte dich hören, und vernähme ein anderes Ohr als meins ein solches Wort, so . . .“

„Drohst du? Was wär’ es denn, wenn mich die ganze Stadt gehört hätte?“

„Dann würden die Geister meiner Väter nicht dulden, daß ich’s dir vergäbe. Aber bleibe und höre mich. Du bist ergrimmt, daß ich Gewalt gegen deine Schwester gebrauchen wollte – ruhig, ruhig nur einen Augenblick, ich bitte dich! – Du hast recht, es war der Wahnsinn der Liebe und Eifersucht; bitter hab’ ich

meine Verrücktheit bereut, vergib mir; ich, der nie einen Menschen um Vergebung bat, flehe dich jetzt an, mir zu verzeihen. Ja, ich will die Schmach wiedergutmachen: – ich will deine Schwester zur Ehe. Erschrick nicht, überlege! Was ist die Verbindung mit jenem griechischen Glückspilz, verglichen mit mir? Mein ungemessener Reichtum, meine Abstammung, die durch ihr hohes Alter eure griechischen und römischen Namen zu Dingen von gestern herniederdrückt, mein Wissen – doch das kennst du. Gib mir deine Schwester, und mein ganzes Leben soll den Fehler eines Augenblicks wiedergutmachen.“

„Ägypter, wollte ich auch einwilligen, so ist schon die Luft, die du atmest, meiner Schwester verhaßt. Und auch ich habe Unrecht von dir erlitten; kann ich dir auch vergeben, daß du mich zum Werkzeug deiner Trügereien gebraucht hast, so kann ich dir doch nie verzeihen, daß du mich zum Mitschuldigen deiner Laster, zum befleckten meineidigen Menschen gemacht hast. Hüte dich, schon bereit' ich die Stunde vor, in der du und deine falschen Götter enthüllt werden sollen. Zutag kommen wird dein verbuhltes, üppiges Leben, entschleiert werden der Betrug deiner Orakel; ein Schand- und Schimpfwort soll der Tempel der abgöttischen Isis sein, der großartige Name des Arbaces ein Ziel für Hohn und Verwünschung werden. Hüte dich!“

Der Röte auf der Stirn des Ägypters folgte Todesblässe. Er blickte nach allen Seiten, ob etwa ein Zuhörer da sei, und richtete dann die dunklen, weit offenen Augen so drohend auf den Priester, daß nur ein Mensch, der, wie Apäcides, von der Kühnheit eines heiligen Eifers gehalten wurde, mit fester Miene diesem schrecklichen Blick standzuhalten vermochte. Der junge Neubekehrte bot ihm unerschüttert die Stirn, ja erwiderte ihn mit stolzer Herausforderung.

„Apäcides“, sagte der Ägypter mit bebender Stimme, „sieh dich vor! Womit gehst du um? Hast du – halt an, überlege deine Antwort genau – hast du nur ausgesprochen, was dir der Zorn des Augenblicks eingegeben hat, ohne daß deine Worte auf einen festen Entschluß deuten, oder zeigten sie einen überlegten Plan an?“

„Ich spreche, wie es mir der wahre Gott eingibt, dessen Diener ich jetzt bin“, erwiderte der Christ kühn. „Ich spreche im Bewußtsein, daß durch seine Gnade menschlicher Mut deiner Heuchelei und deinem Götzendienst das Ende schon bestimmt hat.“

Ehe die Sonne dreimal aus der Dämmerung gestiegen ist, wirst du es erleben! Finsterer Zauberer, zittere.“

All die wilde Leidenschaftlichkeit, die er von seinem Volk und Land geerbt und unter listiger Sanftmut und philosophischer Kälte immer nur notdürftig verborgen hatte, tobte in der Brust des Ägypters. Schnell jagte ein Gedanke den anderen; er sah den Menschen vor sich, der selbst eine gesetzmäßige Verbindung mit Ione hartnäckig verhinderte, den Genossen des Glaukus in dem Kampf, der seine Pläne vereitelt hatte, den Schänder seines Namens, den drohenden Entweiher der Göttin, der ein Arbaces diente, wenn er auch nicht an sie glaubte, den offenkundigen, nahen Enthüller seiner Betrügereien und Laster. Seine Liebe, seine Ehre, selbst sein Leben konnten gefährdet werden; Tag und Stunde zu einem Unternehmen gegen ihn schienen ja bereits festgesetzt. Er ersah aus den Worten des Neubekehrten, daß er den christlichen Glauben angenommen; er kannte den unbezähmbaren Eifer, der die Proselyten dieses Glaubens beseelte. So geartet war sein Feind. Er faßte seinen Stilus, der Feind war in seiner Gewalt! Sie standen vor der Kapelle; rasch warf er noch einen Blick umher; er bemerkte niemand in der Umgebung; Stille und Einsamkeit ermutigten ihn.

„Stirb denn in deiner Tollheit“, murmelte er; „weg mit dir, du Hemmnis meines Glückes!“

Und als der junge Christ sich zum Weitergehen anschickte, erhob Arbaces die Hand über seine linke Schulter und stieß die scharfe Waffe zweimal in seine Brust.

Apácides stürzte mit durchbohrtem Herzen nieder, stumm, ohne einen Seufzer, am Fuß der Kapelle.

Arbaces betrachtete ihn einen Augenblick mit der wilden, tierischen Freude des Siegs über einen Feind. Aber dann wurde er sich der Gefahr bewußt, der er ausgesetzt war. Sorgsam wischte er seine Waffe im langen Gras und an den Kleidern seines Opfers ab, hüllte sich in seinen Mantel und wollte eben weggehen, als er die Gestalt eines jungen Mannes mit seltsam wankenden, unsteten Schritten seinen Weg daherkommen sah. Das ruhige Mondlicht lag voll auf dem Gesicht, das in ihm marmorweiß erschien. Der Ägypter erkannte Glaukus. Der unglückliche, sinnverwirrte Grieche sang ein unzusammenhängendes, wahnwitziges Lied, aus Bruchstücken heiliger Oden und Hymnen durcheinander gewoben.

Der Ägypter, diesen Zustand und seine furchtbare Ursache sogleich erratend, flüsterte: „So wirkt denn der Höllentrunk, und das Schicksal hat dich hierher gesandt, damit ich zwei meiner Feinde auf einmal zerschmettere!“

Schnell, noch eh dieser Gedanke ihm gekommen war, hatte er sich neben der Kapelle unter Zweigen versteckt; von diesem Schlupfwinkel aus lauerte er, wie der Tiger in seinem Lager, auf das Herannahen seines zweiten Opfers. Er bemerkte das irre, unruhige Feuer in den hellen, schönen Augen des Atheners, die Krämpfe, die das Ebenmaß seiner Züge verzerrten, er sah, daß der Wankende gänzlich von Sinnen war. Als Glaukus aber auf den Leichnam des Apäcides stieß, von dem ein dunkelroter Strom langsam über das Gras hinfloß, verfehlte dieser überraschende, schauerhafte Anblick auch auf das umnachtete, irrende Gemüt seinen Eindruck nicht. Er hielt an, legte die Hand an die Stirn, wie um sich zu besinnen, und sagte dann:

„He, Endymion! Schläfst du so fest? Was hat Selene zu dir gesagt? Du machst mich eifersüchtig; es ist Zeit zum Erwachen.“ Er bückte sich, um den Körper aufzuheben.

Seine eigene Schwäche vergessend, stürzte der Ägypter aus dem Versteck hervor und schlug den Gebeugten mit mächtiger Faust zu Boden, so daß er neben den Leichnam niederfiel; dann ließ er seine kräftige Stimme mit aller Macht ertönen:

„Hallo, Bürger, zu Hilfe! – Hierher, hierher! Ein Mord, ein Mord an der Schwelle des Tempels! Zu Hilfe, laßt den Mörder nicht entkommen!“

Dabei hielt er dem Glaukus den Fuß auf die Brust, eine überflüssige Vorsicht, denn von Trunk und Sturz betäubt lag der Grieche bewegungs- und besinnungslos da. Nur daß sich dann und wann unbestimmte, sinnlose Laute von seinen Lippen stahlen.

Während Arbaces so dastand und auf Leute wartete und weiterhin nach ihnen rief, regte sich doch etwas wie Gewissen in ihm. Trotz seiner Frevel war er ein Mensch. Der wehrlose Zustand des Glaukus, seine irren Worte, seine zerrüttete Vernunft, bewegten ihn tiefer als selbst der Tod des Apäcides, und halblaut sprach er vor sich hin:

„Armer Staub – arme Menschenvernunft! Wo ist jetzt die Seele? Ich könnte dich verschonen, mein Nebenbuhler – jetzt nicht

mehr Nebenbuhler! Aber das Schicksal muß erfüllt werden, meine Sicherheit verlangt deine Opferung.“

Damit rief er, als wollte er die innere Stimme übertönen, noch lauter, zog aus dem Gürtel des Griechen den Stilus hervor, tauchte ihn in das Blut des Ermordeten, und legte ihn neben die Leiche.

Atemlos kamen jetzt Passanten in Haufen herbeigerannt, einige mit Fackeln, die der Mond unnötig machte und nur einen roten, gespenstigen Schein gegen die dunklen Bäume werfen ließ. Sie umringten den Platz.

„Hebt den Leichnam auf“, sagte der Ägypter, „und bewahrt den Mörder gut!“

Sie hoben den Körper auf, und groß war das Grauen und die fromme Entrüstung, als sie in dieser leblosen Hülle einen Priester der angebeteten, verehrten Isis entdeckten; aber größer vielleicht noch ihr Staunen, als sie in dem angeblichen Mörder den glänzenden, bewunderten Athener erkannten.

„Glaukus!“ riefen die Umstehenden. „Ist es möglich!“

„Eher wollte ich glauben“, flüsterte einer seinem Nachbar zu, „daß der Ägypter selbst der Täter wäre.“

Hier drängte sich ein Zenturio energisch in die Menge.

„Wie? Blut vergossen! Wer ist der Mörder?“

Das Volk zeigte auf Glaukus.

„Er? Beim Mars! Er sieht eher aus, als ob er der Erschlagene wäre! Wer ist Zeuge?“ fragte der Offizier.

„Ich“, entgegnete Arbaces, sich stolz emporrichtend, und die Edelsteine, die sein Kleid schmückten, überzeugten durch ihr Gefunkel den würdigen Kriegsmann alsogleich von der Achtbarkeit des Zeugen.

„Verzeihe mir: dein Name?“

„Arbaces; ein, wie ich glaube, wohlbekannter Name in Pompeji. Ich kam durch den Hain daher und bemerkte den Griechen und den Priester in lebhaftem Gespräch vor mir. Die schwankenden Bewegungen des Griechen, seine heftigen Gebärden, seine laute Stimme fielen mir auf; er schien mir entweder betrunken oder verrückt zu sein. Plötzlich sah ich ihn seinen Stilus erheben, ich stürzte hinzu – jedoch zu spät, den Streich aufzuhalten. Zweimal hatte er sein Opfer durchbohrt und beugte sich eben jetzt über den Toten, als ich in Grauen und Entrüstung den Mörder zu Boden schlug. Er fiel ohne Widerstand, was die

Vermutung, daß er nicht ganz bei Sinnen gewesen sein kann, noch mehr in mir bestärkte; denn kaum von einer heftigen Krankheit genesen, konnte ich nur ziemlich schwach zuschlagen, und Glaukus ist, wie ihr seht, jung und kräftig.“

„Seine Augen öffnen sich – seine Lippen bewegen sich“, rief der Soldat. „Sprich, Mann, was sagst du zu der Anschuldigung?“

„Der Anschuldigung? Ha! Ich sag’ euch, es ging ganz lustig her, als die alte Hexe ihre Schlange auf mich hetzte und Hekate daneben stand und von einem Ohr zum andern lachte: was konnt’ ich tun? Aber ich bin krank – mir wird schwach – die feurige Zunge der Schlange hat mich gestochen. Bringt mich zu Bett und schickt nach dem Arzt; der alte Äskulap selbst wird Sorge für mich tragen, wenn ihr ihn wissen laßt, daß ich ein Grieche bin. O Erbarmen, Erbarmen, ich brenne! – Mark und Bein verbrennen mir!“

Und mit schrecklichem Stöhnen sank der Athener in die Arme der Umstehenden zurück.

„Er rast“, sagte der Offizier mitleidig, „und in der Tollheit hat er den Priester erschlagen. Hat ihn jemand von euch heute gesehen?“

„Ich sah ihn heute morgen“, entgegnete einer der Zuschauer, „er kam an meiner Bude vorbei und redete mich an. Er schien so wohl und gesund wie sonst.“

„Und ich sah ihn vor einer Stunde“, rief ein anderer, „er lief durch die Straßen und murmelte unter seltsamen Gebärden vor sich hin, gerade wie es der Ägypter beschrieben hat.“

„Das bestärkt seine Angaben! Sie müssen richtig sein. Auf jeden Fall muß der Angeklagte vor den Prätor. Schade! So jung und so reich; aber das Verbrechen ist furchtbar: einen Priester der Isis in seinem heiligen Gewand und auf der Schwelle unserer ältesten Kapelle!“

Diese Worte erinnerten das Volk wieder an die Verruchtheit einer Tempelschändung, die in der ersten Aufregung und Neugier nicht so beachtet worden war. Die Leute schauderten in frommem Abscheu.

„Kein Wunder, daß die Erde bebbe“, rief einer, „als sie ein solches Ungeheuer sah!“

„Fort mit ihm ins Gefängnis – fort!“ schrien alle.

Und scharf und freudig hörte man eine einzelne Stimme aus allen heraus:

*„Die wilden Tiere haben jetzt keinen Gladiator nötig!
Tripp, Trapp, wie ziehen sie stattlich und frei!
Heiße, zum lustigen Spiele herbei!“*

Es war die Stimme des jungen Mädchens, das sich mit dem alten Medon schon über dies Thema unterhalten hatte.

„Jaja! Das kommt zu rechter Zeit für die Spiele!“ riefen nun mehrere, und mit dieser Vorstellung schien alles Mitleid für den Angeklagten zu verschwinden. Seine Jugend, seine Schönheit machten ihn nur um so geeigneter für die Arena.

„Bringt ein paar Bretter her“, sagte Arbaces, „oder eine Sänfte, wenn sie zur Hand ist; ein Isispriester darf nicht von gemeinen Händen in seinen Tempel geschleppt werden wie ein hingeschlachteter Gladiator.“

Auf diese Mahnung legten die Nächststehenden den Leichnam des Apäcides mit dem Gesicht nach oben ehrfurchtsvoll auf die Erde, und einige entfernten sich, um eine Bahre herbeizuschaffen, damit der Tote unberührt von profanen Händen weggetragen werden könne.

In diesem Augenblick wich die Menge zu beiden Seiten vor einer stämmigen Gestalt, die sich mitten durch sie drängte, und der Christ Olinth stand unmittelbar dem Ägypter gegenüber. Im ersten Augenblick jedoch hafteten seine Augen in unaussprechlichem Schmerz und Schauer nur auf der blutigen Brust des Toten und auf seinem Antlitz, in dem der Schrecken des gewalt-samen Todes noch sichtbar war.

„Ermordet?“ sprach er. „Hat dich dein Eifer dahin gebracht? Haben sie deinen Vorsatz entdeckt? Sind sie durch deine Ermordung ihrer Schande zuvorgekommen?“

Dann wandte er das Haupt, und seine Augen fielen auf die stolzen Züge des Ägypters.

Bei diesem Anblick konnte man in seinem Gesicht, ja in einem leichten Schauer, der über seinen ganzen Körper hinlief, den Widerwillen und Abscheu bemerken, den der Christ einem Menschen gegenüber empfand, den er als so gefährlich und sündhaft kannte. Aber das plötzliche Grauen, das ihn beschlichen hatte, abschüttelnd, streckte Olinth den rechten Arm gegen Arbaces aus und sagte mit tiefer, lauter Stimme:

„Mord ist geschehen an diesem Manne! Wo ist der Mörder? Steh mir Rede, Ägypter! Denn so wahr der Herr lebt, ich glaube, du bist es!“

Für einen Augenblick konnte man auf den dunklen Zügen des Arbaces etwas wie Furcht wahrnehmen, doch bald wich sie dem Ausdruck der Entrüstung und des Hohnes, als, erschreckt und lautlos gebannt von einer so plötzlich, so drohend vorgebrachten Beschuldigung, die Zuschauer sich dicht um die zwei Hauptpersonen drängten.

„Ich kenne meinen Ankläger“, entgegnete Arbaces stolz, „und wohl kann ich vermuten, warum er mich so beschuldigt. Männer und Bürger, erkennt in diesem Menschen den erbittertsten Nazarener oder Christen! Was Wunder, daß er in seiner Bosheit selbst einen Ägypter des Mordes an einem ägyptischen Priester anzuklagen wagt!“

„Ich kenn' ihn, ich kenne den Hund“, riefen verschiedene Stimmen. „Es ist Olinth, der Christ, oder vielmehr der Atheist, er leugnet die Götter!“

„Ruhig, Brüder, und hört mich“, erwiderte Olinth mit Würde. „Dieser ermordete Isispriester hat vor seinem Tod den christlichen Glauben angenommen; er hat mir die dunklen Sünden, die Zauberkünste des Ägypters und den Betrug des Isistempels enthüllt. Er stand im Begriff, sie öffentlich bekanntzumachen. Ihn, einen harmlosen Fremden ohne Feinde – wer sollte sein Blut vergießen als einer von denen, die seine Angaben fürchteten? Wer mußte sein Zeugnis am meisten fürchten? – Arbaces, der Ägypter!“

„Ihr hört ihn!“ rief Arbaces. „Ihr hört ihn! Er lästert die Götter. Fragt ihn, ob er an Isis glaube!“

„Ob ich an den bösen Geist glaube?“ erwiderte Olinth kühn.

Ein Gemurmeln des Grauens lief durch die Versammlung.

Unverzagt – denn er war stets auf Gefahr vorbereitet und verlор jetzt in der Aufregung des Augenblicks alle Klugheit – fuhr der Christ fort:

„Zurück, ihr Götzendiener! Diese Hülle gehört nicht euch für eure leeren, unheiligen Gebräuche! Uns, den Nachfolgern Christi, kommt es zu, einem Christen den letzten Dienst zu erweisen! Ich fordere diesen Staub im Namen des großen Schöpfers, der den Geist zu sich gerufen hat!“

Er hatte diese Worte mit so gebietendem Ton und Ansehen gesprochen, daß selbst die Menge sich scheute, laut die Verwünschungen der Furcht und des Hasses auszusprechen, die ihr

Herz bewegten. Arbaces stand zur vollen Höhe emporgerichtet, den Haufen um ihn her weit überragend, die Arme gekreuzt, die Stirn gefurcht, die Augen starr, die Lippen von Trotz und Verachtung leicht gekrümmt. Olinth trug auf seiner früh gefurchten Stirn die Majestät der gleichen Herrschermacht, die Züge streng, die Miene kühn und offen; in der ruhigen Würde der ganzen Gestalt lag tiefer Ernst, den ein Mitgefühl für den heiligen Schrecken, den er selbst hervorgerufen hatte, wiederum milderte.

Der Zenturio drängte sich wieder vor:

„Vor allem: hast du, Olinth, oder wie du heißen magst, einen weiteren Beweis als deinen unbestimmten Verdacht für die gegen Arbaces erhobene Beschuldigung?“

Olinth blieb still; der Ägypter lachte verächtlich.

„Forderst du den Leichnam eines Isispriesters, weil er zur Sekte der Nazarener oder Christen gehörte?“

„So ist es.“

„Schwöre denn bei jenem Tempel, jener Bildsäule der Kybele, bei dem ältesten Heiligtum Pompejis, daß der Ermordete deinen Glauben angenommen hatte!“

„Sinnlose Rede! Ich verleugne eure Götzen, ich verabscheue eure Tempel! Wie kann ich also bei Kybele schwören?“

„Weg, weg mit dem Atheisten, weg! Die Erde verschlingt uns, wenn wir diese Lästerungen im heiligen Tempelbezirk dulden! – Fort mit ihm, führt ihn zum Tode!“

„Für die wilden Tiere!“ fügte eine weibliche Stimme in dem Haufen hinzu. „Jetzt haben wir gar ein Stück für den Löwen und eines für den Tiger!“

„Wenn du, Nazarener, an Kybele nicht glaubst“, begann der Soldat noch einmal, unbewegt von dem Geschrei um ihn her:

„Welche von unsern Gottheiten erkennst du an?“

„Keine!“

„Hört ihn, hört ihn!“ rief die Menge.

„O ihr Törichtern und Blinden!“ fuhr der Christ mit erhöhter Stimme fort. „Könnt ihr an Bilder von Holz und Stein glauben? Meint ihr, sie haben Augen, zu sehen, Ohren, zu hören, Hände, euch zu helfen? Ist so ein stummes, von Menschenkunst geschnitztes Ding eine Göttin? Hat es Menschen geschaffen! Seht, überzeugt euch selbst von seiner Nichtigkeit, von eurer Torheit!“

Mit diesen Worten schritt er auf das Heiligtum zu, und ehe einer der Anwesenden sein Vorhaben ahnen konnte, schlug er in seinem Mitleid und Eifer das hölzerne Bild vom Fußgestell herab.

„Seht“, rief er, „eure Göttin vermag sich selbst nicht zu rächen! Ist das ein Ding, das Anbetung verdient?“

Weiter zu sprechen war ihm nicht gegönnt; ein so grober, frecher Frevel, gerade an einem der heiligsten Andachtsorte, erfüllte selbst den Lauesten mit Zorn und Abscheu. Wie auf Verabredung stürzte die Menge auf ihn und würde ihn ohne das Dazwischentreten des Zenturios zerrissen haben.

„Ruhig!“ rief der Solat in Befehlston. „Wir bringen diesen ruchlosen Lästler vor das gehörige Gericht! Schon haben wir Zeit verloren. Schaffen wir beide Verbrecher vor die Obrigkeit. Legt den Körper des Priesters auf die Sänfte, tragt ihn in sein eigenes Haus!“

Jetzt trat ein Isispriester hervor: „Ich fordere diese Überreste nach der Regel unserer Priesterschaft.“

„Tut, wie euch der Priester sagt“, erwiderte der Zenturio. „Wie steht's mit dem Mörder?“

„Er ist ohnmächtig.“

„Wäre sein Verbrechen nicht so groß, ich könnte Mitleid mit ihm haben. – Vorwärts!“

Als Arbaces sich umwandte, begegnete sein Blick dem des Isispriesters: es war Calenus. In seinem Auge lag etwas so Bedeutungsvolles und Drohendes, daß der Ägypter vor sich hinhinmurmelte:

„Sollte er Zeuge der Tat gewesen sein?“

Ein Mädchen drängte sich aus dem Volk und sah Olinth fest ins Gesicht: „Beim Jupiter, ein stämmiger Kerl! – Lustig, sag' ich, jetzt haben wir einen Menschen für den Tiger, einen besonders für jedes Tier! – Heißa!“

„Heißa!“ rief die Menge. „Einen Menschen für den Löwen und einen andern für den Tiger! Welches Glück! Heißa!“

Glaukus ist das Tagesgespräch – Der Ägypter macht einen Rettungsversuch, aber nicht uneigennützig – Die Liebe der Blinden allein bleibt unerschüttert

Die Nacht war schon vorgeschritten, aber noch immer füllten Menschen die Straßen und Plätze Pompejis. Auf den Gesichtern der Umherschleudernden war jedoch ein ernsterer Ausdruck als gewöhnlich zu sehen. Sie unterhielten sich in großen Gruppen, als wollten sie unter vielen Teilnehmenden die halb schmerzliche, halb angenehme Spannung lösen, die mit dem Gegenstand ihrer Gespräche verknüpft war: es ging darin um Leben und Tod.

Ein junger Mann bog hastig um den anmutigen Säulengang des Fortunatempels, so hastig, daß er mit heftigem Anprall gegen den runden, stattlichen Leib des ehrenwerten Diomed stieß, der eben in seine vorstädtische Villa zurückkehren wollte.

„Holla!“ stöhnte der Kaufherr, indem er mit Mühe wieder ins Gleichgewicht zu kommen suchte. „Hast du keine Augen im Kopf oder glaubst du, ich habe kein Gefühl? Beim Jupiter, beinah hättest du mir den göttlichen Lebensfunken ausgetrieben! Noch ein solcher Stoß, und meine Seele sitzt im Hades.“

„Ach, Diomed, bist du es? Verzeih meine Unachtsamkeit. Ich war ganz in Gedanken vertieft über die Wechselfälle des Lebens. Unser armer Freund Glaukus! Wer hätte das gedacht!“

„Ach ja; aber sag doch, Clodius, muß er wirklich vor den Senat?“

„Ja, das Verbrechen ist, sagt man allgemein, von so außerordentlicher Art, daß der Senat selbst darüber richten muß; die Liktores werden den Gefangenen förmlich vorführen.“

„So wurde er denn öffentlich angeklagt?“

„Freilich! Wo bist du denn gewesen, daß dir so etwas entgehen konnte?“

„Ich komme eben von Neapolis zurück, wohin ich gleich am Morgen nach seinem Verbrechen gereist bin! Und war noch in meinem Haus am nämlichen Abend, wo es geschah!“

„Es gibt keinen Zweifel an seiner Schuld“, bemerkte Clodius achselzuckend, „und da dergleichen Verbrechen allen kleineren

Strafsachen vorgehen, so wird man das Urteil wohl noch vor den Spielen fällen.“

„Den Spielen! Gute Götter!“ erwiderte Diomed mit leichtem Schauer. „Man wird ihn doch nicht zum Tierkampf verurteilen – so jung – so reich?“

„Wohl wahr! Aber er ist ein Grieche. Wär' er ein Römer, so hätt' es an Gnade nicht gefehlt. Diese Fremden dagegen kann man wohl dulden, solange es ihnen gut geht; im Unglück aber dürfen wir nicht vergessen, daß sie eigentlich Sklaven sind. Gleichwohl sind wir, aus den besseren Ständen, stets nachsichtig, und gewiß käm' er noch ganz gut weg, wenn er uns überlassen bliebe, denn, unter uns gesagt, was liegt an einem kleinen Isispriester? Was an Isis selbst? Das gemeine Volk aber ist abergläubisch; es schreit nach dem Blut des Tempelschänders. Es ist gefährlich, wenn man der öffentlichen Meinung nicht nachgibt.“

„Und dieser Gottesleugner? Der Christianer oder Nazarener, oder wie er sonst heißt?“

„Ach, der arme Hund! Wenn er der Kybele oder Isis opfert, wird er begnadigt; wenn nicht, so hat ihn der Tiger. So denk' ich wenigstens. Das Gericht wird bald entscheiden. Jetzt, wie wir da sprechen, ist die Urne noch leer. Ja, auch der Grieche kann dem tödlichen Buchstaben noch entgehen. Doch genug von dieser traurigen Sache. Wie befindet sich die schöne Julia?“

„Gut, denk' ich.“

„Empfehl mich ihr! Horch, die Tür dort knarrt in den Angeln; es ist das Haus des Prätors. Wer tritt heraus? Beim Bacchus, der Ägypter! Was kann der bei unserm amtbelasteten Freund gesucht haben?“

„Zweifellos eine Unterredung über den Mord. Was nimmt man denn als Motiv für das Verbrechen an? Glaukus sollte ja die Schwester des Priesters heiraten.“

„Ja, und da eben soll Apäcides seine Einwilligung versagt haben. Es mag wohl ein plötzlich entstandener Streit gewesen sein. Glaukus war offenbar betrunken – ja, er war es in solchem Grad, daß er, als man ihn aufhob, das Bewußtsein gänzlich verloren hatte und, wie ich höre, noch jetzt ganz von Sinnen ist, ob infolge des Weins, des Schreckens, der Reue, der Furien oder des Gelages, kann ich nicht sagen.“

„Der arme Junge! Hat er einen guten Anwalt?“

„Den besten – Gajus Pollio, einen Kerl, dem es – das wissen

die Götter – an Beredsamkeit nicht fehlt. Pollio hat alle armen Herren und vornehmen Habenichtse Pompejis gemietet, um sie in schäbige Kleider zu stecken, ihre Freundschaft für Glaukus beschwören zu lassen und damit die kieselherzigen Bürger mitleidig zu stimmen. Glaukus würde mit diesen seinen Fürbittern kein Wort gesprochen haben, und wär' er dafür Kaiser geworden! Denn, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, er war sehr sorgfältig in der Wahl seiner Freunde. Schwerlich aber wird sich das Volk erweichen lassen. Isis ist gerade in diesem Augenblick besonders beliebt.“

„Da fällt mir eben ein, daß ich noch Waren in Alexandria habe. Ja, Isis muß geschützt werden.“

„Gewiß! So leb denn wohl, alter Herr, wir sehen uns bald wieder; wenn nicht, so wetten wir wenigstens eins im Amphitheater. Alle meine Berechnungen sind durch dieses verdammte Unglück des Glaukus über den Haufen geworfen. Er hatte auf Lydon, den Gladiator, gewettet; ich muß mich jetzt an einen andern machen. Leb wohl!“

Den weniger behenden Diomed seinem Weg überlassend eilte Clodius davon, ein griechisches Liedchen summend und die Nacht mit den Düften durchwürend, die von seinen weißen Gewändern und fliegenden Locken ausströmten.

Wird Glaukus von den Löwen gespeist, dachte er, so gibt es niemand mehr, dem Julia vor mir den Vorzug geben könnte. Gewiß setzt sie dann ihren Kopf auf mich, und ich bin genötigt, zu heiraten. Bei den Göttern, das Zwölf-Linien-Spiel fängt an, mir seine Gunst zu entziehen; die Leute sehen argwöhnisch auf meine Hand, wenn sie die Würfel schüttelt. Der höllische Sallust brummt etwas von Betrug, und entdeckt er wirklich, daß Blei in dem Elfenbein meiner Würfel steckt, so ist's aus mit den lustigen Gelagen und den duftenden Einladungskarten, ist's um Clodius geschehen! Besser also, ich heirate, solange ich das Spielen noch aufgeben und mein Glück, oder das der edlen Julia, am kaiserlichen Hof machen kann.

In diesem Selbstgespräch über seine Lebenspläne wurde er plötzlich von jemand angefaßt; er wandte sich um und erblickte die dunkle Stirn des Ägypters.

„Sei gegrüßt, edler Clodius! Verzeih, daß ich dich aufhalte; sage mir doch, wenn ich bitten darf, wo ist das Haus des Sallust?“

„Nur wenige Schritte von hier, weiser Arbaces. Aber gibt Sallust heute abend ein Fest?“

„Ich weiß es nicht und gehöre wohl auch nicht zu denen, die er als Gäste aussuchen würde. Aber du weißt, in seinem Haus wird der Mörder Glaukus gefangengehalten.“

„Ach ja, der gutherziger Epikuräer glaubt an die Unschuld des Griechen. Er ist ja, fällt mir eben ein, Bürge für ihn geworden und haftet bis zur gerichtlichen Verhandlung für seine Person. Nun, Sallusts Haus ist immer besser als ein Gefängnis, besonders als das elende Loch auf dem Forum. Aber welches Anliegen kannst du an Glaukus haben?“

„Hm, edler Clodius, könnten wir ihn vom Tod des Verbrechers retten, so wär's immerhin gut. Die Verurteilung eines Reichen ist ein Schlag auf die ganze Gesellschaft. Ich möchte gern mit ihm sprechen – denn ich hörte, er sei wieder bei Sinnen – und mich über die Gründe zu seiner Tat näher unterrichten. Vielleicht sind sie entschuldigend genug, daß ich als sein Verteidiger auftreten kann.“

„Du bist sehr mitleidig.“

„Mitleid ist die Pflicht dessen, der nach Weisheit strebt“, erwiderte der Ägypter in bescheidenem Tonfall. „Wo also ist Sallusts Haus?“

„Ich will es dir zeigen, wenn du mir erlaubst, dich einige Schritte zu begleiten. Aber sage doch, was ist aus dem unglücklichen Mädchen geworden, das den Athener heiraten wollte, der Schwester des ermordeten Priesters?“

„Ach, sie ist dem Wahnsinn nahe. Bald murmelt sie Verwünschungen gegen den Mörder – dann hält sie plötzlich wieder an und ruft: ‚Ach, mein Bruder, Glaukus war *nicht* dein Mörder – nie werde ich's glauben!‘ Dann fängt sie wieder an, hält wieder ein und flüstert schauernd vor sich hin: ‚Wenn er's aber doch wäre?‘“

„Arme Ione!“

„Es ist nur gut, daß die heiligen, von der Religion vorgeschriebenen Pflichten für den Verstorbenen bis jetzt ihre Aufmerksamkeit von Glaukus und von ihr selbst etwas abgelenkt haben; bei der Trübung ihres Bewußtseins scheint sie sich kaum zu erinnern, daß Glaukus festgenommen ist und des gerichtlichen Urteils harrt. Sind aber die Begräbnisfeierlichkeiten einmal vorüber, so wird ihre Angst zurückkehren, und dann fürcht' ich

sehr, ihre Freunde dürften den empörenden Anblick haben, daß sie dem Mörder ihres Bruders zu Hilfe kommt und zu seinen Gunsten aussagt.“

„Einem solchen Skandal müßte vorgebeugt werden!“

„Ich glaube, die gehörigen Maßregeln dagegen getroffen zu haben. Ich bin ihr gesetzlicher Vormund und habe mir soeben die Genehmigung ausgewirkt, sie nach dem Begräbnis des Apäcides in meine Wohnung zu schaffen. Dort wird sie, wenn es den Göttern gefällt, in sicherer Verwahrung sein.“

„Das ist recht, weiser Arbaces! Sieh hier ist Sallusts Haus. Die Götter mögen dich schützen! Doch höre, Arbaces, warum immer so düster und ungesellig? Die Leute sagen, du könntest fröhlich sein; warum gestattest du mir nicht, dich in die Lebewelt Pompejis einzuführen? Ich schmeichle mir, daß sie niemand besser kennt als ich.“

„Ich danke dir, edler Clodius. Unter deiner Anleitung dürfte ich mir's vielleicht herausnehmen, den Rosenkranz zu tragen, doch in meinem Alter würde ich ein ungeschickter Lehrling sein.“

„O fürchte nichts, ich habe Burschen von 70 Jahren bekehrt. Überdies sind reiche Leute nie alt!“

„Sehr schmeichelhaft. Ich werde dich später an dein Versprechen erinnern.“

„Du kannst zu jeder Zeit über Markus Clodius gebieten. Und so leb' denn wohl!“

Als sie sich getrennt hatten, sagte der Ägypter zu sich selbst: „Ich bin ja nicht auf Blut aus. Gern will ich diesen Griechen retten, wenn er sich bequemt, durch Eingeständnis des Verbrechens Ione auf ewig von sich zu trennen und mich von der Möglichkeit einer Entdeckung auf ewig zu befreien. Und ich kann ihn retten, indem ich Julia überrede, den Liebestrank einzugestehen, der dann als seine Entschuldigung gelten wird. Bekennt er sich aber nicht zu dem Verbrechen, so muß ich Julia vor diesem Geständnis einschüchtern, und er muß sterben! Sterben, damit er nicht unter den Lebenden mein Nebenbuhler sei; sterben, damit er meine Stelle bei den Toten vertrete! Wird er bekennen? Kann er nicht vielleicht selbst überredet werden, er habe in seinem Wahnsinn den Mord begangen? Das gäbe für mich noch größere Sicherheit als sogar sein Tod. Nun, ich muß den Versuch machen.“

In der engen Straße war Arbaces eben an Sallusts Haus gekommen, als er eine dunkle, in einen Mantel gehüllte Gestalt der Länge nach auf der Türschwelle ausgestreckt sah.

So still lag die Figur und so undeutlich waren ihre Umrisse, daß jeder andere als der Ägypter eine abergläubische Furcht empfunden hätte, als erblicke er eine von den grimmen Lemuren, die vor allen anderen Orten sich auf der Schwelle der Häuser, die sie im Leben besaßen, aufhalten sollten. Aber für Arbaces galten dergleichen Phantasiegespinste nicht.

„Auf!“ sagte er, die Gestalt mit dem Fuß anrührend. „Du versperst mir den Weg!“

„Oh, wer bist du?“ rief sie in erregtem Ton. Sie erhob sich vom Boden, und das Sternenlicht schien auf das bleiche Antlitz und die starren, blinden Augen Nydias.

„Wer bist du? Ich kenne doch den Klang deiner Stimme?“

„Blinde, was machst du hier zu dieser späten Stunde? Pfui! – Schickt sich das für ein Mädchen in deinem Alter? Nach Haus, Mädchen!“

„Ich kenne dich“, sagte Nydia mit leiser Stimme, „du bist Arbaces, der Ägypter.“ Und wie von einem plötzlichen Gedankenblitz durchzuckt, warf sie sich ihm zu Füßen, umklammerte seine Knie und rief in wildem, leidenschaftlichem Ton: „O furchtbarer, mächtiger Mann, rette ihn, rette ihn! Er ist nicht schuldig – ich bin's! Er liegt da drin, krank, sterbend, und ich – ich bin schuld daran, und sie wollen mich nicht zu ihm lassen, sie stoßen das blinde Mädchen aus der Halle. O heile ihn! Du kennst ja wohl ein Kraut, ein Zaubermittel – ein Gegengift, denn es ist ein Trank, der diesen Wahnsinn hervorgebracht hat!“

„Still, Kind! Ich weiß alles, du vergißt, daß ich Julia zu der Höhle der Hexe begleitet habe. Ohne Zweifel hat Julia ihm den Trank beigebracht, aber ihre Ehre fordert dein Stillschweigen. Mach ihr keine Vorwürfe; was geschehen muß, geschieht! Einstweilen begeh' ich mich zu dem Verbrecher; vielleicht kann er noch gerettet werden. Weg!“

Mit diesen Worten riß sich Arbaces von der Umklammerung der verzweifelten Thessalierin los und klopfte laut an das Tor.

Nach wenigen Sekunden hörte man die schweren Riegel langsam zurückschieben, und der Pförtner fragte aus der halbgeöffneten Tür, wer da sei.

„Arbaces; wichtige Geschäfte mit Sallust in bezug auf Glaukus. Ich komme vom Prätor.“

Halb gähmend, halb stöhnend ließ der Pförtner die hohe Gestalt des Ägypters ein. Nydia stürzte hervor. „Wie geht es ihm?“ rief sie, „sprich, sprich!“

„He, du verrücktes Ding, bist du's immer noch? Schäme dich! Sie sagen, er sei wieder bei Verstand.“

„Die Götter seien gepriesen! Und willst du mich nicht einlassen? Ach, ich flehe dich an!“

„Dich einlassen? Nein. Würde einen hübschen Gruß für meine Schultern geben, wenn ich ein Geschöpf wie dich einließe. Geh nach Haus!“

Die Tür schloß sich, und mit einem tiefen Seufzer legte sich Nydia wieder auf die kalten Steine, hüllte das Gesicht in den Mantel, und setzte ihre traurige Nachtwache fort.

Unterdessen hatte Arbaces das Triklinium bereits erreicht, wo Sallust mit seinem Lieblingsfreigelassenen noch spät beim Mahl saß.

„Was, Arbaces! Und zu solcher Stunde! – Nimm diesen Becher!“

„Nein, edler Sallust, um eines Geschäfts, nicht um des Vergnügens willen wag' ich dich zu stören. Wie befindet sich dein Schützling? In der Stadt heißt es, er sei wieder zu Sinnen gekommen.“

„Ach, jawohl“, erwiderte der gutmütige, aber gedankenlose Sallust, indem er sich die Tränen aus den Augen wischte. „Aber seine Nerven und seine ganze Konstitution sind so erschüttert, daß ich den schimmernden, lustigen Zechkumpan, der er sonst war, kaum wiedererkenne. Seltsamerweise kann er gar keinen Grund für den plötzlichen Wahnsinn angeben, der über ihn kam; er hat nur eine undeutliche Erinnerung von dem, was vorfiel, und behauptet, trotz deinem Zeugnis, weiser Ägypter, feierlich seine Unschuld an dem Tod des Apäcides.“

„Sallust“, entgegnete Arbaces ernst, „in der Sache deines Freundes liegt manches, was zu besonderer Nachsicht Anlaß gibt, und könnten wir aus seinem Mund das Geständnis und die Ursache seines Verbrechens erfahren, so ließe sich von der Gnade des Senats noch viel für ihn hoffen, denn der Senat, weißt du wohl, hat die Macht, das Gesetz zu mildern oder zu schärfen. Deswegen habe ich mich mit der höchsten Behörde der Stadt in Verbindung gesetzt und Erlaubnis bekommen, noch diese Nacht eine

Privatunterredung mit dem Athener zu halten. Morgen, weißt du, ist die gerichtliche Verhandlung.“

„Gut“, erwiderte Sallust, „du machst deinem ägyptischen Namen und Ruf alle Ehre, wenn du etwas Weiteres von ihm herauszubringen vermagst; aber versuch's nur einmal. Der arme Glaukus! Er hatte einen so trefflichen Appetit! Jetzt ist er nichts.“ Der gutmütige Epikuräer war über diese Vorstellung sichtlich gerührt. Er seufzte und befahl dem Sklaven, seinen Becher von neuem zu füllen.

„Die Nacht schwindet“, bemerkte der Ägypter; „erlaube mir jetzt, zu deinem Gefangenen zu gehen.“

Sallust nickte Zustimmung und führte Arbaces zu einem kleinen Zimmer, das von außen durch zwei schlaftrunkene Sklaven bewacht wurde. Die Tür ging auf; Sallust entfernte sich auf Arbaces' Bitte; der Ägypter war mit Glaukus allein.

Auf einem hohen, graziösen Kandelaber, wie sie damals üblich waren, brannte eine einzige Lampe neben dem kleinen Bett. Bleich fielen die Strahlen auf des Atheners Gesicht, und Arbaces wurde beim Anblick der merkbaren Veränderung, die in diesen Zügen vorgegangen war, ergriffen. Die blühende Farbe war verschwunden, die Wangen eingefallen, die Lippen verzerrt und bleich; grimmig war der Kampf gewesen zwischen Vernunft und Wahnsinn, Leben und Tod. Die Jugendkraft hatte gesiegt; aber die Frische des Blutes und der Seele – das Leben des Lebens, seine Glorie, seine höchste Entfaltung waren für immer dahin. Still setzte sich der Ägypter neben das Lager; Glaukus lag stumm und ohne seine Anwesenheit zu bemerken. Endlich, nach einer ziemlich langen Pause, begann Arbaces:

„Glaukus, wir sind Feinde gewesen. Ich komme allein und im Dunkel der Nacht zu dir, als dein Freund, vielleicht dein Retter.“

Wie das Roß vor der Fährte des Tigers aufscheut, fuhr Glaukus auf, atemlos, bestürzt, keuchend bei der jählings hereinbrechenden Stimme, der plötzlichen Erscheinung seines Feindes. Beider Augen begegneten sich, und einige Sekunden lang hatte keiner die Kraft, den Blick zurückzuziehen. Röte überflog das Antlitz des Atheners, und die dunkle Wange des Ägypters erblich. Endlich wandte sich Glaukus mit einem tiefen Seufzer ab, fuhr mit der Hand über die Stirn, sank zurück und murmelte:

„Träum' ich immer noch?“

„Nein, Glaukus, du wachst. Bei dieser rechten Hand, bei meines Vaters Haupt, du siehst einen Mann vor dir, der dein Leben retten will. Höre! Ich weiß, was du getan hast, aber ich kenne auch Entschuldigungsgründe für deine Tat, die dir selbst unbekannt sind. Du hast zwar einen Mord begangen, einen gotteslästerlichen Mord; – runzle die Stirn nicht, fahre nicht zurück! – Meine Augen haben es gesehen; aber ich kann dich retten, ich kann beweisen, daß du deiner Sinne beraubt und kein freidenkender, freihandelnder Mensch warst. Um aber gerettet zu werden, mußt du dein Verbrechen eingestehen. Unterzeichne dies Papier, das Geständnis, daß du wirklich an Apäcides' Tod schuldig gewesen bist, und du entgehst der verhängnisvollen Urne.“

„Was sind das für Worte? Mord und Apäcides! Sah ich ihn nicht blutend und als Leiche auf dem Boden ausgestreckt? Und du willst mich überreden, ich hätte die Tat vollbracht? Mensch, du lügst! Weg!“

„Sei nicht vorschnell, Glaukus, sei nicht zu rasch! Die Tat ist bewiesen. Freilich läßt sich begreifen, daß dir eine im Wahnsinn vollbrachte Handlung nicht Erinnerungswert ist, die du bei ungestörten Sinnen nicht einmal mit anzusehen vermocht hättest; aber gestatte mir, dein erschöpftes Gedächtnis aufzufrischen. Du weißt, du warst mit dem Priester im Streit über seine Schwester; du weißt, er war unduldsam, ein halber Nazarener, und er wollte dich bekehren, und ihr kamt zu einem heftigen Wortwechsel; er schmähte deine Lebensweise und schwor, er gebe seine Einwilligung zu Iones Heirat mit dir nicht, worauf du in wahnsinniger Wut den Todesstreich geführt hast. Dessen wirst du dich doch erinnern? Lies dies Papier, es enthält die Angaben, wie ich sie hier ausgesprochen. Unterzeichne, und du bist gerettet!“

„Barbar! Gib mir die geschriebene Lüge, daß ich sie zerreiße! Ich der Mörder von Iones Bruder? Ich mich dazu bekennen, einem Wesen, das ihr teuer war, auch nur ein Haar gekrümmt zu haben? Tausendmal lieber will ich zugrunde gehen!“

„Bedenk es wohl!“ entgegnete Arbaces mit leiser, aber scharfer Stimme. „Du hast nur eine Wahl: Dein Geständnis und die Unterschrift – oder das Amphitheater und den Löwenrachen!“

Der Ägypter beobachtete mit heimlichem Frohlocken die Zei-

chen der Bewegung, die Glaukus bei den letzten Worten verriet. Ein leichtes Schaudern zuckte über den Körper des Atheners, seine Züge erschlafften, Angst und Verwunderung verrieten sich in seinen Augen.

„Große Götter!“ flüsterte er. „Was für eine Verwandlung! Noch scheint es mir kaum ein Tag, daß mir das Leben aus Rosen lachte: Ione mein – Gesundheit, Jugend, Liebe! Und jetzt Schmerz, Wahnsinn, Schande, Tod! Und wofür, was hab’ ich getan? Oh, immer noch bin ich verrückt!“

„Unterzeichne, und du bist gerettet!“ ließ sich die Stimme des Ägypters, nun sanft, überredend, vernehmen.

„Niemals, Versucher!“ rief Glaukus, und sein voriger Zorn ergriff ihn wieder. „Du kennst mich nicht, kennst nicht die stolze Seele eines Atheners! Das unerwartete Antlitz des Todes konnte mich für einen Augenblick erschrecken, aber jetzt ist die Furcht vorüber. Entehrung aber erschreckt mich für immer! Wer wird seinen Namen schänden, um sein Leben zu retten? Wer ein reines Bewußtsein opfern, um schmutzige Tage zu gewinnen? Wer eine Schandtat meineidig auf sich nehmen und gebrandmarkt in den Augen der Ehre und der Liebe dastehen? Gibt es einen so schäbigen Feigling, der das auf sich nimmt, um ein paar Jahre eines beschimpften Lebens zu gewinnen? Aber glaube nicht, du finsterner Barbar aus dem Osten, du würdest ihn in mir finden, in einem Menschen, der in der Stadt des Harmodius aufgewachsen ist, der dieselbe Luft geatmet hat wie Sokrates! Geh! Laß mich ohne Gewissensbisse leben, oder ich will ohne Furcht sterben!“

„Überlege es noch: Die Klauen des Löwen, der Hohn des rohen Pöbels, das Gaffen der Menge auf deine Todesqual und deine verstümmelten Glieder, dein Name entehrt, dein Körper unbestattet, die Schande, der du entgehen willst, auf ewig an dich geheftet!“

„Du redest irre, du bist der Verrückte, nicht ich; Schande liegt nicht im Verlust des Wertes, den uns andere, sondern den wir uns selbst beilegen. Wirst du gehen? Dein Anblick ekelt mich an. Bisher haßte, jetzt veracht’ ich dich!“

„Ich gehe!“ erwiderte Arbaces verletzt und erbittert, aber nicht ganz ohne Bewunderung für sein Opfer. „Ich gehe; wir treffen uns noch zweimal: einmal vor Gericht, das andere Mal vor dem Tod! Leb wohl!“

Langsam stand der Ägypter auf, hüllte sich in seinen Mantel und verließ das Zimmer. Für einen Augenblick begab er sich noch einmal zu Sallust, dessen Augen von den nächtlichen Bechern zu schwimmen begannen. „Noch immer ist er nicht bei Bewußtsein“, sagte er zu ihm, „oder noch immer verstockt; es gibt keine Hoffnung für ihn.“

„Sag das nicht“, erwiderte Sallust, der nur wenig Grimm gegen den Ägypter empfand, denn er war nicht sonderlich konsequent in seinen Grundsätzen und übrigens eher vom Unglück seines Freundes gerührt als von seiner Unschuld überzeugt. „Sag das nicht, mein Ägypter; ein so wackerer Trinker muß, wenn immer möglich, gerettet werden. Bacchus gegen Isis!“

„Wir werden sehen“, erwiderte der Ägypter.

Jählings wurden die Riegel zurückgezogen, das Tor geöffnet. Arbaces stand auf der offenen Straße, und die arme Nydia fuhr von der langen Wache wieder auf.

„Wirst du ihn retten?“ rief sie, die Hände faltend.

„Kind, geh mit mir nach Haus; ich möchte mit dir sprechen; ich verlange es um seinetwillen.“

„Und du wirst ihn retten?“

Keine Antwort drang in das dürstende Ohr der Blinden. Arbaces war schon weit in der Straße fortgegangen; sie zögerte einen Augenblick und folgte dann seinen Schritten schweigend nach.

„Ich muß mich dieses Mädchens versichern“, sprach er nachdenklich, „damit sie nichts von dem Liebestrank ausplaudert. Was die eitle Julia betrifft, so wird sie nichts verraten.“

ACHTES KAPITEL

Die Bestattung des Apäcides

In Iones Haus waren Trauer und Tod. Man hatte die Leiche des Ermordeten aus dem Isistempel in die Wohnung der nächsten Verwandten geschafft. Im selben Augenblick hatte Ione den Tod des Bruders und die Anklage gegen den Geliebten erfahren. Der erste heftige Schmerz, der das Bewußtsein gegen alles andere abstumpft, und das schonende Schweigen ihrer Sklavinnen ver-

hinderten, daß sie Näheres über die Umstände der Tat und über den Zustand des Glaukus vernahm. Von seiner Krankheit, seinem Wahnsinn, von dem nahen Bevorstehen eines Prozesses wußte sie nichts. Sie hatte bloß von der gegen ihn erhobenen Anschuldigung gehört, und mit Empörung hatte sie ihr jeden Glauben verweigert; ja, als sie erfuhr, daß Arbaces der Ankläger sei, war sie ohne weiteres fest davon überzeugt, daß der Ägypter selbst der Mörder sei. Doch die große, alle anderen Gedanken zeitweilig verdrängende Bedeutung, die von den Alten der frommen Pflicht beigelegt wurde, einen verstorbenen angehörigen Verwandten mit dem gehörigen Zeremoniell zu bestatten, hatte bis jetzt Iones Schmerz und ihr Bewußtsein auf das Totenzimmer beschränkt. Ach, ihr war nicht die Vollziehung der zarten, rührenden Pflicht zugefallen, als nächste Angehörige den letzten Atem, die scheidende Seele des Sterbenden aufzufangen; aber ihr blieb doch, die starren Augen, die verzerrten Lippen zu schließen, bei der heiligen Hülle zu wachen, die, gebadet und gesalbt, in festlichen Gewändern auf dem elfenbeinernen Bett lag, das Lager mit Blättern und Blumen zu bestreuen und den geweihten Zypressenzweig am Türpfosten zu erneuern. In diesem traurigen Dienst, unter Wehklagen und Gebeten, vergaß Ione sich selbst. Es war ein schöner Brauch der Alten, junge Verstorbene in der Morgendämmerung zu begraben. Sie strebten überhaupt, dem Tod die mildeste Deutung zu geben, und so galt die dichterische Vorstellung, Aurora, die Göttin der Morgenröte, welche die Jugend liebte, habe den Frühverstorbenen aus der Umarmung der Lebenden entführt. Obwohl bei der Ermordung des Apäcides diese freundliche Vorstellung kaum untergeschoben werden konnte, wurde die allgemeine Sitte doch beibehalten.

Es war nun die Nacht vor der Bestattung vorüber. Die Sterne verblichen einer nach dem andern am grauen Himmel, und langsam wich das Dunkel vor dem nahenden Morgen zurück, als eine Gruppe dunkler Gestalten bewegungslos vor Iones Hause stand. Hohe, schlanke Fackeln, blasser scheinend in der unreifen Morgendämmerung, warfen ihr Licht auf Gesichter mit feierlich gemessenem Ausdruck. Eine langsame Trauermusik begann, die weit durch die menschenleeren, stillen Straßen klang, während ein Chor weiblicher Stimmen zum Ton der Tibia und der mystischen Flöte folgenden Gesang anhub:

*„Aus dunklem Tor, wo der Zypresse Laub
 Nun übernimmt des Rosenschmuckes Stelle,
 Komm, Wanderer, hervor zur letzten Fahrt
 Auf dunklem Weg nach des Kokytos Strome.
 Mit Tränen wird ein Gruß dir dargebracht,
 Dein Wirt heißt Tod, er fordert dich zu Gaste,
 Die Kränze hängen in dem Haus der Schatten,
 Und schwarze Fluten füllen deinen Becher.
 Dir ist nun fern das Lachen und das Lied,
 Des Tages Glanz, der Nächte süße Lust!
 Die Flut, die stets die Danaiden narrt,
 Den Geier, nagend am Titanenherzen,
 Und Sisyphus, der ewig aus dem Tal
 Den Felsen wälzt, der ewig ihm entrollt,
 Und Tantalus in seinen Durstesqualen:
 Die wirst du sehn in Dämmerung gebannt,
 Die kaum erhellet des Pluton ödes Reich;
 Schon stehst du dort, den Blick gewandt zum Kahn,
 Der deiner harrt, daß er dich übersetze.
 So säume nicht, der Tote wartet angstvoll,
 Daß die Bestattung ihm die Fahrt erlaubt.
 Schon ungeduldig flackern unsre Fackeln;
 Komm, Weinende, der Tote heißt dich eilen!“*

Während das Lied verklang, teilte sich die Gruppe in zwei Reihen, und die Leiche des Apäcides wurde, von einem purpurnen Tuch bedeckt, auf einer Totenbahre, die Füße voran, herausgetragen. Der Designator, der Leiter des Trauerzeremoniells, begleitet von seinen schwarzgekleideten Fackelträgern, gab das Zeichen, und langsam bewegte sich der Zug vorwärts.

Voran schritten die Musiker, einen langsamen Marsch spielend, in dem der feierliche Ton der gedämpfteren Instrumente oft durch den wilden, lauten Klang der Leichentrompete unterbrochen wurde. Gemietete Klagefrauen folgten, die Grablieder auf den Verstorbenen sangen; die weiblichen Stimmen mischten sich mit denen von Knaben, deren Jugendlichkeit den Gegensatz zwischen Leben und Tod, zwischen dem frischen Laub und dem verwelkten besonders deutlich machte. Schauspieler jedoch, Possenreißer und der Archimimus, der bei gewöhnlichen Leichenbegräbnissen den Verstorbenen darzustellen hatte, blieben

von dieser Bestattung ausgeschlossen, weil so schreckliche Dinge mit ihr verknüpft waren.

Dann kamen die Isispriester in ihren weißen Gewändern, barfuß, mit Ährenbüscheln in den Händen. Unmittelbar vor der Bahre wurden die Bilder des Verstorbenen und seiner vielen athenischen Vorfahren getragen. Hinter der Bahre folgte, von ihren Frauen umgeben, Ione als einzige Verwandte des Verstorbenen. Das Haupt unbedeckt, die Haare herabhängend, das Gesicht marmorbläß, schritt sie gefaßt und still, außer daß sie ein paar mal, wenn von der Musik erweckt, irgendein zärtlicher Gedanke die dunkle Betäubung ihrer Seele durchbrach, das Gesicht mit den Händen bedeckte und ungesehen schluchzte; denn nicht ihre Sache war der laute Schmerz, die heftige Klage, die unbeherrschte Gebärde, Ausdrucksformen derer, denen die Trauer weniger aus dem Herzen kommt. Wie zu allen Zeiten floß auch damals der Strom des tiefsten Leides wellenlos und still.

So zog das Geleite fort, bis es Straßen und Stadttor hinter sich hatte und außerhalb der Mauern die Stätte der Gräber erreichte, die man noch jetzt dort findet.

In der Form eines Altars von rauhem Fichtenholz, in dessen Zwischenräumen brennbare Stoffe aufgeschichtet lagen, erhob sich der Scheiterhaufen; rings um ihn standen die schwarzen, düsteren Zypressen, die so oft den Stätten der Toten geweiht sind.

Als die Bahre auf den Scheiterhaufen gestellt war, machte das Leichengefolge zu beiden Seiten Platz, und Ione stieg zu dem Lager des Toten empor. Regungslos und schweigend stand sie eine Weile vor ihm. Aus seinen Zügen war der schreckliche Ausdruck des gewaltsamen Todes gewichen. Eingeschlafen auf ewig waren Schrecken und Zweifel, Kampf des Herzens und Furcht vor den ewigen Mächten, der Streit der Vergangenheit mit der Gegenwart, die Hoffnungen und die Ängste der Zukunft. Von allem, was die Brust dieses jungen Ringers um das Heiligste des Lebens gequält und durchwühlt hatte, war keine Spur in der ernsten Heiterkeit der unerforschlichen Stirn und der atemlosen Lippen zurückgeblieben. Die Schwester blickte ihn an, und kein Laut ward vernommen in der Menge; es lag etwas Furchtbare und zugleich Sänftigendes in diesem Schweigen, und als es endlich gebrochen ward, brach es jählings und unerwartet –

es brach mit einem lauten, leidenschaftlichen Schrei, dem Ausbruch lang beschwichtigter Verzweiflung.

„Mein Bruder, mein Bruder!“ rief die arme Waise und sank auf die Bahre. „Du, vor dem der Wurm auf deinem Weg nichts fürchtete, wen konntest du zum Feinde machen? – Ach, ist es wirklich wahr? Wach auf! Wach auf! Wir sind zusammen aufgewachsen – sollen wir so auseinandergerissen werden? Du bist nicht tot – du schläfst! Wach auf! Wach auf!“

Der durchdringende Ruf weckte das Mitgefühl des Leichengefolges. Lauter, wilder Jammer klang auf. Das erschreckte Ione, brachte sie zur klaren Besinnung, hastig und wirr sah sie auf, als nähme sie jetzt erst die Anwesenheit des Gefolges wahr.

„Wir sind ja nicht allein!“ flüsterte sie schauernd.

Sie erhob sich, und ihr bleiches, schönes Antlitz war wieder gefaßt und starr. Mit zitternden Händen hob sie die Lider des Toten; als sie aber die blicklosen Augen, die nicht mehr von Liebe und Leben strahlten, erblickte, schrie sie noch einmal laut auf, wie bei einem großen Schrecken. Doch wieder gewann sie ihre Fassung, küßte wieder und wieder Augen, Lippen und Stirn und nahm aus der Hand des Oberpriesters der Isis die Leichenfackel.

Ein plötzliches Einsetzen der Musik und des Gesanges der Leidtragenden verkündete die Geburt der heiligenden Flamme, und schnell erhob sich hoch und weit in den dämmernden Himmel hinauf das duftende Feuer; lichtvoll schlug es durch die düsteren Zypressen, stieg über die Mauern der nahen Stadt, und die frühen Fischer sahen den roten Widerschein auf den Wellen der ruhigen See.

Aber Ione saß abseits und allein und sah, das Gesicht in die Hände vergraben, die Flamme nicht, noch vernahm sie Lied und Musik. Sie empfand nur ihre Verlassenheit; noch war jenes besänftigende Trostgefühl nicht über sie gekommen, das in dem Bewußtsein liegt, wir seien nicht einsam – die Toten seien mit uns!

Der Morgenwind hatte das Feuer kräftig belebt und den Brand beschleunigt. Allmählich schwankte die Flamme, wurde kleiner und trüber und starb endlich in einzelnen aufflackernden Stößen langsam dahin – ein Bild des Lebens selbst! Wo noch eben nur Feuer und wilde Bewegung, lag jetzt leblose, rauchende Asche.

Die letzten Funken wurden von den Begleitern gelöscht, die Asche gesammelt. Mit kostbarem Wein getränkt und mit wohlriechenden Essenzen besprengt, wurden die Überreste in einer silbernen Urne in einem der benachbarten Grabmäler an der Straße verwahrt; auch die Phiole voll Tränen und die kleine Münze, welche die dichterische Phantasie dem grimmen Fährmann zollte, legte man in den Aschenkrug. Das Grabmal aber wurde mit Blumen und Kränzen bedeckt und Weihrauch auf dem Altar angezündet, und ringsum wurden viele Lampen aufgehängt.

Als am folgenden Morgen der Priester mit neuen Gaben zu der Grabstelle kam, fand er, daß den Geschenken des heidnischen Glaubens unbekannte Hände einen grünen Palmzweig beigelegt hatten. Er ließ ihn liegen, unkundig, daß es ein Zeichen christlicher Frömmigkeit war.

Nach Beendigung der vorgeschriebenen Zeremonie besprengte eins der Klageweiber die Leidtragenden mit dem reinigenden Lorbeerzweig und sprach das letzte Wort: „Ilicet!“, „Du darfst gehen!“

Aber noch fuhren sie fort, unter Weinen immer wieder das rührende Lebewohl, „Salve aeternum“, auszusprechen. Und Ione zögerte lange, die Stätte zu verlassen.

NEUNTES KAPITEL

Wird Arbaces triumphieren?

Während ein Teil des Trauergefolges zurückblieb, um mit den Priestern den Leichenschmaus einzunehmen, schlugen Ione und ihre Mädchen den traurigen Heimweg ein. Jetzt, nachdem die letzte Pflicht für den Bruder vollzogen war, erwachten ihre Gedanken an ihren Verlobten, und die furchtbare Beschuldigung gegen ihn trat ihr nun mahnend vor die Seele. Da sie ja der unwahrscheinlichen Anklage nicht den geringsten Glauben schenkte, wohl aber den stärksten Verdacht gegen Arbaces hegte, so fühlte sie sich um ihres Geliebten und um ihres ermordeten Bruders willen verpflichtet, zum Prätor zu gehen und ihm ihre Ansicht, so wenig sie sie auch beweisen konnte, vorzutragen. Sie

fragte ihre Mädchen aus, die bis jetzt aus Schonung für ihre geliebte Herrin nichts von dem Zustand des Glaukus erwähnt hatten, und erfuhr, daß er gefährlich krank gewesen sei und sich im Hause Sallusts in Gewahrsam befinde und daß der Tag seines Prozesses bereits angesetzt sei.

„Schützende Götter!“ rief sie aus. „Konnte ich ihn so lange vergessen! Schien es nicht, als miede ich ihn? Laßt uns eilen, daß ich das Unrecht gutmake und ihm zeige, daß ich, die Schwester des Ermordeten, ihn für unschuldig halte. Schnell, schnell, laßt uns eilen! Ich will ihn trösten, warten, pflegen! Und wenn man mir nicht glaubt, wenn man ihn zur Verbannung oder zum Tode verurteilt, so will ich sein Schicksal mit ihm teilen!“

Sie beschleunigte ihre Schritte, wußte jedoch in Angst und Verwirrung kaum, wohin sie gehen sollte. Bald nahm sie sich vor, zuerst den Prätor aufzusuchen, bald, nach Sallusts Hause zu Glaukus zu eilen. Sie kam durch das Tor, befand sich in einer Hauptstraße der Stadt. Die Häuser standen offen, aber niemand regte sich noch, kaum war das Leben der Stadt wach geworden. Da stieß sie plötzlich auf eine Gruppe von Männern mit einer geschlossenen Sänfte. Eine hohe Gestalt trat aus ihrer Mitte hervor, und Ione schrie laut auf, denn sie erblickte den Arbaces.

„Schöne Ione“, sprach er sanft und als ob er ihre Bestürzung nicht bemerke, „mein Zögling, mein Mündel! Vergib mir, wenn ich störend in deine fromme Trauer eingreife. Der Prätor ist besorgt um deine Ehre und wünscht, daß du dich nicht vorzeitig in die bevorstehende Gerichtsverhandlung einmischst. Er bedenkt den schrecklichen Zwiespalt deines Zustandes, wonach du Gerechtigkeit für den Bruder suchen, aber die Strafe für den Verlobten fürchten mußt. Deine schutz- und freundlose Lage rührt ihn, und er hält es für hart, wenn du ohne Beratung handeln und allein trauern müßtest. So hat der Prätor dich weise und väterlich der Obhut deines gesetzmäßigen Vormunds zugewiesen. Sieh hier den Erlaß, der dich meiner Aufsicht überantwortet.“

„Schrecklicher Ägypter!“ rief Ione und trat stolz zurück. „Fort! Du bist es, der meinen Bruder erschlagen hat! Deiner Obhut, deinen noch vom Blut meines Bruders rauchenden Händen will man mich übergeben? Ah, du wirst blaß. Dein Gewissen schlägt! Du zitterst vor dem Blitzstrahl des rächenden Gottes! Fort, und laß mich in Frieden!“

„Dein Schmerz verwirrt deine Vernunft, Ione“, entgegnete Arbaces und bemühte sich vergebens um die sonst gewohnte Ruhe seines Tones. „Das verzeihe ich dir. Auch jetzt wirst du mich, wie immer, als deinen zuverlässigen Freund finden. Aber die offene Straße ist nicht der passende Ort für unsere Unterredung. Herbei, Sklaven! Komm, mein holder Schützling, die Sänfte wartet auf dich.“

Erschreckt drängten sich Iones Dienerinnen um sie und umfaßten ihre Knie.

„Arbaces“, rief mutig die Älteste, „das ist wahrhaftig gegen das Gesetz! Ist darin nicht bestimmt, daß die Angehörigen eines Verstorbenen neun Tage lang nach dem Begräbnis in ihrem Hause bei ihrer Trauer nicht gestört werden dürfen?“

„Mädchen!“ entgegnete Arbaces und streckte gebieterisch die Hand aus, „ein Mündel unter das Dach ihres Vormunds zu bringen verstößt nicht gegen die Trauergesetze. Du hörst ja, ich habe die Vollmacht des Prätors. Diese Verzögerung ist ungehörig. Bringt sie in die Sänfte!“

Mit diesen Worten legte er den Arm fest um die bebende Ione. Sie fuhr zurück, sah ihm gerade ins Gesicht und brach dann in ein krampfhaftes Lachen aus.

„Ha, ha! Gut! Gut! Trefflicher Vormund – vorzügliches Gesetz! Ha, ha!“ – und wie selbst erschrocken über den schrecklichen Klang dieses kreischenden, wahnsinnigen Gelächters erblich sie und sank ohnmächtig zu Boden... Im nächsten Augenblick hatte Arbaces sie in die Sänfte gehoben, die Träger eilten von dannen, und bald war die unglückliche Ione dem Blick ihrer weinenden Dienerinnen entschwunden.

ZEHNTES KAPITEL

*Nydia und Ione im Hause des Arbaces
Der Ägypter fühlt Mitleid mit Glaukus*

Aber was nützt Mitleid bei einem frevelhaften Menschen?

Als Nydia dem Ägypter, seinem Befehl entsprechend, in sein Haus gefolgt war, ließ er sich mit ihr in eine Unterredung ein, und das blinde Mädchen gestand ihm in seiner Verzweiflung

und Reue, daß seine Hand, nicht Julius, dem Athener den verhängnisvollen Trank gereicht hatte. Zu jeder andern Zeit würde es Arbaces schon aus psychologischen Gründen interessiert haben, Tiefe und Ursprung der ungewöhnlichen Leidenschaft zu erforschen, die dies seltsame Kind in seiner Blindheit und Sklaverei zu nähren gewagt hatte; jetzt aber konnte er über sein nächstes Interesse hinaus keinen weiteren Gedanken verfolgen. Als die arme Nydia sich ihm zu Füßen warf und ihn anflehte, Glaukus wiederherzustellen und sein Leben zu retten – denn in ihrer Jugend und Unwissenheit hielt sie den dunklen Zauberer für mächtig genug dazu –, sah der Ägypter bloß erst recht die Notwendigkeit, Nydia so lange festzuhalten, bis über das Schicksal des Angeklagten entschieden wäre. Denn schon als er sie nur für Julius Mitwisserin gehalten hatte, schien es ihm gefährlich, wenn sie frei bliebe, vielleicht als Zeugin aufträte, des Griechen Wahnsinn erklärte und so die richterliche Nachsicht für das Verbrechen gewönne, dessen er angeklagt war. Nun aber wurde es noch viel wahrscheinlicher, daß sie ihr Zeugnis vorbringen würde, weil sie selbst den Trank gereicht hatte und in ihrer Liebe jetzt allein darauf bedacht schien, ihren Irrtum, koste es was es wolle, wiedergutzumachen und den Geliebten zu retten. Außerdem mußte es Rang und Ruf eines Arbaces beeinträchtigen, wenn bekannt wurde, er habe für Julius Leidenschaft den Kuppler gemacht und habe mit dem unheiligen Treiben der Vesuvhexe zu tun!

Der armen Nydia, der schon ihre Blindheit eine nähere Kenntnis des Lebens vorenthielt und die als Sklavin und Ausländerin die römischen Gesetze nicht kannte, stand mehr die Krankheit und Sinnesverwirrung des Atheners vor Augen als die Anklage gegen ihn, von der sie nur obenhin gehört hatte, oder gar der mögliche Ausgang der bevorstehenden Gerichtsverhandlung. Was wußte sie, um die sich niemand kümmerte, vom Senat und seinem Urteil, von den Möglichkeiten des Gesetzes, von der Blutgier des Volkes, von der Arena und dem Löwen? Sie war gewohnt, mit der Vorstellung von Glaukus nur Glück und Herrlichkeit zu verbinden, sie konnte sich nicht denken, daß irgendeine andere Gefahr als die Wahnsinnstat ihrer Liebe dies heilige Haupt bedroht hatte. Er schien ihr ausschließlich für ein Leben in Seligkeit bestimmt. Sie allein hatte sein Glück getrübt; sie ahnte nicht, daß dies einst so helle Leben jetzt der Finster-

nis und dem Tod entgegenging. Nur um den Verstand wieder zu heilen, den sie gestört, um das Leben zu retten, das sie gefährdet hatte, rief sie die Hilfe des großen Ägypters an.

„Mädchen“, sagte Arbaces, aus seinem Nachdenken erwachend, „du mußt hierbleiben; es schickt sich nicht für dich, durch die Straßen zu wandern und vom rohen Fuß der Sklaven von den Türen gestoßen zu werden. Ich habe Mitleid mit deinem liebevollen Verbrechen, ich will alles tun, es wiedergutzumachen. Bleibe hier einige Tage in Geduld, und Glaukus soll wiederhergestellt werden.“ Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er aus dem Zimmer, schob den Riegel vor die Tür und übertrug die Fürsorge für seine Gefangene dem Sklaven, unter dessen Obhut dieser Teil des Hauses stand.

Am folgenden Morgen war er dann aufgebrochen, um sich Iones zu bemächtigen.

Seine Hauptabsicht gegenüber der unglücklichen Neapolitanerin war wirklich nur, wie er es gegen Clodius ausgesprochen hatte: er wollte sie hindern, in die Gerichtsverhandlung einzugreifen, ihn, wie sie ohne Zweifel getan haben würde, der Treulosigkeit und Gewalttat gegen sie, sein Mündel, anzuklagen, die Feindschaft zwischen ihm und Glaukus bekanntzumachen, seiner Heuchelei die Maske abzuziehen und damit an seinem Zeugnis gegen den Athener Zweifel zu erregen. Erst als er am Morgen nach dem Begräbnis ihre unverhohlene Bezeichnung vernommen hatte, war ihm klargeworden, daß ihm mit ihrem Verdacht, er sei selbst der Mörder, eine noch größere Gefahr drohe. Nun aber wiegte er sich in dem Glauben, aller Gefahr vorgebeugt, alle Ziele erreicht zu haben, denn jetzt befand sich ja der Gegenstand seiner Leidenschaft wie seiner Furcht in seiner Gewalt. Mehr als je glaubte er den glänzenden Verheißungen der Sterne, und als er Ione in dem Gemach seines geheimnisvollen Hauses, wohin er sie in Verwahrsam gebracht hatte, aufsuchte, als er sie von Schmerz und Aufregung überwältigt aus Ohnmacht zu stürmischem Aufbegehren und neuer Ohnmacht wechseln sah, vergaß er über ihrer Lieblichkeit, die keine Erschütterung zu verzerren vermochte, das Leid, das er über sie gebracht hatte. In der leichtgläubigen Eitelkeit von Menschen, die ihr ganzes Leben hindurch, sei's in äußeren Verhältnissen, sei's in der Liebe, vom Glück begünstigt worden sind, schmeichelte er sich, wenn Glau-

kus erst seinen Untergang gefunden habe, wenn sein Name durch gesetzlichen Richterspruch beschimpft sei, wenn er sein Anrecht auf Iones Herz als der zum Tode verurteilte Mörder ihres eigenen Bruders verloren habe, werde sich ihre Zuneigung in Abscheu verkehren, und seine Zärtlichkeit und Leidenschaft, unterstützt von all den Künsten, durch die er ein weibliches Gemüt so wohl zu blenden verstand, würden ihn endlich auf den Platz bringen, von dem sein Nebenbuhler so furchtbar herabgestürzt werden sollte. Das war seine Hoffnung; bei einem Fehlschlag, so flüsterte ihm seine schändliche Leidenschaft zu, wäre sie ja in seiner Gewalt.

Bei alldem fühlte er doch ein Unbehagen, eine Ängstlichkeit, wie sie der Gedanke an Entdeckung hervorruft, jene unbestimmten Schrecken vor den Folgen des Frevels, die man nicht mit Reue verwechseln darf. Die doch so liebliche Luft Kampaniens lastete schwer auf seiner Brust; es trieb ihn von einem Ort weg, wo die Gefahr vielleicht nicht ewig mit dem Toten schlief, und nun er Ione in seiner Gewalt hatte, beschloß er insgeheim, sobald er den Todeskampf seines Nebenbuhlers angesehen hätte, mit seinen Reichtümern und mit ihr, dem kostbarsten Schatz von allem, nach irgendeiner fernen Gegend zu ziehen.

Unruhig schritt er in seinem einsamen Gemach auf und ab und sprach mit sich selbst. „Das Gesetz, das mir die Person des Mündels zuspricht, sichert mir auch den Besitz der Braut. Weithin über den breiten Ozean wollen wir ziehen und neuen Genuß und ungekostete Freuden suchen. Von meinen Sternen geliebt, von den Vorzeichen meiner Seele getragen, wollen wir zu den großen, herrlichen Küsten vordringen, von denen meine Wissenschaft mir kündigt, daß sie noch unaufgefunden in den Fernen des allumschließenden Meeres liegen. Dort kann mein Herz, im Besitz der Liebe ruhig, endlich für Ruhm schlagen, dort kann ich vielleicht unter Völkern, die vom römischen Joch noch nicht erdrückt sind, zu deren Ohr der römische Name noch nicht einmal gedrungen ist, ein Reich gründen und den Glauben meiner Väter aufleben lassen, dort kann ich vielleicht die Asche von Thebens untergegangenen Herrscherstamm neu beleben, das Haus meiner gekrönten Ahnen neu und größer errichten und in Iones edlem Sinn das dankbare Bewußtsein wecken, daß sie das Los eines Mannes teilt, der fern von der alten Fäulnis dieser Sklavenwelt die Elemente ursprünglicher Größe wieder aufruft

und in einer mächtigen Seele die Eigenschaften des Propheten und des Königs vereint.“

Aus diesem triumphierenden Selbstgespräch wurde Arbaces weggerufen, um dem Prozeß gegen den Athener beizuwohnen. Das abgemagerte, bleiche Gesicht seines Opfers rührte ihn weniger als dessen Festigkeit der Haltung und Unerschrockenheit des Auftretens; Arbaces hatte kaum Mitleid mit dem Unglück, aber ein starkes Mitgefühl für die Kühnheit. Sympathie entsteht auf Grund verwandter Eigenschaften, und weniger über das Unglück seines Feindes als über den Mut, mit dem er es trägt, empfindet der siegende Held Mitgefühl. Auch Arbaces hatte bei all seiner Frevelhaftigkeit Anteil an allen den Menschen gemeinsamen Gefühlen. Wäre von Glaukus nur das Geständnis des Mordes zu erhalten gewesen, das ihn noch sicherer als ein fremder Urtheilsspruch aus Iones Herz verbannt und die Möglichkeit künftiger Entdeckung ausgeschaltet hätte, der Ägypter hätte seine ganze Kraft zur Rettung seines geschlagenen Gegners aufgeboten. Sein Haß war vergangen, sein Wunsch nach Rache gestillt; er bekämpfte seinen Gegner nicht mehr aus Feindschaft, sondern als ein Hindernis auf seinem Weg. Gleichwohl verfuhr er nicht minder entschlossen, blieb nicht minder schlaue und beharrlich in der Bahn, die er zum Verderben eines Menschen verfolgte, dessen Tod zur Erreichung seiner Ziele notwendig war, und während er mit scheinbarem Widerstreben und Mitleid sein verderbliches Zeugnis gegen Glaukus ablegte, förderte er insgeheim durch die Priester die Entrüstung des Volkes, die das Mitleid des Senates am wirksamsten hemmen konnte.

Julia hatte er besucht, hatte ihr Nydias Geständnis mitgeteilt und dadurch leicht jede Gewissensbedenklichkeit eingeschläfert, die sie etwa hätte verleiten können, das Verbrechen des Angeklagten durch Erklärung seines Wahnsinns in milderem Licht erscheinen zu lassen. Das gelang um so leichter, als Julias eitles Herz das Ansehen und Glück des Glaukus geliebt hatte, nicht den Glaukus selbst; sie fühlte keine Neigung für einen gefallenen Mann, ja, sie freute sich beinahe seines Falles, weil er die verhaßte Ione mit zu Boden riß. Konnte Glaukus nicht ihr Sklave sein, so konnte er doch auch ihre Nebenbuhlerin nicht mehr anbeten. Das war für Julia hinreichender Trost über sein Schicksal. Oberflächlich und unruhig, war sie inzwischen schon empfänglich für die plötzliche beflissene Bewerbung des Clodius

und hütete sich, die Verbindung mit diesem gemein denkenden, aber hochgeborenen Manne durch ein öffentliches Bekenntnis ihrer vorangegangenen beschämenden Leidenschaft für einen andern aufs Spiel zu setzen. So schien denn alles gut für Arbaces und hoffnungslos für Glaukus.

ELFTES KAPITEL

Nydia spielt Zauberin

Als Nydia merkte, daß Arbaces nicht mehr zu ihr zurückkehrte, als sie Stunde um Stunde der Qual einer furchtbaren, für sie als Blinde doppelt peinigenden Ungewißheit ausgeliefert blieb, fing sie an, mit ausgestreckten Armen nach irgendeinem Ausweg ihres Gefängnisses zu tasten, und da sie den einzigen Zugang verschlossen fand, schrie sie laut, mit der ganzen Heftigkeit ihrer leidenschaftlichen Natur.

„He, Mädchen!“ rief der zur Aufsicht bestellte Sklave und öffnete die Tür. „Hat dich ein Skorpion gebissen, oder glaubst du, wir stürben hier am Stillschweigen und könnten wie der kleine Jupiter nur durch Geschrei gerettet werden?“

„Wo ist dein Herr? Warum bin ich hier eingesperrt? Ich brauche Luft und Freiheit; laß mich fort!“

„Hoho, Kleine, kennst du Arbaces noch nicht genug und weißt nicht, daß sein Wille so viel ist als der des Kaisers? Er hat befohlen, daß du hier eingesperrt werden sollst; darum bist du eingesperrt, und ich pass’ auf dich auf. Luft und Freiheit kannst du nicht haben, aber wohl was Besseres – Essen und Wein.“

„O Jupiter“, sagte das Mädchen, die Hände ringend, „warum bin ich eingesperrt? Wozu kann der große Arbaces ein so arm-seliges Geschöpf wie mich nötig haben?“

„Das weiß ich nicht. Vielleicht damit du deine Herrin bedienst, die ist ja auch hier.“

„Was, Ione, hier?“

„Ja, die Arme! Sie hat, glaub’ ich, nicht gerade Freude daran. Doch ist, beim Tempel des Kastor, Arbaces ein höflicher Mann gegen die Frauen. Ione ist sein Mündel, das weißt du wohl.“

„Willst du mich zu ihr bringen?“

„Sie ist krank, verrückt vor Zorn und Ärger. Außerdem hab' ich keinen Befehl dazu, und auf eigene Verantwortung tu' ich nie etwas. Als mich Arbaces zum Sklaven dieser Zimmer machte, sagte er: ‚Ich habe dir nur eine Lehre zu geben: solange du mir dienst, mußt du weder Ohren noch Augen, noch Gedanken haben, du mußt zu einer einzigen Eigenschaft – Gehorsam – werden!‘“

„Aber es kann doch nichts schaden, wenn ich Ione sehe.“

„Das weiß ich nicht; wenn dir's aber um Gesellschaft zu tun ist, so will ich wohl mit dir plaudern, Kleine. Denn ich bin einsam genug in meiner finstern Kammer; und übrigens, du bist ja eine Thessalierin; kennst du nicht irgendein feines Spiel mit Messer und Schere? Verstehst du dich nicht ein bißchen darauf, wahrzusagen, wie es die meisten von deinem Volk zum Zeitvertreib tun?“

„Still, Sklave, halt deine Zunge im Zaum, oder wenn du sprechen willst, sag mir, was du von Glaukus gehört hast.“

„Je nun, mein Herr ist zu der Gerichtsverhandlung gegangen; Glaukus wird es büßen müssen!“

„Was büßen?“

„Den Mord an Apäcides.“

„Oh“, rief Nydia und drückte beide Hände gegen die Stirn, „davon habe ich auch gehört, aber nichts verstanden. Wer wird es aber wagen, ihm ein Haar zu krümmen?“

„Der Löwe, fürcht' ich.“

„Schützende Götter! Was für furchtbare Dinge sprichst du?“

„Bloß, daß der Löwe oder vielleicht der Tiger das Urteil an ihm vollstrecken wird, wenn er schuldig ist.“

Nydia fuhr auf, als hätte ein Pfeil sie getroffen. Sie stieß einen entsetzlichen Schrei aus, fiel dem Sklaven zu Füßen und rief in einem Ton, der sogar seine Stumpfheit rührte:

„Ach, sag doch, du hast gescherzt, du hast nicht die Wahrheit geredet; sprich doch, sprich!“

„Nun, ich versteh' mich nicht auf die Gesetze, kleines Mädchen; vielleicht geht es nicht so schlimm, wie ich dachte. Aber Arbaces ist Zeuge gegen ihn, und das Volk wünscht ein Opfer für die Arena. Beruhige dich doch; was geht dich das Schicksal des Atheners an?“

„Das gehört nicht hierher – jedenfalls ist er freundlich gegen mich gewesen. Du weißt also nicht, wie es ausgehen wird? Ar-

baces Zeuge gegen ihn! O Schicksal! – Das Volk – das Volk! – Doch diese Menschen können ja sein Gesicht sehen! Wer wird grausam gegen ihn sein? – Aber war nicht sogar ich mit meiner Liebe grausam gegen ihn?“ fügte sie für sich hinzu.

Der Kopf sank ihr auf die Brust, und sie blieb still; heiße Tränen flossen ihr die Wangen hinunter, und alle freundlichen Bemühungen des Sklaven konnten sie nicht trösten, sie nicht von ihrem Brüten ablenken.

Als seine Dienstpflichten ihn endlich nötigten, das Zimmer zu verlassen, fing Nydia an, ihre Gedanken wieder zu sammeln: Arbaces war Zeuge gegen Glaukus, Arbaces hielt sie hier eingekerkert; bewies das nicht, daß ihre Freiheit dem Glaukus nützlich sein konnte? Sie war offenbar in einer Schlinge gefangen; sie trug bei zum Untergang ihres Geliebten! O wie verlangte sie nach Befreiung! Zum Glück für sie verdrängte dies Verlangen einstweilen jede andere Empfindung, und indem sie Möglichkeiten des Entkommens in ihrer Phantasie erprobte, kam sie zu Ruhe und Klarheit. Sie besaß viel natürliche List, die ihre frühe Sklaverei geübt hatte. Welchem Menschen, der der freien Bestimmung über sich beraubt ist, fehlt es wohl an einiger Verschlagenheit? So beschloß sie, sich an ihrem Wächter zu versuchen. Seine abergläubische Frage nach ihren thessalischen Künsten kam ihr in den Sinn, und sie hoffte, auf diesem Wege ihre Flucht irgendwie bewerkstelligen zu können. Unter Planen und Verwerfen verflossen ihr der Rest des Tages und die lange Nacht, und als sich Sosia am folgenden Morgen bei ihr einfand, verstand sie es, seine Geschwätzigkeit in eine Richtung zu leiten, in die sie offenbar ohnehin gern ging. Übrigens sah sie wohl ein, daß nur die Nacht ihr eine Möglichkeit zum Entkommen bot, und wollte daher, so bitter sie das ankam, ihren Versuch bis dahin verschieben.

„Die Nacht“, sagte sie also zu Sosia, „ist die einzige Zeit, in der wir den Willen des Schicksals richtig entziffern können; bei Nacht also mußt du zu mir kommen. Aber was willst du eigentlich erfahren?“

„Beim Pollux, ich möchte soviel wissen wie mein Herr; aber das kann man nicht erwarten. Sage mir aber wenigstens, ob ich genug zusammensparen werde, daß ich mich freikaufen kann, oder ob mein Herr mich vielleicht umsonst freiläßt. Er ist manchmal so großzügig. Dann, wenn ich also frei werde, sag

mir, ob ich wohl den feinen Laden in der Parfümeriegasse kriege, auf den ich schon lange ein Auge geworfen habe. Das ist ein feiner Handel, der mit Parfüms, und schickt sich für einen zurückgezogenen Freigelassenen, der etwas Vornehmes an sich hat!“

„Ja, wenn du auf diese Fragen bestimmte Antworten wünschst, so gibt es verschiedene Wege, um sie zu erhalten. Da ist z. B. die Lithomanteia oder der sprechende Stein, der auf deine Fragen mit der Stimme eines Kindes antwortet, aber wir haben leider diesen kostbaren und seltenen Stein nicht hier. Dann gibt es die Hydromanteia, wo der Dämon bleiche Bilder ins Wasser zeichnet, die die Zukunft verkünden; aber diese Kunst erfordert Gläser von besondrer Art für die bezauberte Flüssigkeit, die wir auch nicht haben. Ich glaube, der leichteste Weg, deinen Wunsch zu erfüllen, ginge durch den Zauber der Luft.“

„Hoffentlich“, erwiderte Sosia ängstlich, „kommt bei dieser Zauberei nicht besonders Schreckliches vor? Ich habe für Erscheinungen nichts übrig.“

„Keine Angst! Du siehst nichts, sondern hörst an dem Wallen des Wassers, ob dein Wunsch in Erfüllung geht oder nicht. Sorge also zunächst dafür, daß, wenn der Abendstern aufgegangen ist, das Gartentor ein wenig offensteht, damit der Geist sich angelockt fühlt, und setz als Zeichen der Gastfreundschaft Früchte und Wein neben das Tor. Drei Stunden nach der Dämmerung komm dann mit einem Becher voll ganz kaltem, frischem Wasser zu mir, und du sollst alles erfahren, wie mich's meine Mutter in Thessalien gelehrt hat. Aber vergiß die Gartentür nicht – darauf kommt alles an; sie muß, wenn du zu mir kommst, bereits seit drei Stunden offenstehen.“

„Verlaß dich auf mich“, erwiderte der arglose Sosia; „ich weiß, was ein Mann von Stand empfindet, wenn man ihm die Tür vor der Nase zuschließt, wie mir der Garkoch seine Bude schon gar oft zugesperrt hat; und ich weiß auch, daß eine angesehene Person, wie ein Geist es doch zuverlässig ist, andererseits selbst das kleinste Zeichen von gastfreundlicher Höflichkeit mit Vergnügen sehen wird. Einstweilen, hübsche Kleine, ist hier dein Frühstück.“

„Und was hörst du von der Gerichtsverhandlung?“

„Oh, die Anwälte sind noch immer an der Arbeit – das ist ein Gerede! Es wird dauern bis morgen.“

„Bis morgen? Weißt du das gewiß?“

„So sagt man wenigstens.“

„Und Ione?“

„Beim Bacchus! Sie muß ziemlich gesund sein, denn sie hat es fertiggebracht, meinen Herrn heute früh so in Zorn zu bringen, daß er auf den Boden stampfte und sich in die Lippen biß. Ich sah ihn mit einer Stirn wie ein Donnerwetter aus ihrem Zimmer kommen.“

„Ist das hier in der Nähe?“

„Nein, im oberen Geschoß. Aber ich kann nicht länger hier schwatzen; leb wohl!“

ZWÖLFTES KAPITEL

Eine Wespe wagt sich in das Netz der Spinne

Der Abend des zweiten Prozeßtages war gekommen, und es war ungefähr um die Zeit, zu der Sosia dem furchtbaren Unbekannten die Stirn bieten sollte, als durch das Gartenpförtchen, das der Sklave offengelassen hatte, nun allerdings kein geheimnisvoller Erd- oder Luftgeist, sondern die schwere und sehr menschliche Gestalt des Isispriesters Calenus eintrat. Kaum nahm er Notiz von dem anspruchslosen Opfer geringer Früchte und noch geringern Weines, das der fromme Sosia für gut genug gehalten hatte, den unsichtbaren Gast anzulocken.

Für den Gartengott, dachte er. Bei meines Vaters Haupt, wenn seine Göttlichkeit nie besser bedient würde, so täte er gut, den Götterberuf aufzugeben. Ja, wären wir Priester nicht, so hätten die Gottheiten jetzt eine schlimme Zeit. Was den Arbaces betrifft, so stehe ich zwar auf Flugsand, aber ein Goldlager liegt darunter. Ich habe sein Leben in meiner Gewalt: Wie hoch wird er es wohl anschlagen?

Er gelangte durch den offenen Hof in das Peristyl, wo einige wenige Lampen sich mit der Sternennacht um die Herrschaft stritten, und stieß unversehens auf den Ägypter, der aus einem Zimmer zur Seite des Säulenumgangs trat.

„Sieh, Calenus – suchst du mich?“ fragte er mit etwas verlegener Stimme.

„Ja, weiser Arbaces; hoffentlich kommt mein Besuch nicht zur unrechten Zeit?“

„Nein! Eben hat mein Freigelassener, Kallias, dreimal auf meiner rechten Seite geniest, ich wußte also, daß mir etwas Gutes bevorstehe, und siehe: die Götter senden mir Calenus.“

„Wollen wir in dein Zimmer gehen, Arbaces?“

„Wie du willst; aber die Nacht ist hell und würzig. Ich bin von meiner neulichen Krankheit noch etwas geschwächt, die Luft erfrischt mich; laß uns im Garten auf und ab gehen, wir sind dort auch allein.“

„Von Herzen gern“, erwiderte der Priester; und die beiden Freunde gingen langsam nach einer der Terrassen, die, von Marmorvasen und schlummernden Blumen eingefaßt, den Garten unterbrachen.

„Eine liebliche Nacht!“ sagte Arbaces; „lau und schön, wie die, in der vor zwanzig Jahren Italiens Ufer zuerst vor meinem Blick aufstiegen. Mein Calenus, das Alter fängt an, uns zu beschleichen. Laß uns wenigstens fühlen, daß wir gelebt haben!“

„Du wenigstens hast ein Recht, so zu sprechen“, entgegnete Calenus und zielte nach einem passenden Ansatz, um die geheime Sache, die auf ihn drückte, anzubringen, während er andererseits seine Ehrfurcht vor dem Ägypter stärker als gewöhnlich empfand, weil dieser heute einen ruhig-freundschaftlichen Ton würdevoller Herablassung annahm. „Du wenigstens hast ein Recht, so zu sprechen. Du verfügst über unendlichen Reichtum, über einen Körper, dessen Festigkeit jeder Krankheit trotzt; du bist glücklich in der Liebe, hast unerschöpflichen Genuß – und nun, in dieser Stunde, den Triumph der Rache!“

„Du meinst wegen des Atheners. Ja, morgen wird sein Todesurteil gesprochen werden. Der Senat gibt nicht nach. Aber du irrst dich; sein Tod gibt mir keine andere Befriedigung, als daß er mich von einem Nebenbuhler in Iones Herzen befreit. Weiter fühl’ ich keine feindliche Gesinnung gegen diesen unglücklichen Totschläger.“

„Totschläger!“ wiederholte Calenus langsam und bedeutungsvoll, und heftete, nachdem er gesprochen, die Augen fest auf Arbaces. Bleich beleuchteten die Sterne das Antlitz ihres Propheten, aber sie ließen keine Bewegung auf ihm wahrnehmen; des Priesters Blick sank verwirrt und beschämt zu Boden, und er fuhr rasch fort: „Totschläger! Es ist gut, daß du ihn

dieses Verbrechens bezichtigst, aber niemand weiß besser als du, daß er unschuldig ist.“

„Erkläre dich“, erwiderte Arbaces kalt; er hatte sich auf diese Gefahr, die er vorausgeahnt, vorbereitet.

„Arbaces“, versetzte Calenus und dämpfte seine Stimme zum Geflüster, „ich war in dem heiligen Hain, gedeckt durch die Kapelle und das umgebende Gebüsch. Ich habe alles gehört und gesehen. – Ich sah, wie deine Waffe dem Apäcides ins Herz fuhr, ich tadle die Tat nicht; sie hat einem Feind und Abtrünnigen den Untergang bereitet.“

„Du hast alles gesehen!“ versetzte Arbaces trocken. „Das dacht’ ich. Warst du allein?“

„Allein!“ erwiderte Calenus, erstaunt über die Ruhe des Ägypters.

„Und weshalb warst du zu dieser Stunde hinter der Kapelle versteckt?“

„Weil ich eine Unterredung des Apäcides mit dem Nazarener angehört hatte, weil ich wußte, daß er an diesem Ort mit dem fanatischen Olinth wieder zusammenkommen wollte, weil sie hier zusammenkamen, um den Plan zu besprechen, wie sie die heiligen Geheimnisse unserer Göttin dem Volk enthüllen könnten. Ich war da, um ihnen auf die Spur zu kommen, um ihnen entgegenarbeiten zu können.“

„Hast du eines Menschen Ohr anvertraut, was du gesehen hast?“

„Nein, mein Gebieter; das Geheimnis ist in der Brust deines Dieners verschlossen.“

„Was, selbst dein Vetter Burbo weiß nichts davon? Komm, komm, die Wahrheit!“

„Bei den Göttern . . .“

„Still doch! Wir kennen uns; was sind uns Götter?“

„Nun denn, bei der Furcht vor deiner Rache: nein!“

„Und warum hast du dies Geheimnis bis jetzt vor mir verborgen? Warum hast du bis zum Abend vor der Verurteilung des Atheners gewartet, ehe du mir zu sagen wagtest, daß Arbaces ein Mörder ist? Und warum teilst du mir nach so langem Zaudern dein Wissen jetzt mit?“

„Weil . . .“ stammelte Calenus errötend und verlegen.

„Weil“, unterbrach ihn Arbaces mit sanftem Lächeln, indem er ihn vertraulich auf die Schulter klopfte, „weil du, mein Ca-

lenus – sieh, jetzt will ich in deinem Herzen lesen –, weil du wünschst, ich sollte mich in die Gerichtsverhandlung so verflechten und verfangen, daß mir kein Weg zur Rettung offenbliebe, falls du gegen mich aufträtest; ich sollte in diesem Fall des Meineids und der Hinterlist so gut wie des Mordes überwiesen sein; weder Reichtum noch Ansehen sollten, nachdem ich einmal den Blutdurst des Volkes gereizt, hindern können, daß ich das Opfer dieses Durstes würde. Und du teilst mir dein Geheimnis jetzt mit, ehe die Verhandlung noch ganz zu Ende und der Unschuldige verurteilt ist, um mir zu zeigen, welch feines Gewebe der Bosheit dein Wort morgen zerreißen könnte, um mir im letzten Augenblick den Wert deines Schweigens desto begreiflicher zu machen, um mir zu zeigen, daß die Kunst, womit ich den Zorn des Volkes gesteigert, durch deine Aussage auf mein eigenes Haupt zurückfallen und der Rachen des Löwen sich statt für Glaukus für mich öffnen würde! Ist es nicht so?“ „Arbaces“, entgegnete Calenus, indem ihn die gemeine Keckheit seiner Natur gänzlich verließ, „wahrhaftig, du bist ein Zauberer! Du liest das Herz des Menschen, als ob es ein Buch wäre.“

„Es ist mein Beruf“, antwortete der Ägypter mit mildem Lächeln. „Schweige also, und wenn alles vorüber ist, will ich dich reich machen.“

„Verzeih mir“, erwiderte der Priester, von der Habsucht, seiner Hauptleidenschaft, geleitet, die sich auf keine künftige Freigebigkeit vertrösten lassen wollte, „verzeih mir, mit Recht sagtest du vorhin, wir kannten uns. Willst du, daß ich nichts verlauten lasse, so mußt du im voraus etwas als Opfer für den Schweigegott zahlen. Soll die Rose, das holde Sinnbild der Verschwiegenheit, feste Wurzeln schlagen, so begieß sie noch heute nacht mit einem Strome Gold.“

„Witzig und poetisch!“ erwiderte Arbaces, immer noch in jenem sanften Ton, der seinen geringen Gesprächspartner sicher und kühn machte, während er ihn gerade hätte warnen und zurückhalten müssen. „Willst du nicht bis morgen warten?“

„Warum warten? Kann ich mein Zeugnis erst ablegen, wenn die Schande mir droht, daß ich durch dies Zeugnis nicht den Tod eines unschuldigen Menschen verhindert habe, so vergißt du vielleicht mein Anrecht auf Belohnung, und wirklich ist dein

jetziges Zaudern kein gutes Vorzeichen für deine künftige Dankbarkeit.“

„Gut, Calenus; was soll ich dir also zahlen?“

„Dein Leben ist sehr kostbar und dein Reichtum sehr groß“, erwiderte der Priester grinsend.

„Immer witziger! Aber sprich, wie groß soll die Summe sein?“

„Arbaces, ich habe gehört, du bewahrst in deiner geheimen Vorratskammer unter den oskischen Säulen, die deine prächtigen Hallen stützen, Haufen von Gold, Vasen und Juwelen, die mit den Schätzen des vergötterten Nero wetteifern könnten. Leicht kannst du von diesem Haufen so viel wegnehmen, daß Calenus zum reichsten Priester in Pompeji wird, ohne daß du den Verlust spürst.“

„Komm, Calenus“, sagte Arbaces in freundlichem Ton und mit der Miene der Offenheit und Großzügigkeit, „du bist ein alter Freund und warst mir ein treuer Diener. Es kann weder dein Wunsch sein, mir das Leben zu nehmen, noch meiner, dir deinen Lohn zu verkürzen. Du sollst mit mir in die Schatzkammer hinuntersteigen, von der du gesprochen hast; du sollst deine Augen am Glanz von unzählbarem Gold und dem Funkelein unschätzbarer Edelsteine weiden, und schon heute abend zu deiner Belohnung so viel wegtragen, wie du unter deinen Kleidern verbergen kannst. Hast du einmal gesehen, was dein Freund besitzt, so wirst du begreifen, wie töricht es wäre, mit jemand zu brechen, der soviel zu geben vermag. Ist Glaukus nicht mehr, so sollst du dem Gewölbe einen zweiten Besuch machen. Sprech' ich offen und als Freund?“

„O größter, bester der Menschen!“ rief Calenus, vor Freude beinah weinend. „Kannst du meine beleidigenden Zweifel an deiner Gerechtigkeit, deiner Großmut verzeihen?“

„Still! Noch eine Wegecke, und wir steigen zu den oskischen Bögen hinab.“

Sosia befragt das Orakel – Wer sich selbst blind macht, den können Blinde an der Nase führen – Zwei neue Gefangene in einer Nacht

Ungeduldig wartete Nydia auf die Ankunft des ebenso ungeduldigen Sosia. Nachdem der leichtgläubige Sklave seinen Mut durch tüchtige Züge von einem besseren Getränk, als er dem Dämon vorgesetzt hatte, hinlänglich gestärkt hatte, schlich er in das Zimmer der Blinden.

„Nun, Sosia, bist du vorbereitet? Hast du den Becher mit frischem Wasser?“

„Jawohl! Aber ich fürchte mich doch etwas. Du bist doch sicher, daß ich den Geist nicht zu sehen kriege? Ich habe gehört, diese Herrschaften seien keineswegs hübsch und durchaus nicht höflich.“

„Sei unbesorgt. Und du hast die Gartentür etwas offengelassen?“

„Ja, und habe einige schöne Nüsse und Äpfel auf ein Tischchen daneben gelegt.“

„Gut. Und das Pfortchen steht jetzt offen, so daß der Geist eintreten kann?“

„Gewiß doch.“

„Gut, so mach die Zimmertür auf, so – nur ein wenig. Und jetzt, Sosia, gib mir die Lampe.“

„Was, du wirst sie doch nicht auslöschen wollen?“

„Nein. Aber ich muß einen Zauber über ihr Licht aussprechen. Es wohnt ein Geist im Feuer. Setz dich.“

Der Sklave tat es, und nachdem sich Nydia ein Weilchen schweigend über die Lampe niedergebeugt, stand sie auf und sang mit leiser Stimme folgendes Lied:

*„Gleich geliebt von Well und Wind
War noch stets Thessaliens Kind;
Zauberkraft ist uns geschenkt,
Die der Mond vom Himmel zwängt.
All der Parsen Wunderkraft,
All Ägyptens Wissenschaft
Ward, geschöpft aus Lied und Blum’,*

*Uns geheimes Eigentum.
Unsichtbarer Lüfte Geist,
Hör' mich, die dich kommen heißt.
Bei dem König Ithakas,
Der den hellen Quell im Gras
Zu Orakelantwort zwang;
Bei des Orpheus Zaubersang,
Der dem dunklen Schattenland
Einst Eurydike entwand;
Bei Medeas Zauberspruch
Nach des Jason Treuebruch:
Geist du in der hohen Luft,
Höre eine, die dich ruft!
Hauche auf den Wasserspiegel,
Brich der Zukunft bergend Siegel,
Daß der Fragende erfährt,
Was das Schicksal ihm gewährt!
Wilder Geist, von Wind umweht,
Höre, was die Fromme fleht.*

*Komm, ach komm!
Keinem Gott in allen Welten,
Keiner Göttin sonst soll gelten
Wie nun dir mein frommer Sinn.
Nicht der Liebe Herrscherin,
Nicht dem Herrn der Sonnenpracht,
Nicht der Dreigestalt der Nacht,
Noch dem Gott des Donnerkeils
Bring ich frömmern Wunsch des Heils.
Komm, o komm!"*

„Jetzt kommt der Geist gewiß“, sagte Sosia beklommen, „ich fühle, wie er über mein Haar hinläuft.“

„Setz deinen Becher mit Wasser auf den Boden. So, jetzt gib mir dein Tuch und laß mich dir die Augen verbinden.“

„Ho, ho! Das ist doch immer der Brauch bei solchen Zauberkünsten. Nicht so fest; etwas lockerer!“

„So! Kannst du noch sehen?“

„Sehen? Nein, nichts als Dunkelheit.“

„Nun sprich die Fragen, die du dem Geist stellen willst, mit leiser Stimme dreimal aus. Fällt die Antwort bejahend aus, so

hörst du das Wasser sieden und wallen, wenn der Geist es anhaucht; wird die Frage aber verneint, so bleibt das Wasser ganz still.“

„Aber du machst doch hoffentlich keinen Schwindel mit dem Wasser, he?“

„Ich will den Becher zwischen deine Füße setzen – so! Jetzt kannst du selber aufpassen, daß ich ihn nicht berühre; du würdest es gleich merken.“

„Gut, gut! Nun also, o Bacchus, steh mir bei! Du weißt, daß ich dich stets mehr geliebt hab' als alle anderen Götter, und ich will dir den silbernen Becher schenken, den ich voriges Jahr dem dicken Kellermeister gestohlen habe, wenn du mir bei diesem wasserliebenden Geist das Wort redest. Und du, Geist, paß auf und höre: werde ich im nächsten Jahr imstande sein, mich freizukaufen? Du weißt es; denn da du in der Luft lebst, so haben dich die Vögel ohne Zweifel mit jedem Geheimnis dieses Hauses bekannt gemacht; du weißt, daß ich seit Jahren alles mitgenommen und gemaust habe, worauf ich ehrlicher, d. h. sichererweise die Hand legen konnte, und doch fehlen mir noch zweitausend Sesterze an der Summe. Werd' ich imstande sein, guter Geist, das Fehlende im Laufe dieses Jahres einzubringen? Sprich! Ha! Wallt das Wasser auf? Nein! Alles still wie ein Grab. Gut denn, wenn nicht in diesem Jahr, in zwei Jahren? Ah, ich höre was; der Geist kratzt an der Tür, er wird sogleich hier sein. In zwei Jahren, mein guter Kerl; laß dich erbitten, in zwei; – das ist doch eine ziemlich hübsche Zeit. Was! Immer noch still! In zweieinhalb Jahren – in drei – in vier? Daß dich der Teufel, Freundchen! Eine Dame bist du nicht, das merke ich, sonst könntest du nicht so lange schweigen. In fünf – in sechs – in sechzig Jahren? O möge dich Pluto holen, ich will nicht weiter fragen!“

In seiner Wut stieß Sosia den Becher um, so daß das Wasser über seine Beine lief. Dann befreite er nach langem Herumtasten und mit vielem Fluchen den Kopf aus dem Tuch, in das ihn Nydia recht fest eingebunden hatte, starrte und mußte entdecken, daß er im Finstern saß.

„He, Nydia! Die Lampe ist fort! Ah, Hexe, und du bist auch weg! Aber ich werde dich schon erwischen! Das sollst du mir büßen!“

Er tastete sich an die Tür. Sie war verriegelt; er statt Nydia

war gefangen. Was konnte er tun? Er wagte nicht, laut zu klopfen oder zu rufen, damit nicht Arbaces hörte und entdeckte, wie er hereingelegt war; auch war Nydia wahrscheinlich bereits zur Gartentür hinaus und setzte ihre Flucht eifrig fort. Aber, dachte er, sie wird nach Hause gehen oder doch irgendwo in der Stadt sein. Morgen mit Tagesanbruch, wenn die Sklaven im Peristyl beschäftigt sind, wird man mich hören; dann kann ich heraus und sie suchen. Ich bin überzeugt, daß ich sie aufspüre und zurückbringe, ehe Arbaces ein Wort von der Sache erfährt. Ja, das ist der beste Plan. Kleine Verräterin, die Finger jucken mir nach dir! Und mir nur einen Becher Wasser zu lassen! Wenn's noch Wein wäre, so hätt' ich doch einigen Trost.

Während Sosia also in der Falle sein Schicksal beklagte und Pläne zur Wiedereinfangung Nydias schmiedete, war das blinde Mädchen mit ihrer wunderbaren Sicherheit und Schnelligkeit leicht durch das Peristyl und den gegenüberliegenden Gang gelangt und wollte mit klopfendem Herzen eben auf die Gartentür zugehen, als sie plötzlich Schritte nahen hörte und die gefürchtete Stimme des Ägypters vernahm. Erschrocken hielt sie einen Augenblick an; dann besann sie sich darauf, daß es noch einen anderen Gang gab, der zum Einlaß der Teilnehmerinnen an den geheimen Gelagen diente und sich am Fundament des Hauses bis zu einer Tür hinzog, die sich ebenfalls in den Garten öffnete. Vielleicht stand sie gerade offen. Nydia kehrte hastig um, stieg eine kleine Treppe hinab und befand sich bald vor dem Gang. Ach, die Tür war verschlossen! Noch prüfte sie das sorgfältig, als sie die Stimme des Calenus und einen Augenblick nachher die leise Antwort des Arbaces hinter sich vernahm. Stehenbleiben konnte sie nicht; wahrscheinlich gingen die beiden eben auf diese Tür zu. Sie eilte voran und fühlte sich auf unbekanntem Boden. Die Luft wurde dumpf und kalt; das beruhigte sie. Sie vermutete, in einem der Kellergewölbe des weitläufig eingerichteten Gebäudes oder doch in irgendeinem unbenutzten Raum zu sein, wohin der vornehme Gebieter des Hauses sich nicht leicht verlieren würde. Aber ihr feines Ohr vernahm abermals Schritte und Stimmen. Mit ausgestreckten Armen drang sie immer weiter vor und stieß jetzt auf starke Pfeiler. Mit ihrem feinen Orientierungsgefühl entging sie der Gefahr, anzustoßen, und setzte ihren Weg schnell fort. Die

Luft wurde immer dumpfer und dumpfer, aber wenn sie stehen blieb, um Atem zu schöpfen, hörte sie auch wieder die nahenden Schritte und die undeutlichen Stimmen. Schließlich fühlte sie eine Wand vor sich, die ihren Weg sperrte. Bot sich ihr kein Versteck? Keine Öffnung? Keine Nische? Nichts! Sie stand still und rang verzweifelt die Hände; dann durch die nahenden Laute wieder aufgeschreckt, eilte sie an der Wand entlang weiter und fiel, als sie plötzlich gegen einen hervorragenden Strebepfeiler stieß, zu Boden. Obwohl sie sich ziemlich verletzt hatte, verlor sie doch die Besinnung nicht; sie stieß keinen Schrei aus, ja, sie segnete den Unfall, der sie zu einer Art von Versteck geführt hatte; sie schmiegte sich fest in den Winkel neben dem Pfeiler, so daß sie wenigstens von einer Seite nicht wahrgenommen werden konnte, kauerte sich zusammen und erwartete atemlos, was geschehen würde.

Unterdessen schritten Arbaces und der Priester auf das geheime Gemach zu, dessen Schätze der Ägypter so sehr gerühmt hatte. Sie befanden sich in einer großen unterirdischen Halle; die niedere Decke wurde von kurzen, dicken Pfeilern getragen, deren Architektur von der griechischen Anmut der jetzt üblichen Bauweise weit entfernt war. Die einzige schwache Leuchte in Arbaces Hand warf nur ein unvollkommenes Licht auf die nackten, rauhen Wände, deren gewaltige Steine ohne Mörtel auf eine seltsame, kunstlose Art ineinandergefügt waren. Gestörtes Ungeziefer verkroch sich in den Schatten der Mauern. Calenus schauderte, als er umherblickte und die dumpfe, ungesunde Luft einatmete.

Arbaces, der sein Grauen wahrnahm, bemerkte mit einem Lächeln: „Immerhin sind es diese rauhen Verliese, die den Stoff zu den Herrlichkeiten der Hallen da oben liefern. Sie gleichen den Arbeitern auf Erden: wir verachten sie ihrer unansehnlichen Erscheinung wegen, und doch geben sie eben dem Stolz, der so vornehm auf sie herabblickt, seine Nahrung.“

„Und wohin führt der dunkle Gang hier links?“ fragte Calenus. „Er scheint in dieser Finsternis ohne Grenze, als ob er sich zum Hades hinwände.“

„Im Gegenteil, er führt zum Tageslicht empor“, erwiderte Arbaces leichthin; „wir müssen unseren Weg nach rechts nehmen.“ Die Halle teilte sich am Ende in zwei Flügel oder Gänge, deren Ausdehnung in Wirklichkeit nicht sehr bedeutend war, dem

Auge aber durch das undeutliche Dunkel, gegen welches das Lämpchen nicht viel ausrichtete, beträchtlich erschien. Auf den rechten Flügel zu lenkten die beiden jetzt ihre Schritte.

„Der lustige Glaukus wird morgen in kein viel trockeneres und ein viel weniger geräumiges Gemach quartiert werden“, sagte Calenus, als sie an dem Ort vorbeikamen, wo die Thessalierin im Schatten des breiten, vorspringenden Pfeilers kauerte.

„Ja, aber ein um soviel trockeneres und größeres Zimmer wird er am folgenden Tag in der Arena haben. Und wenn ich nun denke“, fuhr Arbaces langsam und bedächtig fort, „wenn ich nun denke, daß ein Wort von dir ihn retten und den Arbaces seinem Schicksal übergeben könnte!“

„Dieses Wort soll nie gesprochen werden!“ entgegnete Calenus. „Recht, mein Calenus!“ gab ihm Arbaces zurück, indem er den Arm vertraulich auf die Schulter des Priesters legte. „Es soll nie gesprochen werden; und jetzt – halt – wir stehen vor der Tür.“

Das Licht flackerte gegen ein tief in die Mauer gedrücktes und durch viele eiserne Platten und Bänder wohlverwahrtes Türchen. Arbaces zog einen kleinen Ring aus dem Gürtel, an dem drei oder vier kurze, starke Schlüssel hingen. O wie schlug das gierige Herz des Priesters, als er die rostigen Schlösser knarren hörte, als zürnten sie über den Eintritt zu dem Schatz, den sie hüteten. „Tritt ein, mein Freund“, sagte Arbaces, „ich halte die Lampe in die Höhe, damit du deine Augen an den gelben Haufen weiden kannst.“ Der Ungeduldige ließ sich die Einladung nicht zweimal sagen; schnell trat er durch die kleine Tür.

Kaum hatte er die Schwelle hinter sich, als der starke Arm des Ägypters ihn weiter stieß. „Das Wort soll nie gesprochen werden“, rief er mit lautem, triumphierenden Gelächter und schloß die Tür hinter dem Priester ab.

Calenus war mehrere Stufen hinabgestürzt, aber ohne die Schmerzen seines Falles im Augenblick zu fühlen, sprang er wieder zu der Tür hinauf, schlug mit geballter Faust wild dagegen und rief mit einer Stimme, die mehr dem Geheul eines Tieres als einem menschlichen Laut glich, so furchbar war seine Todesangst und Verzweiflung: „Oh, laß mich los, laß mich los, ich will kein Gold verlangen!“

Die Worte drangen nur unvollkommen durch die massive Tür, und von neuem lachte Arbaces. Dann stampfte er heftig mit

dem Fuß, froh vielleicht, seinem lang verhaltenen Grimm Luft geben zu können:

„Alles Gold Dalmatiens“, rief er, „wird dir keine Brotrinde erkaufen. Verhungere, Elender! Dein Sterbegewinsel wird nicht einmal ein Echo in diesen Hallen erwecken, und selbst kein Lüftchen wird, wenn du dir in verzweifelndem Hunger das eigene Fleisch von den Knochen nagst, verraten, daß so der Mensch zugrunde geht, der Arbaces bedroht hat und ihn hätte vernichten können! Fahre hin!“

„Oh, Mitleid, Erbarmen! Unmenschlicher Bösewicht! War es darum . . .“

Das übrige der Rede ging dem Ohr des Ägypters, der durch die düstere Halle langsam zurückging, verloren. Eine plumpe, aufgedunsene Kröte lag bewegungslos in seinem Weg; die Strahlen der Lampe fielen auf die häßliche Gestalt und das rote, aufwärts gerichtete Auge. Arbaces wich aus, um ihr keinen Schaden zu tun. „Du bist ekelhaft und widerlich“, murmelte er, „aber du kannst mir nicht schaden; darum bist du sicher auf meinem Pfad.“

Indessen drang das Geschrei des Priesters, wenn auch schwach und gedämpft, durch die Mauer aufs neue zu dem Ägypter. Er blieb stehen und horchte aufmerksam.

Das ist schlimm! dachte er. Denn ich kann mich nicht einschiffen, bevor diese Stimme verhallt ist. Zwar liegen meine Schätze in dem entgegengesetzten Flügel, aber meine Sklaven dürfen, wenn sie sie wegschaffen, seine Stimme nicht hören. Doch wozu hierüber Besorgnisse? In drei Tagen müssen diese Töne, wenn er überhaupt noch lebt, bei meines Vaters Bart, schwach genug geworden sein und dringen nicht mehr durch sein Grab. Bei der Isis, es ist kalt! Ich sehne mich nach einem guten Schluck gewürzten Falerners.

Damit hüllte sich der gewissenlose Ägypter dichter in seinen Mantel und verließ eilig das Gewölbe.

Nydia und Calenus

Welch schreckliche und doch auch hoffnungsvolle Worte hatte Nydia vernommen! Morgen sollte Glaukus verurteilt werden; aber noch lebte ein Mensch, der ihn retten und der Arbaces der Gerechtigkeit ausliefern konnte, und dieser Mensch befand sich nur wenige Schritte von ihrem Versteck! Sie hörte sein Schreien und Stöhnen, sein Fluchen und Beten, wenn es auch nur lückenhaft und halberstickt an ihr Ohr klang. Er war eingekerkert; aber sie kannte das Geheimnis seiner Haft! Konnte sie nur entwischen – konnte sie nur den Prätor erreichen, so mußte der Gefangene noch zur rechten Zeit ans Tageslicht kommen, der Athener noch gerettet werden. Ein Schwindel überkam Nydia, sie fühlte ihre Sinne schwinden, aber durch eine mächtige Anstrengung gewann sie wieder die Herrschaft über sich, und nachdem sie mehrere Minuten aufmerksam gehorcht hatte, bis sie überzeugt war, daß Arbaces den Ort wirklich verlassen habe, schlich sie, von ihrem scharfen Gehör geleitet, zu der Thür, hinter der Calenus sich befand. Nun vernahm sie die Laute seiner Angst und Verzweiflung deutlicher. Dreimal versuchte sie zu sprechen, und dreimal war ihre Stimme zu schwach, um durch die Bohlen der schweren Thür zu dringen. Endlich fand sie das Schloß, legte die Lippen an dessen kleine Öffnung, und deutlich hörte der Gefangene seinen Namen von einer sanften Stimme aussprechen. Er erstarrte – seine Haare sträubten sich empor. Was für ein unheimliches, übernatürliches Wesen mochte seine furchtbare Einsamkeit durchdrungen haben? – „Wer da?“ rief er angstvoll. „Was für ein Geist, welch Schreckgespenst ruft den verlorenen Calenus?“

„Priester“, erwiderte die Thessalierin, „ohne daß Arbaces es bemerkt hat, wurde ich durch die Gunst der Götter Zeugin seiner Freveltat. Komm’ ich nur selbst aus diesen Mauern heraus, so kann ich dich retten. Aber laß deine Stimme durch diese kleine Öffnung an mein Ohr gelangen und beantworte meine Fragen.“ „O gesegneter Geist!“ rief der Priester freudig, indem er Nydias Forderung gehorchte. „Rette mich, und ich will selbst die heiligen Gefäße des Altars verkaufen, um dir deinen Dienst zu lohnen.“

„Ich will nicht dein Gold – ich will dein Geheimnis. Habe ich recht gehört? Kannst du den Athener Glaukus von der tödlichen Anklage befreien?“

„Ich kann – ich kann! Mögen die Furien den schurkischen Ägypter verderben! – Hat er mich doch in die Falle gelockt, um mich verhungern und verfaulen zu lassen!“

„Man klagt den Athener des Mordes an; kannst du die Anklage widerlegen?“

„Setze mich in Freiheit, und er ist so sicher wie irgendeiner! Ich habe die Tat gesehen, habe gesehen, wie Arbaces den Stoß tat; ich kann den wahren Mörder überführen und die Freisprechung des Unschuldigen bewirken. Geh' ich aber zugrunde, so stirbt auch er. Nimmst du Anteil an ihm? O gesegneter Fremdling, mein Wort kann die Stimme sein, die ihn verdammt oder freispricht.“

„Und willst du gewiß das, was du weißt, öffentlich vorbringen?“

„Ob ich will? Und wenn die Hölle unter meinen Füßen brennte, ja! Rache über den falschen Ägypter – Rache! Rache! Rache!“ Calenus hatte diese letzten Worte mit knirschenden Zähnen ausgesprochen, und Nydia fühlte, daß in seinem Rachedurst die sicherste Gewähr für die Rettung des Atheners liege. Ihr Herz schlug: Sollte ihr wirklich beschieden sein, ihren Abgott – den Gegenstand ihrer Anbetung, zu retten?

„Genug“, sagte sie, „die Götter, die mich hierhergebracht haben, werden mich auch weiterhin lenken. Ja, ich weiß, daß ich dich befreien werde! Harre aus in Geduld und Hoffnung!“

„Aber sei vorsichtig, sei klug, du liebes unbekanntes Wesen! Versuche nichts bei Arbaces; der ist von Marmor. Geh zum Prätor, sag ihm, was du weißt. Laß ihn eine Haussuchung anordnen; bringt Soldaten und sachverständige Schmiede mit; diese Schlösser sind ausnehmend stark! Die Zeit vergeht – ich kann verhungern, wenn du nicht schnell machst! Geh, geh! Doch halt – es ist schrecklich, so allein hier, die Luft ist wie in einer Totengrube, und die Skorpione – ha! und die bleichen Gespenster! O bleib, bleib!“

„Nein“, erwiderte Nydia, angstvoll durch seine Angst und voll Verlangen, ungestört mit sich selbst zu Rate gehen zu können: „Nein, um deinetwillen muß ich fort. Behalte Mut und Hoffnung! Leb wohl!“

Sie schlich vorsichtig weg und tastete mit ausgestreckten Armen an den Pfeilern hin, bis sie an die entgegengesetzte Wand und den Anfang des nach oben führenden Ganges gekommen war. Hier blieb sie stehen. Sie hielt es für sicherer, erst bei später Nacht, wenn das ganze Haus im Schlaf läge, ihren Weg fortzusetzen. Noch einmal setzte sie sich also nieder, um zu warten. In ihrem gläubigen Herzen war Freude: Glaukus befand sich in Todesgefahr – aber sie würde ihn retten!

FÜNFZEHNTES KAPITEL

Arbaces und Ione – Nydia erreicht den Garten – Wird sie entkommen?

Nachdem Arbaces sich durch einen reichlichen Trunk von gewürztem, wohlriechendem Wein erwärmt hatte, fühlte er sich ungewöhnlich erhoben und freudig. Im Triumph der Schlaueit liegt ein Stolz, der, auch wo sie sich um eine verbrecherische Tat handelt, ein starkes Wohlbefinden erzeugt. Die eitle Menschenatur brüstet sich im Bewußtsein siegreicher List und klug errungener Erfolge, und erst spät kommt der furchtbare Gegenschlag der Reue.

Reue jedoch war nicht die Empfindung, die einen Arbaces aller Wahrscheinlichkeit nach über seine Tat an dem verworfenen Calenus je ergreifen würde. Er verwischte aus seinem Gedächtnis den Gedanken an die langsame Todesqual des Priesters; er fühlte nur, daß eine große Gefahr vorüber und ein möglicher Feind zum Stillschweigen gebracht sei. Was noch nötig war, war bloß, den andern Priestern Rechenschaft über das Verschwinden des Calenus zu geben, und das hielt er für keine schwierige Sache. Calenus war von ihm oft in religiösen Angelegenheiten in benachbarte Städte gesandt worden. In einem solchen Auftrag, konnte er sagen, habe er ihn auch jetzt weggeschickt, etwa, um den Altären der Isis in Stabiä und Neapolis sühnende Opfergaben wegen der Ermordung ihres Priesters Apäcides darzubringen. War Calenus einmal gestorben, so konnte der Leichnam noch vor des Ägypters Abreise von Pompeji in den Sarnus geworfen werden; und wurde er dort je entdeckt, so fiel der Ver-

dacht wahrscheinlich auf die gottesleugnerischen Nazarener, als hätten sie damit für Olinths Tod Rache nehmen wollen. Als Arbaces diese Pläne, durch die er sich aus jeder Verlegenheit ziehen würde, eilig durchgedacht hatte, verbannte er jede Erinnerung an den unglücklichen Priester aus seinem Denken und wandte, ermutigt von dem Erfolg, der in letzter Zeit all seine Entwürfe gekrönt, sein Trachten Ione zu. Als er zuletzt bei ihr gewesen war, hatte sie ihn durch Vorwürfe und bitteren Hohn, den seine anmaßende Natur nicht zu ertragen vermochte, von sich getrieben. Jetzt fühlte er sich überlegen genug, den Besuch zu wiederholen, denn seine Leidenschaft für sie trieb ihn, wie andere Menschen in seiner Lage, in ihre Nähe, obwohl er in dieser Nähe Schmach und Demütigung erfuhr. Mit Rücksicht auf ihre Stimmung legte er seine dunkle Alltagskleidung nicht ab, erneuerte aber die Düfte in seinen schwarzen Locken und brachte die Tunika in gefällige Falten. Eh' er in das Zimmer der Neapolitanerin trat, erkundigte er sich bei der diensttuenden Sklavin danach, ob Ione etwa schon zur Ruhe gegangen sei, und auf die Auskunft, sie sei noch auf und ungewöhnlich ruhig und gefaßt, wagte er sich in ihre Gegenwart. Er fand sein schönes Mündel vor einem Tischchen sitzend, das Gesicht in nachdenklicher Stellung auf beide Hände gelehnt. Ihr Gesicht hatte aber nicht den sonst gewohnten hellen, beseelten Ausdruck; die Lippen standen offen, die Augen waren irr und unaufmerksam, und das lange, schwarze Haar, das unbeachtet und lose über ihren Nacken herabfiel, machte durch seinen Gegensatz die Wangen, die ihre Fülle verloren hatten, noch bleicher.

Arbaces betrachtete sie, eh' er näher trat. Auch sie schlug die Augen auf, aber als sie bemerkte, wer der Ankömmling war, schloß sie sie wieder mit einem Ausdruck von Widerwillen, ohne sich sonst zu rühren.

Leise und ernst begann Arbaces, indem er ehrfurchtsvoll, ja demütig näher trat und sich in einiger Entfernung von dem Tisch niedersetzte: „Ach, daß mein Tod deinen Haß auslöschen könnte! Dann wollte ich freudig sterben! Du tust mir unrecht, Ione; aber ohne Murren will ich das Unrecht tragen, wenn ich dich nur bisweilen sehen darf. Schilt mich, überhäufe mich mit Vorwürfen, verachte mich, wenn du willst – ich will es tragen lernen. Selbst dein bitterster Ton ist ja süßer für mich als die Musik der kunstvollsten Leier! Schweigst du, so scheint die Welt

stillzustehen. Es gibt keine Erde, kein Leben ohne das Licht deines Antlitzes und die Melodie deiner Stimme.“

„Gib mir meinen Bruder und meinen Verlobten zurück“, sprach Ione mit ruhig bittendem Ton, und ein paar große Tränen rollten unbeachtet ihre Wangen herab.

„Oh, könnt’ ich dir den einen wiederbringen und den anderen retten!“ erwiderte Arbaces mit scheinbarer Rührung. „Ja, um dich glücklich zu machen, wollte ich meiner unbegünstigten Liebe entsagen und deine Hand freudig in die des Atheners fügen. Immer ist es noch möglich, daß er ohne Schandfleck aus dem Gericht hervorgeht“ – Arbaces hatte ihr verborgen gehalten, daß die gerichtliche Verhandlung bereits ihren Anfang genommen – „in diesem Fall ist die vollkommene Freiheit gegeben, ihn nach deinem eigenen Urteil loszusprechen oder zu verdammen. Und glaube nicht, Ione, daß ich dich weiter mit einer Liebesbitte verfolgen werde. Ich weiß, sie wäre umsonst. Nur weinen, klagen laß mich mit dir. Vergib mir eine tiefbereute Tat der Leidenschaft, die nie wiederkehren wird. Laß mich dir nur wieder sein, was ich einst gewesen: ein Freund, ein Vater, ein Beschützer! Ach Ione! Habe Mitleid und vergib mir!“

„Ich vergebe dir. Rette nur den Glaukus, und ich will ihm entsagen. O mächtiger Arbaces, deine Kraft vermag viel im Bösen und im Guten: Rette den Athener, und die arme Ione will ihn nie wiedersehen!“

Mit diesen Worten erhob sie sich schwach und zitternd, fiel ihm zu Füßen und umfaßte seine Knie:

„Wenn du mich wirklich liebst, wenn du Menschengefühl in dir hast, so gedenke der Asche meines Vaters, gedenke meiner Kindheit, gedenke all der Stunden, die wir glücklich miteinander verlebt haben und rette meinen Glaukus!“

Heftige Schauer schüttelten den ganzen Körper des Ägypters; in seinen Zügen kämpfte es; er wandte das Gesicht ab und sprach mit dumpfer Stimme:

„Könnt’ ich ihn noch retten, so wollt’ ich es tun, aber das römische Gesetz ist streng. Indessen, wenn es mir gelänge – wenn mir’s möglich würde, seine Lossprechung zu bewirken –, wolltest du die Meinige – meine Gattin sein?“

„Die Deinige?“ wiederholte Ione und stand auf. „Die Deinige – deine Gattin? Noch ist das Blut meines Bruders nicht gerächt: Wer erschlug ihn? O Nemesis! Kann ich selbst um das Leben des

Glaukus die heilige Pflicht, die du mir auferlegst, verkaufen? Arbaces – die Deinige? Niemals!“

„Ione, Ione!“ rief Arbaces mit Heftigkeit aus. „Was sind das für rätselhafte Worte – warum bringst du meinen Namen mit dem Tode deines Bruders in Verbindung?“

„Meine Träume verbinden ihn mit demselben, und Träume kommen von den Göttern.“

„Leere Phantasien! Also eines Traumes wegen willst du einen Unschuldigen kränken und die einzige Möglichkeit, deinem Geliebten das Leben zu retten, wegwerfen?“

„Hör mich“, entgegnete Ione fest, mit entschlossener, feierlicher Stimme, „wird Glaukus von dir gerettet, so will ich nie als Braut in sein Haus einziehen. Aber das Grauen vor der Vermählung mit einem anderen kann ich nicht überwinden: ich kann nicht deine Gattin werden. Unterbrich mich nicht; hör mich an, Arbaces! Stirbt Glaukus, so biete ich noch an demselben Tag all deinen Künsten Trotz und laß dir bloß meinen Staub! Entferne nur Messer und Gift aus meinem Bereich, kerkere mich ein, lege mich in Fesseln: einer tapferen Seele, die zu ihrer Befreiung entschlossen ist, fehlen die Mittel nie. Mit diesen Händen, nackt und unbewaffnet, wie sie sind, sollen die Bande des Lebens zerrissen werden. Kette mich an, und diese Lippen werden der Luft entschlossen den Zugang wehren. Du bist bewandert in der Geschichte, du hast gelesen, wie Frauen eher starben, als eine Entehrung duldeten. Geht Glaukus unter, so will ich nicht unwürdig hinter ihm zurückbleiben. Bei allen Göttern des Himmels und des Meeres und der Erde, ich weihe mich dem Tod! Das Wort ist ausgesprochen!“

Hoch, stolz, ihre Gestalt wie eine Begeisterte über das gewöhnliche Maß erhebend, flößte Ione durch Stimme und Haltung ihrem Zuhörer Ehrfurcht ein.

„Tapferes Herz“, sprach er nach einer kurzen Pause, „du bist wirklich wert, die Meinige zu sein. Oh, wie habe ich geträumt von solch einer ebenbürtigen Gefährtin meines hohen Schicksals und sie niemals als in dir gefunden! – Ione“, fuhr er rasch fort, „siehst du denn nicht, daß wir füreinander geboren sind? Erkennst du nicht etwas deiner eigenen Kraft, deinem eigenen Mut Verwandtes in meiner stolzen, nur sich selbst gehorchenden Seele? Wir sind geschaffen, unsere Wesen zu vereinigen, einen neuen Geist zu hauchen in diese mattgetretene, grobe Welt, ge-

schaffen zu mächtigen Geschicken, die meine Seele, das Dunkel der Zeit durchdringend, mit prophetischem Auge voraussieht. Mit einer Entschlossenheit, die der deinen gleicht, trotzte ich deiner Drohung unrühmlichen Selbstmordes. Ich begrüße dich als die Meine! Königin ferner Küsten, die der Fittich des Römeradlers noch nicht verdunkelt, seine Klaue noch nicht verheert hat, ich neige mich vor dir in Demut und Ehrfurcht, aber ich fordere dich als ein Liebender, Anbetender! Zusammen wollen wir den Ozean durchschiffen, zusammen wollen wir unser Reich auffinden, und ferne Jahrhunderte sollen Zeugen der Königsreihe sein, die aus der Vermählung des Arbaces mit Ione entsproß!“

„Du rasest! Solche geheimnisvollen Prophezeiungen passen eher für eine aberwitzige Alte, die Zaubermittel auf dem Markt verkörpert, als für den weisen Arbaces. Du hast meinen Entschluß gehört, er ist unerbittlich, wie die Parzen selbst. Der Orkus hat mein Gelübde vernommen, es ist in das Buch des nie vergessenen Hades eingeschrieben. Sühne denn, o Arbaces, sühne die Vergangenheit; verkehre Haß in Achtung, Rachbegierde in Dankbarkeit; erhalte den, der nie dein Nebenbuhler sein soll! Ein solches Tun ist deiner besseren Natur würdig! Es wiegt schwer in der Waagschale des Totenrichters und gibt den Ausschlag an jenem Tag, wo die körperlose Seele schauernd und angstvoll zwischen Tartarus und Elysium steht; es erfreut das Herz noch im Leben stärker und länger als der vorübergehende Genuß der Leidenschaft. O Arbaces, höre mich und laß dich erbitten!“

„Genug, Ione! Alles, was ich für Glaukus tun kann, soll geschehen; aber mach mir keine Vorwürfe, wenn es erfolglos bleibt. Erkundige dich, selbst bei meinen Feinden, ob ich nicht gestrebt habe und noch strebe, die Verdammung von seinem Haupt abzuleiten, und beurteile mich danach. Schlafe denn, Ione! Es ist spät in der Nacht; ich überlasse dich ihrer Ruhe; mögest du freundliche Träume von dem haben, der nur in dir lebt.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, entfernte sich Arbaces schnell; vielleicht weil er sich nicht getraute, die leidenschaftlichen Bitten Iones länger mit anzuhören, die ihm, selbst wenn sie ihn zum Mitleid hinrissen, Qualen der Eifersucht bereiteten. Aber das Mitleid kam zu spät. Hätte ihm Ione selbst ihre Hand als Lohn zugesagt, so hätte er doch jetzt, nachdem er sein Zeugnis abgelegt

hatte, das Volk zum Blutdurst aufgereizt war, den Athener nicht mehr retten können. Doch in der Größe seines Selbstvertrauens immer noch hoffnungsvoll, warf er alles Empfinden in die Möglichkeiten der Zukunft und glaubte, er werde noch über das Weib triumphieren, das sein Herz so in Fesseln geschlagen hatte.

Während ihn seine Diener für die Nacht entkleiden halfen, kam ihm plötzlich Nydia in den Sinn. Er wollte vermeiden, daß Ione je etwas von dem Wahnsinn ihres Geliebten erführe, damit sie sein Verbrechen damit nicht entschuldigen könne; nun aber konnten ihr ihre Sklavinnen vielleicht mitteilen, daß Nydia unter seinem Dach sei, und sie wünschte die Blinde vielleicht zu sehen. Er wandte sich zu einem seiner Freigelassenen:

„Geh sogleich zu Sosia, Kallias“, sprach er, „und sag ihm, er dürfe die blinde Nydia unter keinerlei Vorwand aus ihrem Zimmer lassen. Doch halt – suche zuerst die Dienerinnen meines Mündels auf und befehl ihnen, ihr nicht zu sagen, daß das blinde Mädchen unter meinem Dach ist, schnell, fort!“

Kallias eilte fort. Nachdem er sich seines Auftrages bei Iones Dienerinnen entledigt hatte, suchte er den würdigen Sosia. Da er ihn in der kleinen, zu seinem Schlafgemach bestimmten Zelle nicht fand, rief er laut seinen Namen und hörte aus dem anstoßenden Zimmer Nydias seine Stimme antworten:

„O Kallias, bist du es? Die Götter seien gepriesen! Öffne die Tür, ich bitte dich!“

Der Freigelassene schob den Riegel zurück, und das klägliche Antlitz Sosias drängte sich ihm hastig entgegen.

„Was! In einem Zimmer mit dem jungen Mädchen? Schäme dich! Gibt es nicht reife Früchte genug im Haus? Warum behilfst du dich mit solchen unzeitigen?“

„Nenne die kleine Hexe nicht“, unterbrach ihn Sosia ungeduldig, „sie wird mein Verderben sein!“ Und er teilte Kallias die Geschichte von dem Luftgeist und der Flucht der Thessalierin mit.

„So kannst du dich getrost aufhängen, du Unglückssohn! Eben komm' ich von Arbaces mit dem Befehl an dich, sie keinen Augenblick aus dem Zimmer zu lassen.“

„Ich Unseliger!“ rief der Sklave. „Was soll ich anfangen? Unter dessen kann sie schon durch halb Pompeji gelaufen sein. Aber

morgen nehm' ich's auf mich, sie in ihren alten Schlupfwinkeln aufzuspüren! Halt nur reinen Mund, lieber Kallias!“

„Ich will alles tun, was die Freundschaft irgend vermag, so weit mein eigenes Heil dabei nicht leidet. Aber weißt du sicher, daß sie das Haus verlassen hat? Sie kann sich doch hier irgendwo versteckt halten!“

„Wie wäre das möglich? In den Garten konnte sie leicht kommen, und die Tür stand, wie ich dir sagte, offen.“

„Nein, nicht; eben in der Stunde, von der du sprichst, war Arbaces mit dem Priester Calenus im Garten. Ich ging dahin, um Kräuter für das Bad des Herrn auf morgen zu holen, und bemerkte das ausgesetzte Tischchen gar wohl; aber ich weiß gewiß, daß die Gartentür geschlossen war. Ohne Zweifel war Calenus durch den Garten eingetreten und hatte die Tür hinter sich wieder zugemacht.“

„Aber eigentlich verschlossen wurde sie doch nicht.“

„Doch, denn ich selbst, erbost über seine Nachlässigkeit, die die Bronzen im Peristyl dem Entschluß des nächsten besten Diebs auslieferte, drehte den Schlüssel um, nahm ihn mit mir, und hier steckt er noch jetzt in meinem Gürtel, denn ich fand den Sklaven, vor den die Sache gehört, nicht, sonst würd' ich ihm tüchtig die Meinung gesagt haben!“

„O gnädiger Bacchus, so hab' ich doch nicht umsonst zu dir gefleht! Wir wollen keinen Augenblick verlieren; komm gleich mit mir in den Garten, vielleicht ist sie da noch!“

Der gutmütige Kallias willigte ein, und nachdem sie zuerst die benachbarten Räume und die Winkel des Peristyls durchsucht hatten, traten sie in den Garten. Ungefähr um diese Zeit hatte Nydia beschlossen, ihr Versteck zu verlassen, um die Flucht aus dem Hause zu wagen. Zitternd, mit angehaltenem Atem, jetzt an den blumenbekränzten Säulen des Peristyls vorüberhuschend, jetzt den stillen Mondschein auf seinem eingelegten Boden mit ihrem Schatten durchkreuzend, bald auf der Gartenterrasse, bald unter den düstern, lautlosen Bäumen, erreichte sie endlich die verhängnisvolle Tür und fand sie – verschlossen! Wieder und wieder streiften die kleinen, zitternden Hände über die unerbittliche Tür hin. Armes Kind! Umsonst war ihr edler Mut, ihre unschuldige List, ihre Künste, um dem Jäger und seiner Meute zu entgehen! Nur wenige Schritte von ihr standen ihre Verfolger, lachten über ihre Bemühungen, ihre Verzweiflung

und warteten mit grausamer Geduld den rechten Augenblick ab, ihre Beute zu fassen.

„Still, Kallias! – laß sie machen. Sehen wir, was sie anfängt, wenn sie sich überzeugt hat, daß die Tür verschlossen bleibt.“

„Sieh, sieh! Sie erhebt das Gesicht zum Himmel – sie murmelt etwas vor sich hin – sie sinkt trostlos nieder! Doch nein! Sie hat einen neuen Plan! Sie gibt sich noch nicht gefangen! Beim Jupiter, ein zähes Köpfchen! Schau, sie springt auf – sie wendet ihre Schritte zurück – es fällt ihr ein anderer Ausweg ein! Ich rate dir, Sosia, warte nicht länger; pack sie, eh' sie sich aus dem Garten wegmacht; da!“

„He! Wegläuferin, hab' ich dich?“ rief Sosia und faßte die Unglückliche.

Wie der letzte, menschenähnliche Ton des Wildes in den Fängen der Hunde, wie der gellende Schreckensruf, den ein jählings erwachter Nachtwandler ausstößt, war der Schrei des blinden Mädchens, als sie den plötzlichen Griff ihres Kerkermeisters fühlte. Es war ein Schrei der höchsten Todesqual, der vollkommenen Verzweiflung, wie er nie mehr aus dem Ohr dessen, der ihn vernommen, weicht. Glaukus war verloren; das letzte rettende Brett aus den Händen des Sinkenden gerissen. Leben und Tod waren einander unentschieden gegenübergestanden, und jetzt hatte der Tod das Spiel gewonnen!

„Götter!“ rief Kallias. „Dieses Geschrei wird das Haus in Alarm bringen! Arbaces hat einen leisen Schlaf. Stopf ihr den Mund!“

„Ja, da hab' ich noch das Tuch, womit mir die junge Hexe den Verstand wegzauberte! – So ist's recht; jetzt bist du auch stumm, nicht nur blind.“

Und die leichte Last in den Armen forttragend, erreichte Sosia das Haus und das Zimmer, aus welchem Nydia entflohen war. Hier erst nahm er ihr den Knebel wieder ab und überließ sie einer Einsamkeit, deren Schrecken und Qualen der Hades selbst kaum überbieten konnte.

Wie gute Freunde am Unglück Anteil nehmen – Glaukus hat im Kerker eine bedeutungsvolle Begegnung

Es war am Abend des dritten und letzten Prozeßtages. Wenige Stunden, nachdem das Urteil gefällt worden war, saß eine kleine Gesellschaft junger pompejanischer Lebemänner um den üppigen Tisch des Lepidus versammelt.

„Also leugnete Glaukus sein Verbrechen bis zuletzt?“ fragte Clodius.

„Ja, aber Arbaces überzeugte mit seiner Aussage die Richter; er hat ja gesehen, wie Glaukus die Tat vollbrachte“, erwiderte Lepidus.

„Was kann wohl die Ursache gewesen sein?“

„Nun, der Priester war ein verdrossener, finsterer Kerl. Wahrscheinlich hat er Glaukus wegen seiner Lebensführung und seines Hanges zum Spiel tüchtig ausgescholten und endlich verweigert, jemals seine Einwilligung zur Vermählung mit Ione zu geben. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel; Glaukus scheint des Bacchus ziemlich voll gewesen zu sein und tat dann im Jähzorn den tödlichen Stoß. Die Erhitzung durch den Wein und die heftigen Gewissensbisse brachten dann den Wahnsinn über ihn, an welchem er einige Tage lang litt; und ich kann mir wohl vorstellen, daß der arme Junge, noch immer verwirrt von dieser Seelenstörung, auch jetzt noch von seiner Untat nichts weiß. So wenigstens ist die scharfsinnige Vermutung des Arbaces, der bei seiner Zeugenaussage sehr wohlwollend und schonend vorgegangen zu sein scheint.“

„Ja, er hat sich dadurch die allgemeine Zuneigung gewonnen. Und in Anbetracht dieser mildernden Umstände sollte der Senat auch seinen Spruch gemildert haben.“

„Das würde er auch, wäre das Volk nicht; aber das war voller Wut. Die Priester hatten keine Mühe gespart, es zu erbittern; diese blutdürstigen Bestien fürchteten, Glaukus werde losgesprochen, bloß weil er reich und vornehm ist, und eben deswegen waren sie so erbittert gegen ihn und doppelt versessen auf seine Verdammung. Der Senat mußte einwilligen, daß ihm die Bürgerrechte abgesprochen wurden und er somit zum Tod verurteilt wurde; freilich war bei alledem nur eine Mehrzahl von drei Stimmen gegen ihn. —“

„Holla! Wein von Chios!“

„Er sieht sehr verändert aus, aber dennoch gefaßt und furchtlos.“

„Nun, wir werden sehen, ob seine Festigkeit anhält bis morgen. Indessen welchen Wert kann der Mut haben, wenn selbst dieser gottesleugnerische Hund, dieser Olinth, die gleiche Fassung zeigt?“

„Ja, dieser Gottesleugner!“ rief Lepidus mit frommem Zorn.

„Kein Wunder, daß noch vor zwei Tagen ein Senatsangehöriger durch einen Blitz aus heiterem Himmel erschlagen wurde. Die Götter sind erbost auf Pompeji, solange der schändliche Verächter ihrer Heiligtümer in diesen Mauern lebt.“

„Und doch verfuhr der Senat sehr milde. Wenn Olinth nur Reue bezeigt und einige Körner Weihrauch auf dem Altar der Kybele verbrannt hätte, man hätte ihn laufen lassen. Ich zweifle, ob diese Nazarener, hätten sie die Herrschaft, so duldsam gegen uns sein würden, wenn wir das Bild ihres Gottes niederschlugen, ihre Gebräuche verhöhnten und ihren Glauben verleugneten.“

„Auch Glaukus gestattet man in Anbetracht der mildernden Umstände eine Möglichkeit zur Rettung; man erlaubt ihm, gegen den Löwen denselben Stilus zu gebrauchen, mit dem er den Priester erstochen hat.“

„Hast du den Löwen gesehen? Hast du seine Muskeln, seine Klauen angesehen und nennst das eine Möglichkeit? Wären doch Schwert und Schild ein bloßer Strohalm gegen den Angriff dieses mächtigen Tieres! Nein, ich glaube, die wahre Milde besteht darin, daß man ihn nicht lange in Ungewißheit ließ, und es ist daher ein Glück für ihn, daß unser Rechtsverfahren zwar langsam in Findung, aber schnell in Ausführung des Urteils ist und daß die Spiele wie durch eine Art weiser Vorsicht schon seit langem auf morgen festgesetzt sind. Wer auf den Tod warten muß, stirbt mehrfach.“

„Was den Gottesleugner betrifft“, bemerkte Clodius, „so muß er es mit dem grimmigen Tiger mit unbewehrter Hand aufnehmen. Auf einen solchen Kampf kann man nicht wetten. Oder will einer die Wette aufnehmen?“

Ein schallendes Gelächter drückte aus, wie lächerlich eine solche Frage sei.

„Armer Clodius!“ rief der Wirt. „Einen Freund zu verlieren will etwas heißen; aber niemand zu finden, der auf die Mög-

lichkeit seiner Rettung mit dir wettet, ist ein noch schlimmeres Unglück für dich!“

„Ja, das ist wirklich zu arg; für ihn und für mich wäre noch einiger Trost in dem Gedanken gelegen, daß er durch seinen Tod doch noch Nutzen schaffe.“

„Das Volk“, bemerkte der gestrenge Pansa, „ist mit dem Ergebnis sehr wohl zufrieden. Groß war die Angst, die Spiele im Amphitheater könnten ohne einen Verbrecher für die Tiere vorübergehen, und nun auf einmal zwei solche Verbrecher zu bekommen, ist in der Tat eine Freude für die armen Burschen! Sie arbeiten hart, sie müssen auch ihren Spaß haben.“

„Das sprach der Volksfreund Pansa, der keinen Schritt tut ohne einen Schweif von Klienten, so lang wie ein indischer Triumphzug. Immer führt er das Volk im Mund. Götter! Endlich wird er gar ein Gracchus!“

„Allerdings bin ich kein arroganter Aristokrat“, entgegnete Pansa mit selbstzufriedener Miene.

„Na“, meinte Lepidus, „es dürfte auch ziemlich gefährlich sein, am Vorabend eines Tiergefechts den Mitleidigen spielen zu wollen. Ergeht je über mich ein Strafprozeß, so fleh’ ich zu Jupiter, daß gerade keine wilden Tiere in den öffentlichen Ställen sein mögen.“

Einer aus der Gesellschaft fragte: „Was ist denn aus dem armen Mädchen geworden, das Glaukus heiraten wollte? Witwe zu werden, ohne Gatten gewesen zu sein, das ist hart!“

„Oh“, antwortete Clodius, „die ist unter dem sicheren Schutz ihres Vormunds Arbaces. Natürlich begab sie sich nach dem Verlust des Geliebten und des Bruders zu ihm.“

„Bei der Venus, Glaukus hatte Glück bei den Weibern! Man sagt, die reiche Julia sei in ihn verliebt gewesen.“

„Eine reine Fabel, mein Freund!“ erwiderte Clodius affektiert.

„Ich war heute bei ihr. Hatte sie je eine Empfindung dieser Art, so schmeichle ich mir, sie getröstet zu haben.“

„Still“, rief Pansa, „wißt ihr nicht, daß Clodius sich gegenwärtig in Diomedes Hause damit abgibt, stark auf die Fackel zu blasen? Sie fängt an zu brennen und wird bald hell leuchten vor Hymens Altar.“

„Steht es so?“ fragte Lepidus. „Was, Clodius wird Ehemann? Pfui!“

„Laß dir darum nicht bange sein“, meinte Clodius. „Der alte

Diomed ist entzückt von der Vorstellung, seine Tochter an einen Aristokraten zu verheiraten, und wird es an Sesterzen nicht fehlen lassen. Ihr werdet sehen, daß ich mein Geld nicht im Atrium verschließe. Der Tag, wo Clodius eine reiche Erbin heiratet, soll ein Freudentag für seine lustigen Freunde sein.“

„Sprichst du so?“ rief Lepidus. „So komm, einen vollen Becher auf die Gesundheit der schönen Julia!“

Während von der Tischrunde bei Lepidus dies oberflächliche Gespräch geführt wurde, befand sich der junge Athener, vor kurzem noch Genosse dieser Gesellschaft, in einer sehr anderen, düsteren und trostlosen Umgebung. Nach seiner Verurteilung war Glaukus nicht wieder der Aufsicht Sallusts, des einzigen, der sich im Unglück freundschaftlich gezeigt hatte, anvertraut worden. Man führte ihn über das Forum, wo seine Wächter vor einem Türchen an der Seite des Jupitertempels hielten. Die Tür war als Drehkreuz eingerichtet und gab jeweils nur den halben Raum zwischen ihren Pfosten frei. Durch diesen engen Zugang schoben sie den Gefangenen, setzten ein Brot und einen Wasserkrug vor ihn und überließen ihn der Finsternis und, wie er glaubte, der Einsamkeit.

So schnell war der Wechsel gewesen, der ihn von der Höhe seines jugendlichen Freudenlebens und erwideter Liebe in den tiefsten Abgrund des Elends und der Verlassenheit und vor die Schrecken eines blutigen Todes gestürzt hatte, daß er sich kaum des Gefühls erwehren konnte, er liege in den Banden eines furchtbaren Traumes. Seine elastische, kraftvolle Gesundheit hatte über den Trank gesiegt, dessen größten Teil er glücklicherweise nicht zu sich genommen hatte; Verstand und Bewußtsein waren ihm zurückgekehrt, aber immer noch lag etwas wie ein dumpfer Nebel über ihm und verdunkelte seinen Geist. Seine natürliche Unerschrockenheit und der edle griechische Stolz hatten ihm die Kraft gegeben, jede unziemliche Angst zu überwinden und seinem furchtbaren Los im Gerichtssaal mit fester Haltung und gefaßter Miene entgegenzusehen. Aber die Gewißheit seiner Unschuld reichte kaum hin, ihn auch da noch aufrecht zu halten, wo der Blick der Menge seinen Mut nicht länger herausforderte, wo er der Einsamkeit und der Stille ausgeliefert war. Fröstelnd fühlte er den Kerkerdunst auf sich eindringen, doppelt empfindlich, weil er noch geschwächt und überhaupt verwöhnt war. Ein schöner fremder Vogel, so war

er! Warum hatte er seine sonnige Heimat, die Olivenhaine seiner Vaterstadt, die Musik ihrer frischen Quellen verlassen? Warum hatte er sein glänzendes Gefieder mutwillig unter diese gröberen, seinem Wesen gegenüber verständnislosen Fremdlinge getragen und das Auge mit seinen prächtigen Farben geblendet, das Ohr mit seinem lieblichen Gesang entzückt, um, plötzlich gefangen und in einen dunklen Käfig gesteckt, zugleich Opfer und Beute zu werden: – auf immer gehemmt sein fröhlicher Flug, auf immer zum Schweigen gebracht seine heiteren Lieder? Der unglückliche Athener! Selbst seine Fehler waren nur das Übermaß einer edlen, freudigen Natur, und kaum hatte ihn sein bisheriger Lebensweg auf Prüfungen vorbereitet, wie er sie jetzt bestehen sollte! Das Hohngezisch der Menge, unter deren fröhlichem Zuruf er so oft seinen zierlichen Wagen und seine lebhaften Rosse dahingelenkt hatte, tönte noch immer in seinem Ohre nach. Die kalten, steinernen Gesichter seiner ehemaligen Freunde, der Genossen seiner fröhlichen Gelage, tauchten noch immer vor seinen Blicken auf. Keiner war jetzt da, der den sonst bewunderten, geschmeichelten Fremden unterstützt, getröstet hätte. Diese Mauern würden sich ihm nur noch öffnen, damit er auf der furchtbaren Arena einem schrecklichen, entehrenden Tode entgegengehe. Und Ione! Auch von ihr hatte er nichts gehört; kein ermutigendes Wort, keine mitleidige Botschaft; auch sie hatte ihn verlassen! Um welchen Verbrechens willen? Der Ermordung ihres Bruders! Er knirschte mit den Zähnen, er stöhnte laut, und plötzlich durchzuckte ihn eine schreckliche Angst. Konnte er nicht in dem wilden Wahnsinn, der seine Seele auf so unbegreifliche Weise erfaßt hatte, das Verbrechen, dessen er angeklagt war, wirklich, ohne daß er darum wußte, begangen haben? Doch so schnell ihn dieser Gedanke durchblitzte, so rasch war er verworfen, denn trotz aller Dunkelheit seiner Erinnerung glaubte er doch ganz deutlich, den dämmernen Hain der Kybele, das Gesicht des bleichen Toten, sein eigenes Stehenbleiben bei dem Leichnam und den plötzlichen Stoß, der ihn zu Boden geworfen, wirklich erlebt zu haben. Er war von seiner Unschuld überzeugt; aber wer würde, selbst in der spätesten Zeit, wenn seine verstümmelten Gebeine längst zu Staub geworden waren, ihn für schuldlos halten und seinen Namen retten? Wenn er an seine letzte Zusammenkunft mit Arbaces dachte und sich den Rachedurst vorstellte, den dieser

furchtbare Mensch empfunden haben mußte, drang sich ihm immer unabweisbarer der Verdacht auf, er sei das Opfer einer sorgfältig angelegten, rätselvollen Intrige. Und Ione – Arbaces liebte sie; sollte sein Untergang dem Nebenbuhler den Sieg bereiten? Dieser Gedanke verwundete sein Herz tiefer als alles andere, und die Qual der Eifersucht peinigte ihn mehr als die Furcht. Er stöhnte laut.

Eine Stimme hinten aus dem Dunkel hervor antwortete auf diesen Ausbruch des Schmerzes. „Wer ist mein Gefährte in dieser furchtbaren Stunde?“ fragte sie. „Athener Glaukus, bist du es?“

„So nannte man mich wirklich in der Zeit meines Glückes; vielleicht haben sie jetzt andere Benennungen für mich. Und dein Name, Fremdling?“

„Olinth, dein Genosse im Kerker wie vor Gericht.“

„Was! Der, den man den Gottesleugner nennt? Hat dich etwa die Ungerechtigkeit der Menschen dahin gebracht, die Vorsehung der Götter zu leugnen?“

„Ach“, erwiderte Olinth, „du – nicht ich – bist der wahre Gottesleugner, denn du leugnest den einzig wahren Gott, den Unbekannten, dem deine athenischen Väter einen Altar errichtet haben. In dieser Stunde ist es, wo ich meinen Gott fühle. Er ist mit mir im Kerker; sein Lächeln durchdringt das Dunkel; am Vorabend des Todes flüstert mir mein Herz von Unsterblichkeit, und die Erde tritt nur vor mir zurück, um die müde Seele dem Himmel näher zu bringen.“

„Sag mir“, fragte Glaukus plötzlich, „habe ich während der gerichtlichen Verhandlung nicht deinen Namen in Verbindung mit dem des Apäcides gehört? – Hältst du mich für unschuldig?“

„Gott allein liest das Herz; aber mein Verdacht ruhte nicht auf dir.“

„Auf wem denn?“

„Auf dem, der gegen dich zeugte: Arbaces.“

„Ha! Du gibst mir neues Leben; und warum auf Arbaces?“

„Weil ich die böse Gesinnung des Mannes kenne und weil er Ursache hatte, den Ermordeten zu fürchten.“

Olinth fuhr fort, Glaukus über die Umstände zu unterrichten, die zu der Untat führten: seine Unterredung mit Apäcides, den Plan, den er mit ihm zur Enthüllung des ägyptischen Priesterbetruges und des Verhaltens des Arbaces gegenüber jugendlichen

Neubekehrten verabredet hatte. Olinth schloß seinen Bericht: „Hat der Verstorbene den Arbaces getroffen, ihm seine Verrätereie vorgehalten und mit deren Offenbarung gedroht, so mögen Ort und Stunde dem Zorn des Ägypters recht gelegen gewesen, so mag der Todesstoß aus schlauer Berechnung sowohl wie aus leidenschaftlicher Wut geführt worden sein.“

„Es ist nicht anders möglich!“ rief Glaukus freudig aus. „Ich bin glücklich!“

„Aber was hilft dir diese Entdeckung jetzt, Unglücklicher? Du bist verurteilt und wirst trotz deiner Schuldlosigkeit untergehen.“

„Doch ich selbst werde wenigstens wissen, daß ich schuldlos bin, während ich bisher wegen meines rätselhaften Wahnsinns immer wieder furchtbare Zweifel haben mußte. Aber sag mir, du Mann eines fremden Glaubens, bist du der Ansicht, daß wir auch für kleine Fehler oder anererbte Gebrechen von den Mächten da oben, welchen Namen du ihnen nun geben magst, verstoßen und verflucht werden?“

„Gott ist gerecht und verstößt seine Geschöpfe wegen menschlicher Schwächen nicht. Gott ist barmherzig und verflucht bloß die Sünder, die nicht bereuen.“

„Aber mir war's, als sei durch göttlichen Zorn ein plötzlicher Wahnsinn über mich gekommen, eine übernatürliche, anders nicht erklärbare Sinnesverwirrung.“

„Es gibt“, erwiderte der Nazarener schauernd, „böse Geister auf der Erde, so gut es einen Gott und seinen Sohn im Himmel gibt, und da du diesen nicht anerkennt, so mögen jene Macht über dich gehabt haben.“

Glaukus gab keine Antwort, und eine Stille von mehreren Minuten trat ein. Endlich fragte der Athener mit veränderter, sanfter, halb zaudernder Stimme: „Christ, gehört es zu den Lehren deines Glaubens, daß die Toten fortleben; daß die, welche hier geliebt, später wieder vereinigt werden, daß jenseits des Grabes unser Name von dem Dunst, der ihn vor den groben Augen der Welt ungerechterweise verdunkelte, frei wird und daß die durch Wüsten und Felder getrennt gewesenen Bäche im heiligen Hades wieder zusammentreffen und von neuem in einem Bette fließen?“

„Ob das zu meinem Glauben gehört, o Athener? Nein, ich glaub' es nicht, ich weiß es, und diese schöne und selige Gewißheit ist es, die mich jetzt aufrechterhält. — O Kyllene!“ fuhr

Olinth in freudiger Bewegung fort. „Braut meines Herzens! Mir im ersten Monat unserer Vermählung entrissen, werd' ich dich nicht in wenigen Tagen sehen? Willkommen, willkommen Tod, der mich in den Himmel und zu dir bringt!“

Es lag in diesem Gefühlsausbruch etwas, das an eine verwandte Saite in der Seele des Griechen rührte. Zum erstenmal empfand er eine stärkere Sympathie zu Olinth als die bloß des Unglücksgefährten. Er tastete sich näher zu ihm.

„Ja“, fuhr der Christ in heiligem Eifer fort, „die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung, die Wiedervereinigung der Toten ist die große Grundlehre unseres Glaubens, die große Wahrheit, zu deren Verkündigung und Verbürgung ein Gott selbst den Tod erlitt. Kein gefabeltes Elysium, kein dichterischer Orkus, sondern ein reines, strahlendes Erbe des Himmels selbst ist den Guten bestimmt.“

„Erzähl mir doch deine Lehren und erkläre mir deine Hoffnungen!“ sagte Glaukus ernst.

Olinth ging mit Eifer auf diese Bitte ein und so leuchtete denn, wie so oft in den ersten Jahrhunderten des Christentums, das aufdämmernde Evangelium im Dunkel des Kerkers und vor den Toren des Todes mit seinen tröstlichen, heiligen Strahlen auf.

SIEBZEHNTES KAPITEL

Nydia sendet einen Brief aus – Die wilden Tiere Der junge Gladiator

In langsamer Qual zogen die Stunden für Nydia dahin, seit sie in ihr Gefängnis zurückgebracht worden war.

Sosia, der noch einmal überlistet zu werden fürchtete, hatte sie erst spät am Morgen wieder aufgesucht und auch dann den Korb mit Speise und Trank nur eilig hereingestellt und die Tür sogleich wieder geschlossen. Der Tag verging, und Nydia wußte sich in der Stunde, in der das Urteil über Glaukus gefällt wurde und ihre Freiheit ihn hätte retten können, hinter unüberwindlichen Schlössern! Im Bewußtsein aber, auf ihr, so unmöglich ihr Entkommen auch schien, beruhe die einzige Möglichkeit, den

Geliebten zu retten, beschloß sie, trotz ihrer Schwäche, trotz ihrer Erregung sich der Verzweiflung nicht hinzugeben. Das hätte sie unfähig gemacht, eine sich etwa noch bietende Gelegenheit zu nutzen. Mit großer Anstrengung behielt sie Fassung, sosehr auch ein Strudel kaum erträglicher Gedanken und Ängste sie umtoste; ja, sie aß und trank, damit sie bei Kräften bliebe, damit sie bereit sein möchte.

Zu ihrer Befreiung dachte sie Plan auf Plan aus, und jeden mußte sie wieder aufgeben. Immer aber blieb Sosia ihre einzige Hoffnung, das einzige Werkzeug, das sie gebrauchen konnte. Er war so begierig gewesen, etwas über seine Aussicht zu hören, wann er die Freiheit erlangen werde. Mächtige Götter! Konnte er nicht durch die Freiheit selbst gewonnen werden? War sie nicht beinah reich genug, sie ihm zu erkaufen? Sie trug Arm-bänder, Geschenke von Ione, und um ihren Hals hing die Kette, die einmal ihre eifersüchtigen Vorwürfe gegen Glaukus veranlaßt hatte und die sie dann immer zu tragen gelobt hatte. In hoher Spannung wartete sie auf Sosias Wiederkunft; als aber Stunde um Stunde verschwand, ohne daß er erschien, ergriff sie unerträgliche Angst. Es kam wie ein Fieber über sie; sie konnte ihre Einsamkeit nicht länger aushalten, sie stöhnte, sie schrie laut, sie warf sich gegen die Tür. Ihr Angstruf hallte weit durchs Haus, und Sosia eilte höchst ärgerlich herbei, um zu sehen, was es gebe und seine Gefangene womöglich zum Stillschweigen zu bringen.

„Holla, was ist?“ fragte er unwillig. „Kleines Mädchen, wenn du mit diesem Gekreisch nicht aufhörst, so müssen wir dir einen Knebel in den Mund tun. Meine Schultern müßten dafür büßen, wenn der Herr dich zu hören bekäme.“

„Lieber Sosia, schilt mich nicht – ich kann es nicht ertragen, so lang allein zu sein“, entgegnete Nydia; „die Einsamkeit macht mich bange. Ich bitte dich, setz dich nur einen Augenblick zu mir. Denke nicht, daß ich wieder fliehen will; setz deinen Stuhl vor die Tür, behalte mich im Auge, ich will mich nicht vom Platz rühren.“

Sosia, selbst ein großer Freund des Schwatzens, wurde durch diese Anrede gerührt. Er fühlte Mitleid mit einem Wesen, das niemand zum Plaudern hatte; das gleiche war sein eigener Fall; er fühlte Mitleid und beschloß, sich selbst von der Qual zu erlösen! Nydias Wink benutzend, setzte er einen Stuhl vor die

Tür, lehnte den Rücken gegen sie und erwiderte: „Ich will ja nicht unfreundlich gegen dich sein und dir für ein kleines unschuldiges Geplauder gern den Gefallen tun. Aber laß dir's gesagt sein: keine Zauberei – keine Geisterbeschwörungen!“

„Nein, nein! Sage mir, lieber Sosia, wie spät ist es?“

„Es ist Abend, die Ziegen kehren nach Haus.“

„O Götter! Wie ist der Prozeß ausgegangen?“

„Beide verurteilt!“

Nydia unterdrückte den Schmerzensruf, der in ihr aufsteigen wollte.

„Gut, gut; ich dachte mir, es würde so gehen. Wann werden sie den Tod erleiden?“

„Morgen im Amphitheater. Wärst du nicht, kleine Hexe, so bekäm ich auch die Erlaubnis, hinzugehen und zuzuschauen.“ Nydia lehnte sich für einige Augenblicke zurück; ihre Kräfte waren erschöpft – sie war in Ohnmacht gesunken. Aber Sosia bemerkte es nicht, denn es war Dämmerung, und er war voll beschäftigt mit den Entbehnungen, die er selbst zu tragen hatte; er verbreitete sich in Wehklagen über den Verlust eines so herrlichen Schauspiels und über die Ungerechtigkeit des Arbaces, der gerade ihn unter allen seinen Genossen ausgewählt habe, das Amt eines Kerkermeisters zu übernehmen. Eh' er damit zu Ende gekommen, war Nydia wieder zu sich gekommen. Sie seufzte tief auf.

„Du seufzt über mein Unglück, Mädchen; nun, das ist tröstlich; wenn du anerkenkst, was ich deinetwegen aufopfern muß, will ich mir Mühe geben, nicht zu schelten; es ist hart, schlimm behandelt und nicht einmal dafür bemitleidet zu werden.“

„Sosia, wieviel brauchst du noch, um deine Freiheit erkaufen zu können?“

„Wieviel? Nun, ungefähr zweitausend Sesterze.“

„Die Götter seien gepriesen! Mehr nicht? Siehst du meine Armbänder und diese Kette? – Sie sind wohl doppelt soviel wert. Ich will sie dir geben, wenn ...“

„Versuche mich nicht, ich kann dich nicht freilassen; Arbaces ist ein strenger, schrecklicher Herr. Wer weiß, ob ich nicht als Fischfutter in den Sarnus geworfen würde. Ach, alle Sesterze in der Welt könnten mich dann nicht ins Leben zurückrufen. Besser ein lebendiger Hund als ein toter Löwe!“

„Sosia, deine Freiheit! Bedenk es wohl; wenn du mich herausläßt, nur eine kleine Stunde lang! – Laß mich um Mitternacht aus; ich will vor der Morgendämmerung zurückkehren; ja, du selbst kannst mit mir gehen!“

„Nein“, erwiderte Sosia hartnäckig. „Ein Sklave war dem Arbaces einmal ungehorsam gewesen, und nie hat man wieder von ihm gehört.“

„Aber das Gesetz gestattet dem Herrn keine Gewalt über das Leben des Sklaven.“

„Das Gesetz ist sehr gütig, aber es richtet mit dieser Artigkeit nicht viel aus: ich weiß, daß Arbaces das Gesetz immer auf seine Seite bekommt. Überdies, wenn ich einmal tot bin, welches Gesetz kann mich ins Leben zurückbringen?“

Nydia rang die Hände: „So gibt es denn keine Hoffnung?“ rief sie krampfhaft aus.

„Zum Wegkommen keine, bis Arbaces es erlaubt.“

„Gut denn“, sagte sie; „aber du wirst mir doch nicht abschlagen, einen Brief zu besorgen; dafür kann dein Herr dich nicht töten.“

„Einen Brief? An wen?“

„An den Prätor.“

„An eine obrigkeitliche Person? Nein! Ich nicht! Man könnte mich vor Gericht zum Zeugen nehmen, und Sklaven werden nur auf der Folter verhört.“

„Entschuldige; ich meine ja gar nicht den Prätor, ich habe mich versprochen; ich meinte einen ganz anderen, den fröhlichen Sallust.“

„Oho! Und was willst von dem?“

„Glaukus war mein Herr, er hat mich aus einem grausamen Dienst weggekauft; er allein war gütig gegen mich, und jetzt soll er sterben! Ich werde nie wieder froh, wenn ich ihn in seiner Todesstunde nicht wissen lassen kann, daß wenigstens ein dankbares Herz für ihn schlägt. Sallust ist sein Freund – er wird meinen Brief überliefern.“

„Das tut er gewiß nicht. Und Glaukus wird zwischen heut und morgen genug zu denken haben, ohne daß man ihm erst den Kopf wegen eines blinden Mädchens anfüllt.“

„Mensch“, sagte Nydia und stand auf, „willst du frei werden? – Du hast jetzt die Möglichkeit; morgen ist es zu spät. Nie war die Freiheit so billig: Du kannst das Haus in aller Ruhe, ohne

daß jemand nach dir fragt, verlassen; in einer halben Stunde bist du wieder da. Einer solchen Kleinigkeit wegen willst du die Freiheit aus der Hand schlagen?“

Sosia war in große Erregung geraten. Allerdings klang Nydias Angebot sehr einfältig; aber was ging das ihn an? Das war nur um so besser für ihn. Er konnte Nydia einschließen, und erfuhr Arbaces zufällig etwas von seiner kurzen Abwesenheit, so war sie ja ein ganz geringfügiges Vergehen, das höchstens einige Scheltworte zur Folge haben konnte. Aber sollte Nydias Schreiben etwas mehr enthalten, als was sie angegeben hatte, sollte es, wie man schlauerweise vermuten konnte, von ihrer Einkerkelung berichten? Was dann? Nun, Arbaces brauchte ja nicht zu erfahren, wer den Brief überbracht habe. Selbst im schlimmsten Fall war der Preis, der ihm geboten wurde, gewaltig, die Gefahr gering, die Versuchung also unwiderstehlich. Er zauderte nicht länger, er willigte ein.

„Gib mir den Schmuck, und ich will den Brief überbringen. Aber halt: Du bist eine Sklavin, du hast kein Recht auf diese Dinge – sie gehören deinem Herrn.“

„Es sind Geschenke von Glaukus; er ist mein Herr: kann er sie aber je von mir zurückfordern? Und wer außer ihm weiß, daß sie in meinem Besitz sind?“

„Gut also; ich will dir Schreibzeug holen.“

Schnell war Nydia trotz ihrer Blindheit mit dem Briefe fertig; sie hatte in ihrer Heimat schreiben gelernt. Sie schrieb ihn in der Sprache ihrer Kindheit, die damals jeder Italiener von einiger Bildung verstand. Sorgfältig band sie den schützenden Faden herum und verklebte den Knoten mit Wachs. Eh' sie den Brief in Sosias Hände übergab, sagte sie zu ihm:

„Sosia, ich bin blind und eingekerkert, vielleicht hast du im Sinn, mich zu betrügen; vielleicht gibst du nur vor, du trügest den Brief zu Sallust, und tust es gar nicht. Aber feierlich weihe ich dein Haupt der Rache, deine Seele den unterirdischen Mächten, wenn du dein Versprechen brichst! Lege deine rechte Hand in meine und sprich mir folgende Worte nach: Bei dem Boden, auf welchem wir stehen, bei den Elementen, die Leben enthalten und Leben zerstören, bei dem alles rächenden Orkus, bei dem allsehenden Jupiter schwör' ich, daß ich mein Versprechen ehrlich halten und diesen Brief treulich in die Hände Sallusts übergeben will. Breche ich diesen Eid, so möge der volle Fluch

des Himmels und der Erde auf mich einstürzen! – Genug, nun traue ich dir; nimm deinen Lohn. Es ist schon dunkel, mach dich gleich auf den Weg!“

„Du bist ein seltsames Mädchen und hast mich furchtbar in Angst gejagt; doch kann ich dich wohl begreifen, und ist Sallust aufzufinden, so geb ich ihm diesen Brief, wie ich beschworen. Weiß der Himmel, ich hab’ wohl so meine kleinen Sünden auf mich geladen; aber Meineid – nein! den überlaß ich den vornehmen Leuten.“

Sosia entfernte sich; er zog sorgfältig den schweren Riegel an Nydias Tür vor, verwahrte ebenso sorgfältig die Vorlegeschlösser, steckte die Schlüssel in seinen Gürtel, ging in sein eigenes Gemach, hüllte sich von Kopf bis zu Fuß in einen groben Mantel und schlüpfte durch das Hinterpförtchen ungehindert und unbemerkt hinaus.

Die Straßen waren leer; schnell hatte er Sallusts Haus erreicht. Der Pförtner hieß ihn den Brief dalassen und weggehen, denn Sallust sei über die Verurteilung des Glaukus so betrübt, daß er unter keinen Umständen gestört sein wolle.

„Aber ich habe geschworen, diesen Brief in seine eigenen Hände zu übergeben, und muß es also tun.“

Damit drückte Sosia, der aus Erfahrung wußte, daß man manchen Wachhund mit einem vorgeworfenen Brocken besänftigt, ein halb Dutzend Sesterze in des Pförtners Hand.

„Gut, gut“, entgegnete dieser, nachgiebiger geworden, „du kannst eintreten, wenn du willst; aber, dir die Wahrheit zu sagen, Sallust vertrinkt eben seinen Kummer. Das ist so seine Art, wenn ihm etwas in die Quere kommt. Er bestellt ein tüchtiges Essen und den besten Wein und läßt nicht nach, bis alles aus seinem Kopf ist – außer dem Falerner.“

„Ein vortrefflicher Ausweg – ganz vortrefflich! Ach, was bedeutet es doch, ein reicher Mann zu sein! Wär’ ich Sallust, so wollt’ ich mir jeden Tag den einen oder den anderen Kummer gefallen lassen. Aber leg ein Wort für mich bei eurem Atriumsaufseher ein – ich seh’ ihn eben kommen.“

Sallust war zu traurig, um Besuch anzunehmen; aber er war auch zu traurig, um allein zu trinken; so ließ er sich denn nach seiner Gewohnheit von seinem Lieblingsfreigelassenen Gesellschaft leisten. Es war ein sonderbares Bankett. Denn je und je seufzte der gutmütige Genießer, wimmerte und weinte sogar;

dann wandte er sich wieder mit verdoppeltem Eifer einer neuen Schüssel oder dem frisch gefüllten Becher zu.

„Guter Bursche“, sagte er zu seinem Trinkgenossen, „es ist ein schreckliches Urteil! – Ho go, nicht übel, das Zicklein, he? – Armer, guter Glaukus! Was für einen Rachen der Löwe noch dazu hat! Ach! ach! ach!“

Und Sallust stöhnte laut; sein Schmerzensanfall wurde durch einen Anfall von Schlucken unterbrochen.

„Nimm einen Schluck Wein“, sagte der Freigelassene.

„Er ist etwas zu kalt“, entgegnete Sallust. „Aber wie muß erst Glaukus frieren! Schließ morgen das Haus zu, kein Sklave soll mir hinaus, keiner von meinen Leuten soll diese verdammte Arena durch seine Gegenwart beehren; nein, nein!“

„Einen Becher Wein! Vor lauter Kummer vergißt du das Nächstliegende. Bei den Göttern, so ist's! – Ein Stück von dem Käsekuchen?“

In diesem glücklichen Augenblick trat Sosia vor den trostlosen Zecher.

„Na! Wer bist du?“

„Nur ein Bote an Sallust. Ich überbring' ihm diesen Brief von von einer jungen Dame. Braucht, soviel ich weiß, keine Antwort. Darf ich abtreten?“

So sprach der vorsichtige Sosia, das Antlitz in dem Mantel verhüllt und mit verstellter Stimme redend, damit er später nicht als Überbringer bezeichnet werden könnte.

„Bei den Göttern, ein Kuppler! Fühlloser Bube! Siehst du meinen Schmerz nicht? Geh! – Fort mit dir!“

Sosia verlor keinen Augenblick, sich zurückzuziehen.

„Willst du den Brief lesen, Sallust?“ fragte der Freigelassene.

„Brief! Welchen Brief?“ entgegnete der Epikuräer hin- und her-schwankend, denn er fing an doppelt zu sehen. „Verdammt seien diese Dirnen, sag' ich! Bin ich ein Mensch, um an Vergnügen zu denken, wenn – wenn – mein Freund daran ist, aufgefressen zu werden?“

„Noch ein Törtchen!“

„Nein, nein! Der Kummer erstickt mich.“

„Bringt ihn zu Bett“, befahl der Freigelassene, und Sallust ward mit auf die Brust baumelndem Kopf in sein Schlafgemach getragen, indem er immer noch Wehklagen über Glaukus und

Flüche auf die Zudringlichkeit herzloser Weltdamen vor sich himurmelte.

Unterdessen ging Sosia entrüstet nach Hause. „Ja doch, ein Kuppler!“ sagte er zu sich selbst. „Kuppler! Ein rechtes Giftmaul, dieser Sallust! Hätt’ er mich Schurke oder Dieb genannt, so wollt’ ich’s ihm noch verziehen haben; aber Kuppler! Pfui! In dem Wort liegt etwas, wogegen sich das stumpfste Gefühl auflehnen muß. Ein Schurke ist ein Schurke zu seinem eigenen Vergnügen, und ein Dieb ein Dieb zu seinem eigenen Nutzen, und es liegt etwas Ehrenvolles und Philosophisches darin, um seiner selbst willen ein Schuft zu sein; so etwas heißt nach Grundsätzen und in einem großen Maßstab handeln. Aber ein Kuppler ist ein Ding, das sich selbst um eines andern willen wegwirft! Ein Topf, der um einer andern Suppe willen ans Feuer gesetzt wird! Ein Tischtuch, woran jeder Gast sich die Hände abwischt! Ein Kuppler! Lieber wollt’ ich mich Vaternörder nennen lassen! Doch der Mensch war betrunken und wußte nicht, was er sagte. Überdies war ich ja verummmt; hätt’ er gesehen, daß Sosia mit ihm sprach, so würde es gelautes haben: ‚ehrlicher Sosia!‘ und ‚ehrlicher Kerl!‘ ich wette darauf. Aber den Schmuck hab’ ich mit leichter Mühe gewonnen, das ist ein Trost! O Feronia, Göttin der Freigelassenen! In kurzer Zeit werd’ ich frei sein und dann will ich den sehen, der mich Kuppler nennt – außer, er gibt mir ein schönes Stück Geld dafür!“

Während der Bote so hochgemut mit sich selbst sprach, kreuzte er ein Gäßchen, das zum Amphitheater führte. Als er um eine scharfe Ecke bog, geriet er mitten in einen großen Volkshaufen. Männer, Weiber und Kinder liefen, lachten, schwatzten, gestikulierten, und eh’ er sich’s versah, war der würdige Sosia von dem lauten Strom mit fortgerissen.

„Was gibt’s?“ fragte er seinen Nachbar, einen jungen Handwerker. „Was gibt’s? Wohin drängen sich die guten Leute? Teilt ein reicher Patron heut abend Almosen oder Speisen aus?“

„Nein, mein Guter – viel was Besseres!“ erwiderte der junge Handwerker. „Der edle Pansa, der Freund des Volkes, hat erlaubt, die wilden Tiere in ihren Käfigen zu sehen. Beim Herkules! Es gibt ein paar Leute, die sie morgen nicht mit so heiler Haut betrachten werden!“

„Nun, das ist wirklich ein Augenschmaus“, sagte der Sklave und ließ sich von der drängenden Menge geduldig fortschieben.

„Da ich morgen nicht zu den Spielen gehen kann, ist's um so besser, heut abend wenigstens einen Blick auf die Tiere zu werfen.“

„Jawohl“, antwortete sein neuer Bekannter; „Löwen und Tiger sieht man in Pompeji nicht alle Tage.“

Die Menge hatte jetzt einen unregelmäßigen, weiten Platz erreicht, auf dem, da er bloß schwach und aus der Ferne her beleuchtet war, das Gedränge gefährlich wurde. Nichtsdestoweniger schienen gerade die Weiber, viele von ihnen mit Kindern auf den Armen, am festesten entschlossen, sich einen Weg zu bahnen, und das Kreischen ihrer Klagen und Scheltworte tönte laut über die fröhlichen männlichen Stimmen hinaus. Doch vernahm man unter ihnen auch den Ton eines jungen Mädchens, das in seiner Freude zu glücklich zu sein schien, als daß sie die Beschwerlichkeiten des Getümmels gefühlt hätte.

„Ach“, rief sie ihren Begleiterinnen zu, „hab's euch ja stets gesagt; behauptete immer, wir würden einen Menschen für den Löwen bekommen, und nun haben wir gar einen obendrein für den Tiger! Wär's nur schon morgen!

*Hopp Heiße! Zum lustigen Spiele herbei!
Ein Wald von Gesichtern auf jeglicher Reih!
Trotzig und keck wie der Sohn der Alkmena,
Durchziehen die Fechter die weite Arena.
Schwatz noch, weil's Zeit ist, bald sitzt ihr leis
Wenn sie sich baden in blutigem Schweiß.
Tripp, Trapp! Wie schreiten sie stattlich und frei!
Heiße! Zum lustigen Spiele herbei!“*

„Ein munteres Ding!“ bemerkte Sosia.

„Ja“, erwiderte eifersüchtig der junge Handwerker, ein krausköpfiger, schöner Jüngling; „ja, die Weiber lieben die Gladiatoren. Wär' ich ein Sklave, ich wär' lange bei dem Lanista in die Schule gegangen!“

„Wirklich?“ entgegnete Sosia spöttisch. „Der Geschmack der Leute ist verschieden!“

Man war jetzt am Ziele angekommen; bei dem sehr beschränkten Raum, in dem sich die wilden Tiere befanden, wurde das Drängen der Einlaßsuchenden immer ärger. Zwei am Eingang stehende Diener des Amphitheaters steuerten dem Übel dadurch, daß sie jeweils nur eine beschränkte Zahl Einlaßtäfelchen aus-

teilten und keine neuen Zuschauer aufnahmen, bis die Vorgänger ihre Neugierde befriedigt hatten. Der ziemlich stämmige Sosia, dem Schüchternheit oder feine Zurückhaltung fremd waren, wußte es einzurichten, daß er unter die ersten kam, denen der Eintritt gestattet wurde.

Von seinem Gesprächspartner, dem Handwerker, getrennt, fand er sich in einem engen, drückend heißen Raum, der durch ein paar übelriechende, flackernde Leuchten erhellt ward.

Die Tiere, die sonst einzeln gehalten wurden, waren jetzt, zum größeren Vergnügen der Zuschauer, zusammengebracht worden, jedoch immer noch durch starke Käfiggitter voneinander getrennt.

Da waren sie denn, die furchtbaren Geschöpfe der Wildnis. Der Löwe, von Natur nicht so grausam wie sein Geselle, war durch längern Hunger zur Wildheit aufgereizt worden; er schritt rastlos in seinem engen Käfig hin und her; seine Augen funkelten vor Wut und Hunger, und wenn er dann und wann stillhielt und umherstarrte, so drängten sich die Zuschauer angstvoll zurück und atmeten beklommener. Der Tiger dagegen lag ruhig, der ganzen Länge nach in seinem Käfig ausgestreckt und gab nur durch ein gelegentliches Spielen mit dem Schweif oder ein langes, ungeduldiges Gähnen der Menge, die ihn mit ihrer Gegenwart beehrte, ein Lebenszeichen.

„Selbst im Amphitheater in Rom hab' ich nie ein wilderes Tier gesehen als diesen Löwen“, sagte ein riesenhafter, muskulöser Kerl, der Sosia zur Rechten stand.

„Ich fühle mich beschämt, wenn ich seine Glieder betrachte“, antwortete ihm links von Sosia ein schlankerer, jüngerer Mann mit über der Brust gekreuzten Armen.

Sosia sah den einen und dann den anderen an. „In der Mitte die Tugend!“ murmelte er vor sich hin. „Eine schöne Nachbarschaft für dich, Sosia! — Ein Gladiator auf jeder Seite!“

„Da hast du recht, Lydon“, erwiderte der größere Gladiator. „Mir ist ebenso zumut.“

„Und zu denken“, bemerkte Lydon mitleidig, „daß der edle Grieche, den wir noch vor wenigen Tagen voll Jugend, Gesundheit und Freude vor uns sahen, dem Ungetüm zur Speise dienen soll!“

„Warum nicht?“ brummte Niger wild. „Manch ehrlicher Gladiator wurde zu einem solchen Kampf vom Kaiser gezwungen —

warum soll nicht auch einmal ein reicher Mörder vom Gesetz dazu genötigt werden?“

Lydon seufzte, zuckte die Achseln und blieb still. Mittlerweile hatten die gewöhnlichen Zuschauer mit starren Augen und offenen Lippen zugehört; die Gladiatoren bildeten so gut wie die Tiere Gegenstände des Interesses, sie schienen Wesen verwandter Art. So blickte denn auch die Menge abwechselnd bald auf die Menschen, bald auf die Bestien, flüsterte sich leise Bemerkungen zu und machte ihre Schlüsse über den morgigen Tag.

„Nun“, sagte Lydon sich abwendend, „ich danke den Göttern, daß ich es nicht bin, der mit dem Löwen oder Tiger zu kämpfen hat; selbst du, Niger, bist ein milderer Gegner als sie.“

„Aber ein ebenso gefährlicher“, entgegnete jener mit stolzem Lachen, und die Umstehenden stimmten, von Bewunderung für seine gewaltigen Glieder und wilden Züge erfüllt, grinsend mit ein.

„Das mag nun so oder anders kommen“, antwortete Lydon leichthin, drängte sich durch die Menge und verließ den Raum.

„Ich kann mir seine Schultern wohl zunutze machen“, sagte sich der kluge Sosia und eilte ihm nach; „die Leute weichen einem Gladiator immer aus, ich will mich also dicht hinter ihm halten, da komm' ich gut voran.“

Rasch schritt Medons Sohn durch den Haufen. Viele erkannten den allbekannten Fechter.

„Das ist der junge Lydon, ein braver Kerl; er ficht morgen!“ rief einer.

„Ja! Ich habe auf ihn gewettet“, sagte ein anderer, „seht, wie fest er auftritt!“ – „Viel Glück, Lydon!“ sagte ein Dritter.

„Lydon, du hast meine besten Wünsche!“ flüsterte halblaut eine schmucke Frau aus dem Mittelstande. „Wenn du siegst, so kannst du mehr von mir hören.“

„Ein schöner Mann, bei der Venus!“ rief ein Mädchen von kaum zwölf Jahren.

„Dank dir!“ sagte Sosia, der das Kompliment ganz ernsthaft für seine eigene Person hinnahm.

So stark auch die edlen Motive Lydons waren und so gewiß er nur in der Hoffnung, seinem Vater die Freiheit zu gewinnen, diesen blutigen Beruf ergriffen hatte, war er doch nicht unempfindlich für die Aufmerksamkeit, die er erregte. Er vergaß, daß die Stimmen, die sich jetzt zu seinem Lob erhoben, vielleicht

morgen über seine Todesqual jauchzten. Von Natur ebenso wild wie edel, hatte er den Stolz des Standes eingesogen, den er zu verachten glaubte. Der Geist einer Genossenschaft, die ihn anwiderte, hatte ihn angesteckt. Er sah sich beachtet, und sein Schritt wurde leicht, seine Haltung selbstgewisser.

„Niger“, sagte er und wandte sich, als er etwas aus dem Gedränge herausgekommen war, rasch um, „wir haben uns oft gezankt; wir sind kein Paar gegeneinander; aber einer von uns wird vielleicht doch fallen; so gib mir denn deine Hand!“

„Von Herzen gern“, entgegnete Sosia und streckte die seinige aus.

„Ah! Was für ein Narr ist da? Glaubte ich doch, Niger folge mir auf den Fersen!“

„Ich verzeihe dir deinen Irrtum“, entgegnete Sosia herablassend; „sprich nicht weiter davon; der Mißgriff war leicht – ich und Niger haben ungefähr den gleichen Bau.“

„Ha, ha, ha! Das ist köstlich! Niger würde dir die Kehle durchschneiden, wenn er dich hörte!“

„Ihr Männer von der Arena habt eine sehr unangenehme Art, mit den Leuten zu sprechen“, entgegnete Sosia; „unterhalten wir uns über etwas anderes!“

„Pah, pah!“ antwortete Lydon ungeduldig. „Ich bin nicht gelaut, mich mit dir zu unterhalten!“

„Freilich“, entgegnete der Sklave, „müssen dir manche ernste Gedanken den Kopf erfüllen; soviel ich weiß, versuchst du dich morgen zum ersten Mal in der Arena. Nun, ich bin überzeugt, du wirst recht mutig sterben!“

„Mögen deine Worte auf dein eigenes Haupt fallen!“ rief Lydon abergläubisch aus, denn der Wunsch Sosias paßte ihm durchaus nicht. „Sterben! Nein – ich hoffe, meine Stunde ist noch nicht gekommen.“

„Wer mit dem Tod Würfel spielt, muß sich auf den Hundewurf gefaßt machen“, erwiderte Sosia boshaft; „immerhin bist du ein starker Bursche, und ich wünsche dir alles mögliche Glück. Lebe wohl!“

Damit drehte sich der Sklave auf dem Absatz herum und schlug den Weg nach Hause ein.

„Hoffentlich sind die Worte des Schurken von keiner üblen Vorbedeutung“, sagte Lydon nachdenklich zu sich selbst. „Im Eifer für die Freiheit meines Vaters und im Vertrauen auf meine

sehnigen Arme habe ich bisher nicht recht an die Möglichkeit des Todes gedacht. Mein armer Vater! Ich bin sein einziger Sohn! – Sollte ich fallen“

Von dieser Vorstellung durchdrungen, eilte der Gladiator mit schnellerem, unruhigerem Schritt vorwärts. Plötzlich in einer Querstraße sah er den vor sich, dem eben sein Nachdenken galt. Auf seinen Stab gelehnt, von Kummer und Alter niedergebeugt, die Augen zu Boden gesenkt, die Schritte zitternd, näherte sich der greise Medon langsam seinem Sohn. Lydon blieb einen Augenblick stehen; er erriet sogleich, was den alten Mann zu so später Stunde herführte.

„Sicher sucht er mich; entsetzt über die Verurteilung Olinths hält er die Arena für sündhafter als je und kommt, mich von dem Kampf abzumahnern. Ich muß ihm aus dem Wege gehen – ich kann seine Bitten, seine Tränen nicht ertragen!“

Hastig kehrte er um und floh schnell in entgegengesetzter Richtung. Er hielt nicht an, bis er beinah erschöpft und atemlos auf den Gipfel einer kleinen Anhöhe gelangte, von der man den heitersten und glänzendsten Teil der Stadt überschauen konnte. Im Anblick der ruhig gewordenen, im eben aufgegangenen Mondlicht glänzenden Straßen, dessen Schimmer auch die fern um das Amphitheater noch wogende und summende Menge beschien, überkam ihn, so rauh und phantasielos seine Natur war, doch etwas wie Rührung. Er setzte sich auf die Stufen einer verlassenen Säulenhalle, und die Ruhe der Stunde stillte und kräftigte ihn. Ihm gegenüber funkelten die Lichter eines nahen reichen Hauses, dessen Besitzer eben einen Schmaus gab. Die Türen standen der Kühlung wegen offen, und der Gladiator sah die festlich gekleideten Gäste im Atrium versammelt, während hinter ihnen, die lange Durchsicht der erleuchteten Zimmer abschließend, der Perlenschaum des Springquells im Mondschein flimmerte. Hier hingen Blumenkränze an den Säulen der Halle; dort glänzten still die Marmorstatuen; und jetzt erhob sich aus fröhlich schallendem Gelächter ein Lied, von Musik begleitet:

*„Nur fort mit den Hadesgeschichten,
Dem priestererfundenen Mythos;
Fort mit den Drei-Jungfern-Gedichten,
Den Parzen, weg mit dem Kokytus.
Den Zeus würd' es mächtig verdrießen,*

*Wenn's droben, wie ihr dichtet, ginge:
 Anstatt seine Ruh' zu genießen,
 Sich kümmern um menschliche Dinge!
 Dein' Nam', Epikur, sei gepriesen!
 Du lehrst uns die Fabeln verlachen.
 Zum Hades sie drohend uns wiesen:
 Du wußtest uns furchtlos zu machen.
 Gibt's Jupiter, gibt es die Juno:
 Sie machen um uns sich nicht Sorgen!
 Laßt den Göttern ihr eigenes Tun: – O
 Selig, wer lebet verborgen!
 Und sind es wohl Göttergenüsse,
 Die menschlichen Sünden zu richten,
 Zu zählen die Becher, die Küsse,
 Zu zürnen uns sterblichen Wichten?
 So fürchtet denn keinerlei Strafen,
 Bei Wein und Musik bleibt zufrieden:
 Laßt nur schlafen die Götter da droben;
 Wir wissen, 's gibt keine hinieden!“*

Lydons Frömmigkeit war bei all seiner Gleichgültigkeit für andere durch die Worte dieses Liedes, den Inbegriff der Modephilosophie jener Zeit, verletzt. Während er diesen Eindruck zu überwinden suchte, zog eine kleine Gesellschaft einfach gekleideter Menschen aus dem Mittelstand an ihm vorüber. Sie waren in ernstem Gespräch begriffen und schienen den Gladiator nicht zu bemerken oder nicht zu beachten.

„Schrecklich, schrecklich!“ sagte einer. „Olinth von uns gerissen! Unser rechter Arm abgehauen! Wann wird Christus herabsteigen, die Seinen zu schützen?“

„Kann menschlicher Blutdurst weitergehen?“ fragte ein anderer.

„Einen Unschuldigen zum gleichen Kampfe zu verurteilen wie einen Mörder! Aber verzweifeln wir nicht: noch kann der Donner des Sinai gehört werden und der Herr seinen Heiligen erretten! Ein Narr spricht in seinem Herzen: es ist kein Gott.“

In diesem Augenblick ließ sich aus dem erleuchteten Hause der Schlußvers des Liedes aufs neue vernehmen:

*„Laßt nur schlafen die Götter da droben;
 Wir wissen, 's gibt keine hinieden!“*

Noch waren die Worte nicht verhallt, als die Nazarener, von plötzlicher Entrüstung ergriffen, wie auf Verabredung eins ihrer Lieblingslieder anstimmten.

*„Überall, dir ewig nah,
Gottes Aug' dich ewig sieht!
Auf des Sturmes Wogen naht er der Sünde!
Beugt euch, ihr Himmel, und zittert, ihr Gründe!
Wehe den Stolzen, die ihm noch trotzen,
Wehe den Träumern, die ihn verleugnen!
Wehe den Sündern, weh!
Wenn der Posaune Donner ertönt,
Birst die Erde, springt auf die Gruft!
Und ein heißer Flammensee wogt,
Jede Welle ein lebend Herz!
Die Sterne bleich, die Sonne matt,
Der Himmel schrumpft wie ein welkes Blatt;
Durch die gähnende Leere herab
Streckt sich lang in gleißendem Licht
Des Engels drohend Flammenschwert,
Das von Gott den Verlorenen wehrt
Bei der Erde letztem Gericht!
Wehe den Stolzen, die ihm noch trotzen,
Wehe den Träumern, die ihn verleugnen!
Wehe den Sündern, weh!“*

Eine plötzliche Stille folgte diesen bedeutungsschweren Worten; die Christen zogen vorüber und waren den Augen des Gladiators bald entschwunden. Von ihren geheimnisvollen Drohungen mit einer ihm selbst kaum erklärbaren Scheu erfüllt, erhob sich Lydon bald, um heimzukehren.

Wie heiter schien das Sternenlicht auf der lieblichen Stadt vor ihm! Wie still ruhten die säulenumsäumten Straßen in ihrer Sicherheit! Wie weich kräuselten sich weit draußen die dunkelgrünen Wogen! Wie klar breitete sich in seinem nächtlichen Blau der träumende Himmel Kampaniens aus! Und doch war dies die letzte Nacht für das fröhliche Pompeji! Die alte Kolonie des rauhen Chaldäers, die Fabelstadt des Herkules, der Vergnügungsort der genießerischen Römer! Jahrhundert auf Jahrhundert war über diese Mauern hingerollt, und jetzt sollte zum letztenmal die Sonne über ihnen aufgehen!

Der Gladiator hörte leichte Schritte hinter sich; eine Gruppe Frauen kehrte von dem Besuch des Amphitheaters nach Haus. Im Umwenden wurde sein Auge von einer plötzlichen, seltsamen Erscheinung gefesselt. Von dem dunklen, aus der Ferne herüberblickenden Gipfel des Vesuvs schoß ein blaßblaues, meteorähnliches Licht auf, zitterte eine Sekunde lang und war wieder verschwunden. Im gleichen Augenblick ertönte die Stimme einer der jüngsten unter den Frauen heiter und hell:

*„Tripp Trapp! wie schreiten sie stattlich und frei!
Heißa! zum lustigen Spiele herbei!“*

FÜNFTES BUCH

ERSTES KAPITEL

Träume schrecken Arbaces – Einer Warnung schenkt er zuwenig Beachtung

Die zukunfts schwere Nacht vor den wilden Spielen im Amphitheater ging vorüber, und grau erhob sich die Dämmerung des letzten Tages von Pompeji. Die Luft war ungewöhnlich ruhig und schwül; ein dünner Nebel hing über den Tälern und Niederungen Kampaniens. Verwundert jedoch vermerkten die Fischer am frühen Morgen, daß trotz der ungewöhnlichen Windstille das Meer unruhig war und wie verstört vom Gestad zurückzuprallen schien, während vom blauen, prächtigen Sarnus her ein seltsames, dumpf rollendes Geräusch zu den lachenden Gärten und prächtigen Villen der reichen Pompejaner hinübertönte. Klar über den Nebel der Tiefe erhoben sich die Türme der alten Stadt, die roten Ziegeldächer der Straßen, die Säulen der vielen Tempel und die mit Statuen gekrönten Portale des Forums und des Triumphbogens. In weiter Ferne stieg der Umriss der umschließenden Berge über den Dunst empor und verschwamm mit den wechselnden Farben des Morgenhimmels. Die Wolke, die so lang über der Kuppe des Vesuvs geschwebt hatte, war plötzlich verschwunden, und sein rauher, stolzer Gipfel blickte gelassen auf die reizende Landschaft unter ihm herab.

Trotz der frühen Stunde standen die Stadttore offen. Reiter auf Reiter, Fuhrwerk auf Fuhrwerk eilten rasch herein, und das Stimmengewirr aus zahlreichen Gruppen von Fußgängern in ihren Festtagskleidern schallte weit dahin; die Straßen waren von Bürgern und von Fremden aus der volkreichen Umgegend Pompejis überfüllt, und lärmend wogten all diese bunten Ströme des Lebens dem verhängnisvollen Zirkus zu.

Der Umfang des Amphitheaters, der in auffallendem Mißverhältnis zur Größe der Stadt zu stehen scheint, so daß man glau-

ben möchte, die ganze Bevölkerung von Pompeji habe darin Platz gehabt, war gleichwohl bei außerordentlichen Gelegenheiten für den Zulauf von Fremden aus allen Teilen Kampaniens kaum ausreichend. Der Platz vor dem Gebäude war daher in solchen Fällen schon Stunden vor Beginn der Spiele von Menschen besetzt, die nicht, wie Personen von Rang, ein Recht auf besondere Sitze hatten. Die Sensation, die in der Hinrichtung zweier so merkwürdiger Verbrecher lag, vermehrte den Andrang heute in beispielloser Weise.

Während das Volk mit der ihm eigentümlichen Lebhaftigkeit und Heftigkeit drängte, schob und eilte und doch, wie die Italiener noch jetzt bei dergleichen Versammlungen, eine wunderbare Ordnung und von allen Zänkereien freie Heiterkeit beibehielt, verfolgte eine seltsame Fremde ihren Weg zu des Ägypters abgelegnem Hause. Beim Anblick ihrer wunderlichen, dem Zeitgeschmack widersprechenden Kleidung, ihres stürmischen Ganges und wilden Gebärdenspiels stießen sich Vorübergehende an und lächelten, sobald sie aber ihr Gesicht genauer gesehen hatten, war die Fröhlichkeit auf einmal verschwunden, denn es schien das Gesicht einer Toten, und man hätte von der ganzen Erscheinung glauben mögen, ein längst begrabenes Wesen sei wieder unter die Lebenden zurückgekehrt. Schweigend und schüchtern wich ihr jedermann aus, und bald erreichte sie den breiten Säulengang vor dem Palast des Ägypters.

Der schwarze Pförtner, der, wie die übrige Welt, in dieser ungewöhnlichen Stunde schon auf den Beinen war, fuhr zusammen, als er auf ihr Pochen die Tür öffnete.

Arbaces hatte ungewöhnlich tief geschlafen; erst in der Morgendämmerung wurde er durch seltsame, unruhige Träume gestört, die einen um so tieferen Eindruck auf ihn machten, als sie aus Bildern der eigentümlichen Philosophie bestanden, zu der er sich bekannte. Ihm war, als sei er in die Eingeweide der Erde versetzt und stehe allein in einer mächtigen Höhle, umgeben von ungeheuren Säulen rauher, in unabsehbarer Finsternis hinauf ragender Felsen, durch deren ewige Nacht nie ein Strahl des Tages geblickt hatte. Zwischen diesen Säulen sah er riesenhafte Räder, die sich unaufhörlich mit rasendem, donnerndem Schwung drehten. Nur am rechten und linken Ende der Höhle befanden sich zwischen den Felsenpfeilern leere Räume, die in Gänge übergingen. Diese waren nicht ganz finster, sondern dämmerig

erleuchtet von unsteten, irrenden Feuern, die bald auf dem rauhen, feuchten Boden hinschlichen wie eine Schlange, bald wild aufschossen und in seltsamen Sprüngen durch das weite Dunkel hinhüpften, jetzt dem Auge entschwanden, jetzt wieder in zehnfachem Glanz hervorbrachen.

Während er staunend auf den Gang zur Linken blickte, kamen nebelhafte Gestalten langsam durch ihn herangewandelt und schienen in die Höhe zu schweben und zu verschwinden, wie der Rauch im Emporsteigen verschwindet. Erschrocken wandte er sich nach dem entgegengesetzten Ende der Höhle, und siehe, aus der Nacht über ihm kamen schnell ähnliche Gestalten und schwebten eilig in den Gang zur rechten Seite, als würden sie willenlos von einem unsichtbaren Strom getragen. Und die Gesichter dieser Schatten waren deutlicher als die der andern, die aus dem linken Gang herauskamen; einige schienen freudig, andere traurig; einige strahlten in froher Hoffnung, andere schienen vor Angst und Grauen niedergeschlagen. So zogen sie fort und fort schnell vorüber, bis die Augen des Zuschauers durch das ewige Strömen schwindlig und geblendet wurden. Er wandte sich ab und erblickte im Hintergrund der Höhle die mächtige Gestalt einer Riesin, die auf übereinandergetürmten Totenschädeln saß, während ihre Hände emsig an einem bleichen, schattenhaften Gewebe arbeiteten; und er sah, daß das Gewebe mit den zahllosen Rädern in Verbindung stand, als leite es den Gang ihrer Bewegungen. Es war ihm, als ob seine Füße durch eine geheime Macht gegen das Weib hingetrieben würden und immer fortschritten, bis er Stirn gegen Stirn vor ihr stehen blieb. Die Züge der Riesin waren hoheitsvoll, still und von heiterer Schönheit. Es war das Antlitz einer der kolossalen Sphinxen aus dem Lande seiner eigenen Vorfahren. Keine Leidenschaft, keine menschliche Bewegung störte die sinnende, faltenlose Stirn; weder Trauer noch Freude noch Erinnerung, noch Hoffnung stand auf ihr; sie war frei von allem, wofür das unbezähmte menschliche Herz schlägt. Das Geheimnis der Geheimnisse lag auf ihrer Gestalt; sie flößte Scheu, aber nicht Schrecken ein; sie war die Verkörperung göttlicher Erhabenheit. Und Arbaces fühlte, daß eine Stimme aus seinem Mund ging, ohne daß er selbst hätte sprechen wollen, und die Stimme fragte:

„Wer bist du, und was ist dein Tun?“

„Ich bin das, was du anerkannt hast“, antwortete, ohne von der

Arbeit zu lassen, das mächtige Wesen; „mein Name ist Natur! Dies sind die Räder der Welt, und meine Hand bewegt sie zum Leben aller Dinge.“

„Und was“, fragte die Stimme des Arbaces, „sind diese Gänge, die, seltsam und wunderbar erleuchtet, sich auf beiden Seiten in den Abgrund des Dunkels hinziehen?“

„Der Gang zur Linken“, antwortete die Riesin, „ist der Gang der Ungeborenen. Die Schatten, welche in die Welt empor-schweben, sind die Seelen, die aus der langen Ewigkeit des unbekannten Seins zu ihrer bestimmten Pilgerfahrt auf Erden herankommen. Der Gang zur Rechten, in welchen die von oben herabsteigenden Schatten ebenso unbekannt und dunkel sich verlieren, ist der Gang der Toten.“

„Und warum“, fragte die Stimme des Arbaces, „jene wandern-den Lichter, welche die Nacht so wild unterbrechen, aber bloß unterbrechen, nicht aufhellen?“

„Geblendeter Tor des Menschenwitzes, der du von Sternen träumst und das Herz und den Ursprung der Dinge enträtseln möchtest! Diese Lichter sind der Flimmerschein jener Wissen-schaft, die der Natur gestattet ward, um sich ihren Weg zu bah-nen und soviel von der Vergangenheit und Zukunft zu erkennen, als vonnöten ist, um ihr Werk mit Voraussicht durchzuführen. Urteile denn, winzige Puppe, welche Lichter dir vorbehalten sind!“

Arbaces fühlte, daß er zitterte, als er von neuem fragte: „Wie bin ich hierhergekommen?“

„Es ist ein Vorgefühl deiner Seele – eine Ahnung des herein-brechenden Gerichtes, der Schatten deines Schicksals, der sich von der Erde hinüber in die Ewigkeit verlängert.“

Ehe Arbaces antworten konnte, brauste ein Sturm durch die Höhle. Vom Boden aufgehoben und in die Höhe gewirbelt wie ein Blatt im Herbstwind, sah sich der Ägypter plötzlich mitten unter den Geistern der Verstorbenen und wurde mit ihnen durch das Dunkel dahingejagt. Während er in ohnmächtiger Ver-zweiflung gegen den unheimlichen Sog anzukämpfen versuchte, war ihm, als verdichte sich der Sturm zu einer Gestalt, zum ge-spenstischen Bild der Schwingen und Klauen eines riesigen Adlers, dessen Glieder wüst und dämmerhaft in der Luft dahin-schwebten, während die allein hell und deutlich hervortreten-den Augen steinern und unerbittlich in die seinigen starrten.

„Wer bist du?“ fragte die Stimme des Ägypters wieder.

„Ich bin das, was du anerkannt hast“, antwortete der Adler und lachte laut: „Mein Name ist Notwendigkeit.“

„Wohin trägst du mich?“

„Ins Unbekannte.“

„Zu Glück oder Weh?“

„Wie du gesät, so wirst du ernten!“

„Furchtbares Wesen, nein! Wenn du der Beherrscher des Lebens bist, so lasten meine Missetaten auf dir, nicht auf mir.“

„Ich bin nur der Odem Gottes!“ antwortete der Sturm.

„So ist mein Wissen eitel gewesen!“ ächzte der Träumende.

„Der Arbeiter klagt das Schicksal nicht an, wenn er Disteln gesät hat und kein Korn erntet. Du hast Sünde gesät; klage das Schicksal nicht an, wenn du nicht die Ernte der Tugend erntest.“ Plötzlich änderte sich der Schauplatz. Arbaces war an einem Ort voller Menschengelasse; mitten unter ihnen lag ein Schädel, der im wirren Gestaltungszauber des Traumes langsam und, obwohl ein nackter Schädel bleibend, die Züge des Apäcides annahm; und aus den grinsenden Kiefern wand sich ein kleiner Wurm und kroch bis zu den Füßen des Ägypters. Er wollte das Tier zertreten, aber es wurde unter seinem Tritt nur größer und breiter und schwoll, sich blähend, an, bis es zu einer ungeheuren Schlange ward, die sich um seine Glieder schnürte, seine Knochen zerdrückte und die funkelnden Augen und den giftigen Rachen gegen sein Gesicht erhob. Umsonst rang er; er verdorrte, er keuchte unter dem tödlichen Atem – er fühlte, wie der Tod über ihn hereinkam. Da ging eine Stimme von dem Gewürm, das noch immer das Antlitz des Apäcides trug, aus, und hallte gellend in sein Ohr:

„Dein Opfer ist dein Richter! Der Wurm, den du zertreten wolltest, wird zur Schlange, die dich erwürgt!“

Mit einem Schrei der Wut, des Schmerzes und des verzweifelnden Widerstandes wachte Arbaces auf – sein Haar stand zu Berge, seine Stirn war naß von Schweiß, seine Augen starrten weit geöffnet, die mächtigen Glieder zitterten vor Todesangst wie die eines Kindes. Er fuhr auf, gewann die Besinnung und segnete die Götter, an die er nicht glaubte, daß es nur ein Traum gewesen! Nach allen Seiten blickte er sich um; er sah das Morgenlicht durch das kleine, hohe Fenster brechen; er war wieder im Reich des Tages, er freute sich, er lächelte. Da wandte er sich

abermals um und erblickte sich gegenüber die gespenstigen Züge, die leblosen Augen, die blauen Lippen der Hexe vom Vesuv!

Mit einem Ausruf des Erstaunens fuhr er mit der Hand über die Augen, wie um die schreckliche Erscheinung zu vertreiben.

„Träume ich noch? Bin ich bei den Toten?“

„Mächtiger Hermes, nein! Bei einer Totenähnlichen bist du, aber nicht bei einer Toten; erkenne deine Freundin und Dienerin.“

Ein langes Stillschweigen folgte. Langsam abnehmend rieselte Schauer um Schauer über die Glieder des Ägypters, bis die Zuckungen endlich erstarben und er wieder ganz zu sich kam.

„So ist es denn ein Traum gewesen!“ sprach er. „Möge ich nie mehr träumen, oder der Tag vermag die Qualen der Nacht nicht aufzuwägen. Weib, wie kommst du hierher und weshalb?“

„Ich komme, dich zu warnen“, erwiderte mit ihrer Grabesstimme die Hexe

„Mich warnen? Der Traum log also nicht! Vor welcher Gefahr?“

„Höre mich: Ein Unglück hängt über dieser Stadt. Flieh, solange es Zeit ist! Du weißt, daß ich auf dem Berg wohne, unter dem der alten Sage nach die Feuer des Phlegethons brennen, und in meiner Höhle ist ein tiefer Abgrund, in dem ich schon seit vielen Tagen einen rotglühenden Bach langsam dahinfließen sehe; dabei höre ich ein Gezisch und Gebrüll durch die Finsternis. Als ich aber heute nacht hinabschaute, war der Bach nicht mehr dunkelglühend, sondern ganz flammenhell, und während ich noch hinblickte, stieß das Tier, das bei mir wohnt und an meiner Seite kauerte, ein gellendes Geheul aus und fiel nieder und starb, und Schaum stand um sein Maul. Ich kroch auf mein Lager zurück, aber die ganze Nacht hindurch fühlte ich deutlich, daß der Fels schütterte und bebte, und obwohl die Luft schwül und still war, zischte es doch unter der Erde wie von eingeschlossenen Winden und knirschte es, als ob sich Räder am Boden rieben. Sobald ich mich in der ersten Frühe erhoben hatte, schaute ich wieder in den Abgrund und sah, daß große Felsenstücke schwarz in dem funkelnden Bach dahinschwammen und der Bach selbst war breiter, wilder und heller geworden als in der Nacht. Da ging ich hinaus und stieg auf den Gipfel des Felsens und in dem Gipfel war plötzlich eine große Öffnung aufgebrochen, die ich zuvor nie gesehen habe, und aus ihr stieg ein nebeliger, schwacher Rauch auf, und der Dunst war giftig, und ich keuchte und

wurde schwach und wäre beinah gestorben. Ich kehrte zurück, nahm mein Gold und meine Kräuter und verließ das Obdach langer Jahre: denn ich gedachte der dunklen etruskischen Verkündung, die da sagt: ‚Wenn sich der Berg auftut, wird die Stadt fallen, wenn der Rauch den Berg der heißen Felder krönt, wird Wehe und Weinen in den Herzen der Kinder der See sein.‘ Erhabener Meister, eh ich mich aus dieser Gegend entferne, komme ich zu dir. So gewiß du lebst, weiß ich in meinem Herzen, daß das Erdbeben, das vor sechzehn Jahren die Stadt in ihren Grundfesten erschütterte, nur der Vorbote eines tödlicheren Unheils ist. Die Mauern Pompejis sind über den Gefilden des Todes und den Strömen der schlaflosen Hölle erbaut. Laß dich warnen und flieh!“

„Hexe, ich danke dir für deine Fürsorge; du sollst dich nicht an einen Undankbaren gewandt haben. Auf meinem Tisch steht ein goldener Becher; nimm ihn, er gehört dir. Dachte ich doch nicht, daß außer den Isispriestern noch ein Wesen lebt, das den Arbaces vor dem Untergang retten würde. – Die Zeichen, die du im Innern des Feuerbergs gesehen hast“, fuhr der Ägypter nachdenklich fort, „deuten allerdings auf eine der Stadt drohende Gefahr; vielleicht auf ein zweites, schlimmeres Erdbeben als das neuliche. Sei dem, wie ihm wolle, so ist es für mich ein weiterer Grund, diese Mauern zu verlassen. Morgen will ich mich zur Abreise rüsten. Tochter Etruriens, wohin gehst du?“

„Ich laß mich noch heut nach Herkulaneum übersetzen; dort wandere ich an der Küste fort und suche mir eine neue Heimat. Ich bin einsam; meine zwei Gefährten, der Fuchs und die Schlange, sind tot. Großer Hermes, du hast mir zwanzig weitere Jahre meines Lebens zugesagt!“

„Ja“, erwiderte der Ägypter, „ich habe sie dir zugesagt. Aber, Weib“, fügte er hinzu, indem er sich, auf den Arm gestützt, emporrichtete und ihr neugierig ins Gesicht sah, „sprich, warum wünschst denn du zu leben? Welche Süßigkeiten bietet dir das Dasein?“

„Das Leben ist nicht süß, aber der Tod ist schrecklich“, antwortete die Hexe in scharfem Ton, der das Herz des eitlen Sternsehers traf. Er rang mit der Wahrheit dieser Antwort, und nicht länger geneigt, eine so wenig erfreuliche Besucherin um sich zu haben, erwiderte er: „Die Zeit vergeht; ich muß mich für das feierliche Schauspiel des heutigen Tages vorbereiten. Schwester,

leb wohl! Freue dich über der Asche des Lebens wie du es kannst!“

Die Hexe, die das kostbare Geschenk in den weiten Falten ihres Gewandes verborgen hatte, erhob sich. An der Tür hielt sie an, wandte sich um und sagte: „Dies ist vielleicht das letzte Mal, daß wir auf Erden beisammen waren; aber wohin flieht die Flamme, wenn sie die Asche verlassen hat und wie ein Aushauch des Sumpfes auf und nieder wandelt? Man kann sie in dem Moor des Sees, weit in der Tiefe drunten, sehen, und so treffen Hexe und Zauberer, Schülerin und Meister, der Mächtige und die Fluchbeladene vielleicht einst wieder zusammen. Lebe wohl!“ „Fort, krächzender Rabe!“ murmelte Arbaces vor sich hin, als sich die Tür hinter den zerrissenen Gewändern schloß; und den eigenen Gedanken zu entfliehen, die sich von dem Traum der vorigen Nacht noch nicht gänzlich erholt hatten, rief er eilig seinen Sklaven.

Es war Sitte, den Spielen im Amphitheater in festlicher Kleidung beizuwohnen, und Arbaces schmückte sich heute mit außergewöhnlicher Sorgfalt. Seine Tunika war von glänzendem Weiß, und die vielen Schnallen daran waren mit kostbaren Steinen besetzt. Über der Tunika trug er ein weites, orientalisches Gewand, halb Talar, halb Mantel, das in reicher Färbung mit tyrischem Purpur schimmerte. Die bis in die Mitte der Wade heraufreichenden Sandalen waren mit Edelsteinen besetzt und mit Gold ausgelegt. Arbaces versäumte bei bedeutenden Gelegenheiten nie die Künste, die den großen Haufen blenden und ihm imponieren, und am heutigen Tage, der ihn durch den Tod des Glaukus auf ewig von der Furcht vor einem Nebenbuhler und der Möglichkeit seiner Entdeckung befreien sollte, war es ihm, als schmücke er sich zu einem Triumph.

Gewöhnlich ließen sich die Leute von Rang durch einen Zug von Sklaven und Freigelassenen zu den Spielen begleiten, und so stand das zahlreiche Gesinde des Arbaces in Reih und Glied und wartete auf die Sänfte des Herrn.

Bloß die Sklavinnen, welche Ione zu bedienen hatten, und der würdige Sosia, als Kerkermeister Nydias, sahen sich zu ihrem großen Verdruß verurteilt, zurückzubleiben.

„Kallias“, sprach Arbaces zu seinem Freigelassenen, der ihm den Gürtel umschnallte; „ich bin Pompejis müd’ und gedenke, wenn der Wind günstig ist, es in drei Tagen zu verlassen. Du

kennst das Fahrzeug im Hafen, das dem Narses von Alexandria gehörte; ich hab' es von ihm gekauft. Übermorgen wollen wir mit dem Einschiffen meiner Besitztümer beginnen.“

„Schon so bald? Gut! Arbaces' Wille soll befolgt werden: und sein Mündel Ione?“

„Begleitet mich. Genug! – Ist der Morgen schön?“

„Trüb und schwül; wahrscheinlich wird es heute vormittag sehr heiß.“

„Die armen Gladiatoren und die noch unglücklicheren Verbrecher! Geh hinunter und sieh zu, daß die Sklaven sich in Ordnung stellen.“

Wieder allein ging Arbaces in sein Studierzimmer und von da in den Portikus hinaus. Er sah die dichten Menschenmassen eilig zum Amphitheater strömen, hörte das Rufen der Arbeiter und das Knarren der Taue beim Aufspannen des gewaltigen Sonnenzeltes, unter dessen Schatten die Zuschauer, von der Hitze weniger belästigt, mit Behagen Zeugen der Todesqual ihrer Mitgeschöpfe sein konnten.

Plötzlich erhob sich ein ungewöhnliches Getön und erstarb ebenso schnell wieder; es war das Brüllen des Löwen. Eine Stille entstand unter der fernen Menge; aber auf die Stille folgte freudiges Lachen; man machte sich lustig über die hungrige Ungeduld des königlichen Tieres.

„Bestien“, murmelte Arbaces verächtlich, „seid ihr weniger Mörder als ich? Ich töte nur zu meiner Verteidigung, ihr macht den Mord zu einer Kurzweil.“

Gespannt wandte er sich dem Vesuv zu. Reizend glänzten die grünen Weingärten um die Brust des Berges, und ruhig wie die Ewigkeit erhob sich seine gewaltige Gestalt in den lautlosen Himmel. Noch haben wir Zeit, wenn es auch auf ein Erdbeben geht, dachte Arbaces und verließ seinen Platz. Er kam an dem Tisch vorüber, der seine geheimnisvollen Bücher und chaldäischen Berechnungen trug.

„Erhabene Kunst“, sprach er, „ich habe deine Orakel nicht befragt, seit die Gefahr und der Wendepunkt, den du mir vorausgesagt hast, hinter mir sind. Was liegt daran! Weiß ich doch, daß fortan mein Pfad hell und leicht ist. Haben es die Ereignisse nicht bereits bewiesen? Weg mit dem Zweifel! Weg mit dem Mitleid! Spiegle, mein Herz, künftig nur zwei Bilder zurück: Herrschaft über die Menschen und Ione!“

Im Amphitheater

Sosias Bericht hatte Nydia beruhigt, und im Bewußtsein, daß ihr Brief in Sallusts Händen sei, begann sie noch einmal zu hoffen. Gewiß würde Sallust keine Zeit verlieren, sich zum Prätor zu begeben, bei dem Ägypter einzudringen, sie zu befreien, den Kerker des Calenus zu erbrechen. Noch in der Nacht konnte Glaukus frei werden!

Aber die Nacht verging, der Morgen brach an, sie hörte nichts als eilige Schritte in der Halle und im Peristyl und Worte, die nur von Vorbereitungen für das Schauspiel handelten. Dann vernahm sie die befehlende Stimme des Arbaces; einzelne Töne einer lustigen Musik erklangen: Der lange Zug bewegte sich nach dem Amphitheater, um sich an der Todesqual des Atheners zu weiden!

Langsam, mit absichtsvoller Feierlichkeit schritt die Prozession des Ägypters dahin, bis endlich an der Stelle, wo alle Sänften und Wagen zurückbleiben mußten, Arbaces ausstieg und durch den Eingang für die angeseheneren Zuschauer in das Theater eintrat. Seine Sklaven, die sich dem geringeren Volk anschlossen, wurden von den Aufsehern gegen Abgabe ihrer Einlaßmarken eingewiesen.

Von seinem Platz überblickte Arbaces die wimmelnde, ungeduldige Menge, welche das ungeheure Theater füllte. Auf der obersten Reihe, gesondert von den männlichen Zuschauern, saßen die Frauen, deren bunte Festkleidung das Bild eines prächtigen Blumenbeetes ergab; sie bildeten den gesprächigsten Teil der Zuschauerschaft, und viele Blicke schweiften zu ihnen hinauf, besonders von den Reihen der jungen, unverheirateten Männer her. Auf den unteren Reihen saßen die vornehmen und reichen Zuschauer, die Beamten, die Angehörigen des Senats und des Ritterstandes. Die Zugänge, durch die man von den zwei Endpunkten der ovalen Arena zu jenen Sitzen gelangte, bildeten auch den Eingang für die Kämpfer. Starkes Pfahlwerk vor diesen Zugängen schützte vor jedem Ausbruch, den die Tiere etwa hätten versuchen können, und beschränkten sie auf ihre zugewiesenen Opfer. Auf der am Rand der Arena hinlaufenden Einfassung, über der unmittelbar die Sitze stufenförmig aufstie-

gen, waren ringsum gladiatorische Inschriften und Bilder angebracht. Durch das ganze Gebäude liefen Röhren, aus denen bei stärkerer Hitze Sprühregen von kühlendem, wohlriechendem Wasser auf die Zuschauer gesprengt werden konnte. Noch waren die Arbeiter damit beschäftigt, das große Sonnendach über das Ganze aufzurichten, eine kostspielige Einrichtung, als deren Erfinder sich die Kampanier ausgaben. Es war von ganz weißer apulischer Wolle mit breiten roten Streifen. Wegen einer Ungeschicklichkeit der Arbeiter oder eines Fehlers in der Mechanik war das Zelt heute nicht so gut wie gewöhnlich aufgeschlagen. Wirklich erforderte diese Arbeit große Kraftanstrengung und Sorgfalt; bei rauhem oder windigem Wetter konnte sie kaum unternommen werden. Heute aber war es so auffallend still, daß den Zuschauern die Ungeschicklichkeit der Arbeiter unverzeihlich schien, und als schließlich eine weite Öffnung übrigblieb, weil die Segel der einen Seite sich mit denen der andern Seite nicht vereinigen lassen wollten, wurde das Murren der Unzufriedenen laut und allgemein.

Der Ädil Pansa, unter dessen Verantwortung das Schauspiel stand, sah besonders verdrießlich über dies Versagen aus und gelobte Rache auf das Haupt des Theateraufsehers, der abgehetzt, keuchend und schweißtriefend sich in nutzlosen Befehlen und vergeblichen Drohungen abmühte.

Plötzlich wurde es ruhig, die Arbeiter ließen ihr Werk, wie es war, die Zeltlücke war vergessen, denn unter lautem, kriegerischem Trompetengeschmetter zogen die Gladiatoren in feierlichem Zuge in die Arena ein. Langsam umschritten sie das Rund, um den Zuschauern ausreichende Gelegenheit zur Bewunderung für ihre ernste Heiterkeit, ihre kräftigen Glieder und ihre Waffen und zum Abschluß letzter Wetten zu geben.

„Oh!“ rief die Witwe Fulvia der Frau Pansas zu, mit der sie von ihrem hohen Sitz herabschaute. „Siehst du diesen riesenhaften Gladiator? Wie phantastisch er gekleidet ist!“

„Ja“, erwiderte die Gattin des Ädils mit selbstgefälliger Wichtigkeit, denn sie kannte Namen und Eigenschaften jedes Kämpfers. „Ein Retiarius oder Netzwerfer; er ist, wie du siehst, nur mit einem dreizackigen Speer und einem Netz bewaffnet und trägt keine Rüstung, sondern bloß eine Binde und die Tunika. Er ist ein starker Mann und wird mit Sporus, diesem vierschrötigen Gladiator mit dem runden Schild und bloßen Schwert,

kämpfen, der ebenfalls keine weitere Rüstung trägt; er hat jetzt keinen Helm auf, damit man sein Gesicht sehen kann: wie furchtlos es ist! Fechten aber wird er mit geschlossenem Visier.“ „Aber ein Netz und ein Speer sind doch wahrhaftig ärmliche Waffen gegen Schild und Schwert.“

„Ein Beweis, wie unerfahren du bist, meine teure Fulvia; gerade der Netzwerfer trägt in der Regel den Sieg davon.“

„Aber wer ist dieser hübsche Mensch, beinahe ohne alle Bekleidung: ist das nicht höchst unschicklich? Bei der Venus! Seine Glieder sind wunderbar geformt!“

„Das ist Lydon, ein junger, unerprobter Mensch, der die Verwegenheit hat, es mit dem andern ebenso gekleideten oder vielmehr entkleideten Gladiator, dem Tetraides, aufzunehmen. Sie kämpfen zuerst auf griechische Art mit dem Cestus; nachher legen sie Rüstungen an und versuchen sich mit Schwert und Schild.“

„Ein hübscher Mann, dieser Lydon; gewiß sind die Weiber auf seiner Seite.“

„Nicht so die Leute, die im Wetten Erfahrung haben: Clodius wettet drei gegen eins wider ihn.“

„O Jupiter, wie herrlich!“ rief die Witwe, als zwei schwer bewaffnete Gladiatoren auf leichten Pferden um die Arena ritten. Sie trugen Lanzen und runde, prächtig eingelegte Schilde; ihre Rüstung war mit eisernen Bändern durchflochten, bedeckte aber nur die Schenkel und den rechten Arm; kurze, bis auf den Sattel herabhängende Mäntel gaben ihrem Kostüm ein malerisches Aussehen. Ihre Beine waren nackt, mit Ausnahme von Sandalen, deren Bänder kurz über den Knöcheln geknüpft waren. „O schön! Wer sind diese?“ fragte die Witwe.

„Der eine heißt Berbix – er hat schon zwölfmal den Sieg davongetragen; der andere legt sich den stolzen Namen Nobilior bei. Beide sind Gallier.“

Während dieses Gesprächs waren die ersten Förmlichkeiten des Spiels beendet, und nun folgte ein Scheingefecht mit hölzernen Schwertern zwischen den verschiedenen Kämpfern. Unter diesen wurde die Geschicklichkeit zweier römischer, für diese Gelegenheit gemieteter Fechter besonders bewundert. Nächst ihnen war Lydon der anmutigste Kämpfer. Dies unblutige Schauspiel dauerte etwa eine Stunde, erregte aber keine besonders lebhafteste Teilnahme außer bei wenigen Kennern der Arena, denen die Waffenkunst über eine rohere Unterhaltung ging. Die Masse

der Zuschauer aber war froh, als das Vorspiel endete und das Interesse sich zur Sensation steigerte. Die Kämpfer wurden jetzt paarweise gegenübergestellt; ihre Waffen untersucht, und das ernstere Spiel des Tages begann in tiefer Stille, die nur durch eine kriegerische Musik unterbrochen wurde.

Häufig eröffnete man die Spiele mit dem grausamsten von allen: ein Bestiarius, ein zum Kampf mit den wilden Tieren verdammtter Gladiator, mußte, gleichsam als Einweihungsoffer, zuerst sterben. Diesmal jedoch hielt es der erfahrene Pansa für besser, daß das blutige Drama an Interesse zu-, nicht abnehme; deshalb blieben Olinths und des Atheners schaurige Auftritte für das Ende aufgespart. Den beiden Reitern sollte die Arena zuerst freistehen, dann würden die zu Fuß fechtenden Gladiatoren zugleich auftreten, danach Glaukus und der Löwe ihre blutigen Rollen spielen und endlich der Tiger mit dem Nazarener das große Finale bilden.

Der Kenner des römischen Altertums muß für die Spiele der Pompejaner an einen anderen Maßstab denken als an den der Schlächtereien großen Stiles, mit denen Nero oder Caligula die Bewohner der Kaiserstadt beschenkten. Wirklich lag in den Spielen Roms, die die berühmteren Gladiatoren und den größten Teil aller nur greifbaren Tiere für sich verbrauchten, die Ursache dafür, daß in den kleineren Städten die Spiele bescheidener und seltener waren; auch Pompeji war in dieser wie in jeder andern Hinsicht nur ein Miniaturbild der Hauptstadt. Und doch war es auch in Pompeji ein ebenso furchtbares wie imponantes Ereignis: ein gewaltiges, Reihe über Reihe zu großer Höhe aufsteigendes Gebäude wimmelnd von fünfzehn- bis achtzehntausend Menschen, die auf keine Scheinvorstellung, keine Bühnentragödie, sondern auf wirklichen Sieg oder wirkliche Niederlage, das triumphierende Leben oder den blutigen Tod eines jeden, der die Arena betrat, herabsahen!

An gegenüberliegenden Punkten der Arena hielten jetzt die beiden Reiter, und auf ein von Pansa gegebenes Zeichen sprengten sie im gleichen Augenblick in vollem Rennen aufeinander los, jeder seinen runden Schild vorstreckend und den leichten Wurfspieß hoch in der Luft schwingend. Aber drei Schritt von dem Gegner hielt Berbix sein Pferd plötzlich an und wandte sich um, und da Nobilior in vollem Lauf vorbeiflog, fiel ihm sein Gegner in den Rücken. Nobiliors noch zur rechten Zeit hochge-

haltener Schild fing einen Stoß auf, der sonst tödlich gewesen wäre.

„Recht so, Nobilior!“ rief der Prätor und löste damit der aufgeregten Menge den Mund.

„Brav getroffen, mein Berbix!“ antwortete Clodius von seinem Sitz aus, und von Reihe zu Reihe ertönte nun das Brausen vielfacher Zurufe.

Die Visiere der beiden Reiter waren geschlossen, gleichwohl war der Kopf das eigentliche Angriffsziel. Nobilior warf sein Pferd mit nicht geringerer Geschicklichkeit als zuvor sein Gegner herum und richtete seinen Speer gerade nach dem Helm des Feindes. Berbix erhob den Schild, um sich zu decken, sein gewandter Gegner aber senkte die Waffe plötzlich und durchbohrte ihm die Brust. Berbix taumelte und fiel.

„Nobilior! Nobilior!“ jauchzte die Menge.

„Ich habe zehn Sestertien verloren“, murmelte Clodius zwischen den Zähnen.

„Habet! Er hat es!“ sagte Pansa bedächtig.

Das Volk, noch nicht zur höchsten Grausamkeit gereizt, gab das Zeichen der Begnadigung, aber als die Diener hinzueilten, fanden sie, daß das Mitleid zu spät kam: Das Herz des Galliers war durchbohrt, und es war sein Lebensblut, was so schwarz über Sand und Sägemehl der Arena hinfloß.

„Schade, daß es so bald vorüber ist; – man konnte sich nur kurze Zeit ängstigen“, bemerkte Witwe Fulvia.

„Ja, ich habe kein Mitleid mit Berbix. Konnte doch jedermann sehen, daß Nobilior nur eine Finte machte! Sieh, sie befestigen den Todeshaken an seinem Körper, sie schleppen ihn in das Spoliarium, sie streuen neuen Sand auf die Stelle. – Pansa bedauert nichts mehr, als daß er nicht die Mittel hat, die Arena mit Borax und Zinnober überstreuen zu lassen, wie Nero zu tun pflegte.“

„Nun, wenn der Kampf kurz war, so folgt wenigstens schnell der nächste: – Sieh da, mein hübscher Lydon auf dem Schauplatz! – Ja, und auch der Netzworfer, und die Schwertkämpfer! Herrlich!“

Wirklich hatten sechs Kämpfer die Arena betreten: Niger mit Netz und Dreizack gegen Sporus mit Schild und kurzem Schwert; Lydon und Tetraides, außer einem Gürtel um die Lenden ganz nackt, jeder bloß mit einem schweren griechischen

Fechthandschuh bewaffnet, und zwei Gladiatoren aus Rom, völlig in Stahl gekleidet und gleichmäßig mit ungeheuren Schildern und spitzen Schwertern ausgerüstet.

Da der einleitende Kampf zwischen Lydon und Tetraides kaum tödlich war, wie der zwischen den andern Streitern, so blieben diese, wie in gemeinsamem Einverständnis, zurück, um zu sehen, wie der Faustkampf enden würde, und erst den Ersatz des Cestus durch schärfere Waffen zu erwarten, ehe sie selbst ihre Kämpfe begannen. Auf ihre Waffen gelehnt, standen sie einzeln da und sahen einem Schauspiel zu, das zwar nicht blutig genug war, um den vollen Beifall des großen Haufens zu erhalten, aber von ihnen bewundert wurde, weil es dem griechischen Ahnenland entstammte.

Auf den ersten Blick konnte es kein ungleicheres Paar geben als die beiden Gegner. Tetraides, zwar nicht größer als Lydon, erschien beträchtlich kräftiger; zu der natürlichen Derbheit seiner Muskeln kam eine sorgsam entwickelte Feistigkeit, denn da es allgemeine Meinung war, beim Cestuskampf fahre der Fleischigste am besten, so hatte Tetraides seine natürliche Anlage zur Wohlbeleibtheit auf alle Art unterstützt. Seine Schultern waren breit und seine Gliedmaßen stramm, rund und leicht auswärts gebogen in der charakteristischen Bildung, die auf Kosten der Schönheit der Stärke soviel gibt. Lydon dagegen war schlank, beinahe mager, sonst aber in guten Verhältnissen gebaut, und Kennern konnte nicht entgehen, daß trotz einem bedeutend geringeren Muskelumfang, als sein Feind sie aufwies, das, was ihm blieb, gesünder und fester schien. Überdies durfte man annehmen, daß er entsprechend behender sein werde. Ein stolzes Lächeln auf seinem entschlossenen Gesicht, das in starkem Gegensatz zu dem stumpfen Ausdruck seines Gegners stand, flößte denen, die sich für ihn interessierten, Vertrauen ein und fügte ihrer Sympathie Hoffnung bei. So waren denn die Zurufe des Volkes fast so laut für Lydon wie für Tetraides.

Wer moderne Boxkämpfe und die schweren Schläge kennt, die die menschliche Faust, richtig geführt, ausführen kann, begreift, wie sehr diese Fähigkeit noch durch lederne Riemen verstärkt werden mußte, die wie eine Binde bis zum Ellbogen um den Arm herumliefen und durch Eisenplatten, ja zuweilen durch bleierne Gewichte an den Knöcheln die Wirkung der Schläge

furchtbar steigerten. Indessen ebendies, das den Kampf interessanter machen sollte, verminderte gerade das Interesse, denn er kürzte ihn natürlich bedeutend ab; wenige glücklich und nach den Regeln der Kunst geführte Schläge konnten ihn beenden, und so gab er denn nur selten hinlängliche Möglichkeit für Energie, Unverzagtheit und Ausdauer, die häufig in einem längeren Kampf den Sieg erringen und jedenfalls das Interesse der Zuschauer, die Sympathie für den Tapferen steigern.

„Nimm dich in acht!“ brummte Tetraides, der seinem Feind näher und näher auf den Leib rückte, während dieser sich eher um ihn herumdrehte, als zurückwich.

Lydon antwortete bloß durch einen verächtlichen Blick seines schnellen, wachsamen Auges. Tetraides führte einen Streich; es war wie der Schlag eines Schmieds auf den Amboß. Lydon sank plötzlich auf ein Knie nieder, der Stoß ging über seinen Kopf weg. Nicht so harmlos war Lydons Erwiderung. Rasch sprang er auf und wohl gezielt fiel sein Cestus mit voller Gewalt auf die breite Brust seines Gegners. Tetraides taumelte, das Volk jauchzte.

„Du bist heute unglücklich“, sagte Lepidus zu Clodius; „eine Wette hast du schon verloren, und bei der zweiten wirst du auch den kürzeren ziehen.“

„Bei den Göttern! Meine Statuen muß ich versteigern lassen, wenn das der Fall ist. Ich habe nicht weniger als fünfzig Sesterzien auf Tetraides gewettet. Aber sieh, sieh! Er rafft sich wieder auf! Das war ein tüchtiger Schlag; er hat dem Lydon die Schulter aufgerissen. He, Tetraides! He, Tetraides!“

„Aber Lydon verliert die Fassung nicht! Beim Pollux! Sieh, wie er geistesgegenwärtig ist, wie geschickt er diesen hämmernden Fäusten ausweicht; jetzt entschlüpft er so herum, jetzt so; er dreht sich wie ein Kreisel! – Ach, armer Lydon. Da hat er wieder eins bekommen.“

„Noch immer drei gegen eins für Tetraides! Was meinst du, Lepidus?“

„Meinetwegen – neun Sestertien gegen drei; sei's drum!“

„Was! Schon wieder, Lydon! Er hält an, er schnappt nach Luft. Bei den Göttern, er ist drunten! Nein! – Kommt er wieder auf die Beine? Braver Lydon! Tetraides bekommt Mut – er lacht laut – er stürzt auf ihn los.“

„Der Tor! Das Glück blendet ihn – er sollte vorsichtiger sein!“

Lydon hat ein wahres Luchsauge!“ murmelt Clodius zwischen den Zähnen.

„Ha, Clodius! Hast du's gesehen? Dein Mann taumelt! – Noch ein Streich! Er fällt, er fällt!“

„Und die Erde gibt ihm neues Leben. Schon wieder ist er auf; aber das Blut strömt ihm übers Gesicht.“

„Beim Donnerer! Lydon gewinnt's. Sieh, wie er auf ihn eindringt! Dieser Schlag auf die Schläfen würde einen Ochsen niedergeschmettert haben; und wirklich: auch den Tetraides hat er gefällt. Da liegt er wieder – er kann sich nicht mehr rühren!“

„*Habet, habet!*“

„*Habet!*“ wiederholte Pansa. „Führt sie hinaus und gebt ihnen Rüstung und Schwerter.“

„Edler Editor“, sagte der Aufseher, „wir fürchten, Tetraides erholt sich nicht so schnell wieder; aber wir wollen's versuchen.“

„Tut's!“

Nach wenigen Minuten kehrten die Diener, die den betäubten, bewußtlosen Gladiator hinausgeschleppt hatten, mit trüber Miene zurück. Sie fürchteten für sein Leben; jedenfalls war er völlig außerstande, die Arena wieder zu betreten.

„In diesem Fall“, entgegnete Pansa, „haltet den Lydon als Ersatzkämpfer, und sobald ein Gladiator besiegt ist, muß er mit dem Sieger kämpfen.“

Das Volk jauchzte diesem Befehl Beifall und versank dann wieder in tiefes Stillschweigen. Laut tönten die Trompeten. Die vier anderen Kämpfer standen einander kampfbereit gegenüber.

„Kennst du diese Römer, Clodius? Gehören sie zu den Berühmteren, oder sind es nur gewöhnliche Leute?“

„Eumolpus ist ein guter Schwertkämpfer zweiten Ranges. Den kleineren von beiden, Nepimus, habe ich früher nie gesehen, aber er ist der Sohn eines kaiserlichen Gladiators und in einer guten Schule erzogen; ohne Zweifel werden sie sich wacker halten. Aber ich habe keine Lust mehr an dem ganzen Spiel; ich bekomme mein Geld nicht mehr zurück – bin ruiniert. Fluch über diesen Lydon! Wer hätte gedacht, daß er so gewandt oder so glücklich sein würde?“

„Na, Clodius, soll ich Mitleid mit dir haben und so, wie du die Bedingungen angibst, mit dir über die Römer wetten?“

„Auf Eumolpus also zehn Sestertien gegen zehn?“

„Was! Wo man über Nepimus doch noch gar keine Erfahrungen hat! Nein, nein; das wäre zu schlecht für mich.“

„Nun – zehn gegen acht?“

„Einverstanden!“

In einer der oberen Reihen des Theaters saß ein Mensch, für den die Kämpfe Lydons ein erregendes persönliches Interesse hatten. Sein greiser Vater war es, der trotz seinem christlichen Abscheu gegen diese Spiele in der Todesangst für seinen Sohn der Versuchung, Zeuge seines Schicksals zu sein, nicht hatte widerstehen können. Einsam unter einem blutdürstigen Haufen von Unbekannten, sah, fühlte der alte Mann nichts als die Gestalt, die Gegenwart seines Sohnes! Kein Laut war seinen Lippen entschlüpft, als er ihn zweimal zu Boden fallen sah; nur blaß war er geworden, und seine Glieder hatten gezittert. Aber einen leisen Ruf hatte er ausgestoßen, als er ihn als Sieger sah; von dem furchtbaren Kampfe, zu dem dieser nur das Vorspiel war, ahnte er nichts.

„Mein tapferer Junge!“ sagte er und wischte sich die Augen.

„Ist's dein Sohn?“ fragte sein Nachbar zur Rechten. „Er hat wacker gekämpft. Wir werden ja sehen, wie er sich weiter hält. Hörst du? Er muß mit dem ersten, der Sieger wird, kämpfen. Bitte die Götter, Alter, daß das keiner von den Römern und auch nicht der Riese Niger wird.“

Der alte Mann bedeckte das Gesicht. Das Spiel bot für den Augenblick nichts Anziehendes für ihn – Lydon war nicht unter den Kämpfern. Doch plötzlich kam ihm der Gedanke, daß der Kampf doch Anspruch auf seine Aufmerksamkeit habe: der erste, der fiel, machte ja dem Lydon Platz! Er fuhr auf und beugte sich mit gespanntem Blick und gefalteten Händen vor, den Kämpfern zuzuschauen. Zunächst erregte das Gefecht zwischen Niger und Sporus das allgemeine Interesse, denn diese Art von Kampf war wegen des gewöhnlich tödlichen Ausgangs und wegen der großen Kunst, die er von seiten beider Gegner forderte, besonders beliebt bei den Zuschauern.

Die beiden standen in beträchtlicher Entfernung voneinander. Das herabgelassene Visier an dem eigentümlichen Helm des Sporus verbarg sein Gesicht; dagegen zog Nigers Miene durch ihre gespannte wachsame Wildheit aller Blicke nicht ohne einen gewissen Schauer auf sich. So blieben sie eine Weile stehen, jeder den andern fest ins Auge fassend, bis Sporus langsam und mit

großer Vorsicht vorzutreten begann, die Spitze seines Schwertes gerade auf die Brust des Gegners gerichtet. Niger zog sich zurück, sein Netz mit der rechten Hand ausbreitend und die kleinen, glänzenden Augen unverwandt auf die Bewegungen des Schwertkämpfers geheftet. Jählings, als ihm Sporus beinahe auf Armeslänge nah gekommen, beugte sich der Retiarius vor und warf das Netz. Eine schnelle Wendung rettete den Gladiator vor der tödlichen Umschlingung; er stieß einen gellenden Schrei der Freude und Wut aus und stürzte auf Niger los; aber dieser hatte das Netz bereits wieder eingezogen, über die Schultern geworfen und floh jetzt mit einer Schnelligkeit um die Arena her, in welcher es ihm der Verfolger umsonst gleichzutun suchte. Das Volk lachte und jauchzte laut beim Anblick der erfolglosen Anstrengung, mit der der breitschultrige Gladiator den fliehenden Riesen einzuholen versuchte; plötzlich aber wurde alle Aufmerksamkeit auf die römischen Kämpfer gelenkt.

Sie hatten sich einander Stirn gegen Stirn gegenübergestellt, aber die außerordentliche Vorsicht, mit der beide zu Werk gingen, hatte bis jetzt ein Gefecht unmöglich gemacht und den Zuschauern volle Muße gelassen, ihre Aufmerksamkeit auf den Kampf zwischen Sporus und Niger zu richten. Jetzt aber waren auch die Römer in einen vollen, wilden Kampf geraten: sie drängten an, wichen zurück, näherten sich wieder mit der ganzen umsichtigen, kaum wahrnehmbaren Behutsamkeit, die erfahrene, einander an Kampferfahrung gleiche Fechter kennzeichnet; und nun hatte Eumolpus, der ältere Gladiator, durch einen geschickten Stoß den Nepimus in der Seite verwundet. Das Volk jauchzte; Lepidus wurde blaß.

„Ho, ho!“ rief Clodius, „das Spiel ist beinahe zu Ende. Bleibt Eumolpus nur ruhig, so muß sich der andere verbluten.“

„Aber Dank sei den Göttern, er beschränkt sich nicht auf Verteidigung. Sieh, er dringt stark auf Nepimus ein! Beim Mars, Nepimus hat ihn jetzt! Wie sein Helm klang! Clodius, ich gewinne noch!“

„Warum wett' ich auch anders als auf die Würfel!“ seufzte Clodius zwischen den Zähnen. „Oder warum kann ich nicht auch einen Gladiator mit Blei füllen!“

„Ha! Sporus, Sporus!“ jauchzte die Menge, als Niger plötzlich angehalten und sein Netz abermals und abermals erfolglos ge-

worfen hatte. Diesmal war er nicht mit hinlänglicher Schnelligkeit entflohen, das Schwert des Sporus hatte eine tiefe Wunde in seinem rechten Bein hinterlassen; nun an der Flucht gehindert, wurde er von dem wilden Schwertkämpfer hart bedrängt. Immer noch gaben ihm aber sein hoher Wuchs und die Länge seiner Arme nicht unbedeutende Vorteile, und den Dreizack der Stirn des Feindes fest entgegenhaltend, wehrte er diesen mehrere Minuten lang glücklich von sich ab. Dann suchte Sporus durch schnelle Wendungen seinem Gegner, der sich nur langsam und mühevoll bewegen konnte, in den Rücken zu kommen; dabei war er unvorsichtig, näherte sich dem Riesen zu sehr, erhob den Arm, einen Schlag zu führen, und die drei Spitzen des tödlichen Speers drangen mit voller Gewalt in seine Brust! Er sank auf ein Knie. Im nächsten Augenblick war das Netz über ihn geworfen, umsonst kämpfte er gegen dessen Maschen an, wieder und wieder krümmte er sich stumm unter den neuen Stößen des Dreizacks! Blut floß in Strömen durch das Netz über den Sand, er senkte die Arme, seine Überwindung anzuerkennen.

Der siegende Retiarius zog sein Netz zurück und sah, auf seinen Speer gelehnt, zu den Zuschauern hinauf, welches Urteil sie fällen würden. Auch der überwundene Gladiator schickte schon kraftlose verzweifelte Blicke im Theater umher. Von Reihe zu Reihe, von Bank zu Bank starrten ihm nur erbarmungslose Augen entgegen!

Lärm und Tosen der Tausende von Stimmen hatte aufgehört. Die Stille war furchtbar, denn kein Mitleid lag in ihr, keine Hand – nicht einmal eine weibliche – gab das Zeichen der Gnade und des Lebens. Sporus war in der Arena nie beliebt gewesen, und in den letzten Augenblicken hatte sich die Sympathie völlig dem verwundeten Niger zugewandt. Das Volk war zum Blutdurst erhitzt, seine Teilnahme an dem Schauspiel hatte sich zum Verlangen nach einem Opfer, zur Lust am Tode, gesteigert!

Der Gladiator fühlte, daß sein Schicksal unwiderruflich sei; er ließ keine Bitte, keinen Seufzer hören. Das Volk gab das Zeichen des Todes! In entschlossener, knirschender Unterwürfigkeit beugte er den Nacken, um den tödlichen Streich zu empfangen. Da der Dreizack des Retiarius nicht geeignet war, einen plötzlichen, sicheren Tod zu geben, trat eine Gestalt, deren Züge unter dem Helm gänzlich verborgen waren, in die Arena, und

schwang ein kurzes, scharfes Schwert. Mit langsam abgemessenen Schritten näherte sich der furchtbare Henker dem immer noch knienden Gladiator, legte die linke Hand auf seinen gesenkten Hals, setzte die Schärfe der Klinge auf seinen Nacken, wandte sich rings gegen die Versammlung um, ob diese nicht etwa im letzten Moment noch Reue über ihren Beschluß anwandle. Das furchtbare Zeichen blieb unverändert; hell glänzte der Stahl in der Luft, fiel nieder, und der Gladiator rollte im Sand dahin, seine Glieder zuckten – wurden still – er war eine Leiche!

Sogleich wurde sein Körper durch das Todestor von der Arena geschleift und in die dunkle Höhle geworfen, die man mit dem Namen Spoliarium bezeichnete. Eh er noch an diesem Ort angekommen, war auch das Gefecht zwischen den beiden übriggebliebenen Kämpfern entschieden. Das Schwert des Eumolpus hatte seinem weniger geübten Gegner die Todeswunde beigebracht. Ein neues Opfer wurde in die Gruft der Erschlagenen geworfen.

Eine allgemeine Bewegung ging durch die große Menschenmenge. Aus den verborgenen Röhren ergoß sich ein angenehmer Spritzregen über die Reihen des Amphitheaters. Angeregt unterhielten sich die Abgekühlten über die eben gesehenen Blut-szenen. Eumolpus nahm den Helm ab und wischte sich die Stirn; das krause Haar, der kurze Bart, die edlen römischen Züge und das glänzende schwarze Auge erregten allgemeine Bewunderung. Er war frisch, unverwundet, unermüdet.

Nach einer Pause verkündete der Editor mit lauter Stimme, daß Lydon der Nachfolger des erschlagenen Nepimus und der neue Gegner des Eumolpus sein solle. „Jedoch, Lydon“, fügte er hinzu, „willst du den Kampf mit einem so tapfern und geübten Feind ablehnen, so hast du dazu volle Freiheit. Eumolpus war dir nicht ursprünglich zum Gegner bestimmt. Du weißt am besten, ob du dich mit ihm zu messen wagen kannst. Unterliegst du, so ist ein ehrenvoller Tod dein Los; siegst du, so will ich den festgesetzten Preis aus meiner eigenen Börse verdoppeln.“

Das Volk jauchzte Beifall. Lydon stand in der Arena; er sah umher; hoch oben erblickte er das bleiche Gesicht, die gespannten Augen seines Vaters. Unentschlossen wandte er sich für einen Moment ab. Nein! Der Sieg mit dem Cestus reichte noch nicht

hin; er hatte den Preis noch nicht gewonnen – noch immer war sein Vater ein Sklave!

„Edler Ädil“, antwortete er mit fester, tiefer Stimme, „ich fürchte mich vor diesem Kampfe nicht. Um der Ehre Pompejis willen fordere ich, daß ein Zögling des längst berühmten Fechtmeisters unserer Stadt mit dem Römer fechte!“

Das Volk jauchzte lauter als zuvor.

„Vier auf eins gegen Lydon“, sagte Clodius zu Lepidus.

„Nicht zu zwanzig gegen eins verständig’ ich mich“, entgegnete Lepidus, „ist doch Eumolpus ein wahrer Achill und dieser arme Kerl bloß ein Anfänger.“

Eumolpus blickte dem Lydon fest ins Gesicht; er lächelte; aber dem Lächeln folgte ein leiser, kaum hörbarer Seufzer, ein Hauch mitleidiger Bewegung, die die Sitte in dem Augenblick erstickte, wo das Herz sie fühlte.

Und so standen sie denn bald in vollständiger Ausrüstung, mit gezogenem Schwert und geschlossenem Visier, die beiden letzten Kämpfer der Arena, ehe Mensch und Tier den Kampf begannen, einander gegenüber.

In diesem Augenblick wurde dem Prätor ein Brief überbracht. Er wickelte die Schnur ab, warf einen Blick auf den Inhalt, und sein Gesicht deutete Verwunderung und Verlegenheit an. Noch einmal las er den Brief, warf ihn dann mit den hingemurmelten Worten: „Pah! Unmöglich! Der Mensch muß schon am vormittag betrunken sein, daß ihm solcher Unsinn einfällt“, nachlässig auf die Seite und setzte sich wieder zum Zuschauen zurecht.

Das Interesse der Zuschauer war aufs äußerste gesteigert. Zunächst hatte Eumolpus ihre Gunst gehabt, aber Lydons Mut und sein wohlberechneter Appell an den pompejanischen Lokalpatriotismus hatte ihm sofort alle Sympathien gewonnen.

„Heda, alter Bursche“, wurde Medon von seinem Nachbar angeredet, „dein Sohn hat mit einem gewaltigen Gegner zu tun. Aber fürchte nichts, der Editor wird nicht zugeben, daß er umkommt, und auch das Volk nicht; er hat sich dafür zu wacker gehalten. Hei! Das war ein tüchtiger Hieb! Gut abgewendet! Beim Pollux! Noch einmal an ihn, Lydon! Sie halten an, um sich zu verschnaufen. Was murmelst du da, Alter?“

„Gebete“, entgegnete Medon mit ruhigerer und hoffnungsvollerer Miene, als er bis jetzt gezeigt.

„Gebete? Possen! Die Zeit, wo die Götter die Menschen in Wolken wegtrugen, ist vorbei. Ha Jupiter! Welch ein Hieb! Deine Seite! – Nimm deine Seite in acht, Lydon!“

Ein Schock ging durch die ganze Versammlung; von einem mächtigen, mit voller Gewalt auf den Helmkamm geführten Hieb des Eumolpus war Lydon in die Knie gesunken.

„Habet! er hat es!“ rief eine gellende weibliche Stimme. „Er hat es, holla!“

Es war die Stimme des Mädchens, das so sehnsüchtig die Tötung eines Verbrechers herbeigesehnt hatte.

„Still, Kind“, entgegnete Pansas Frau streng, „non habet! er ist nicht verwundet.“

„Ich wollte, er wär’ es, wär’s auch nur, um den alten Sauertopf Medon damit zu ärgern“, flüsterte das Mädchen vor sich hin.

Eben jetzt fing Lydon, der sich mit großer Geschicklichkeit und Geistesgegenwart verteidigt hatte, an, dem kräftigen Angriff des geübten Römers auszuweichen; sein Arm wurde müde, er fühlte Schwindel und atmete schwer und mühsam. Wieder hielten die Kämpfer an, um Luft zu schöpfen.

„Junger Mensch!“ sagte Eumolpus leise. „Laß ab; ich will dich leicht verwunden, dann senkst du deine Arme; du hast den Editor und das Volk gewonnen, du wirst mit Ehren losgesprochen werden!“

„Und mein Vater fort und fort ein Sklave bleiben“, seufzte Lydon vor sich hin. „Nein, Tod oder seine Freiheit.“

In diesem Gedanken und mit der Berechnung, daß, weil seine Kraft der Ausdauer des Römers nicht gewachsen sei, alles von einer plötzlichen verzweifelten Anstrengung abhängen würde, stürzte er grimmig auf Eumolpus los. Behutsam wich der Römer zurück, Lydon tat einen zweiten Hieb; Eumolpus bog aus; das Schwert streifte an seinem Panzer vorbei, und Lydons Brust war ohne Deckung, der Römer stieß den Stahl durch die Fugen der Rüstung, ohne eine tiefe Wunde beibringen zu wollen; doch Lydon, matt und erschöpft, taumelte vorwärts und fiel geradezu in die Spitze. Sie drang tief ein. Eumolpus zog die Klinge zurück, noch versuchte Lydon, das Gleichgewicht wiederzugewinnen, aber die Waffe entsank seinem Griff, unwillkürlich vollendete er noch einen Stoß gegen Eumolpus mit unbewehrter Hand und fiel dann der Länge nach zu Boden. Wie auf Verabredung machten Editor und Zuschauer das Zeichen der Gnade. Die Diener

der Arena näherten sich; sie nahmen dem Besiegten den Helm ab. Noch atmete er; seine Augen rollten grimmig gegen den Feind; die Wildheit, die er bei seinem Tun erworben, starrte aus seinem Blick und zeichnete die schon von den Schatten des Todes umdunkelte Stirn. Dann wandte er, unter Stöhnen sich halb emporrichtend, das Gesicht nach oben. Es blickte nicht nach der Miene des Editors oder nach den mitleidvollen Zügen seiner milden Richter. Er sah sie nicht; ihm war, als wäre der große Raum leer; nur ein einziges, von Todesschmerz zerrissenes Antlitz erkannte er, nur ein einziger Schrei eines gebrochenen Herzens drang durch das Summen und Rufen der Menge zu seinem Ohr. Die Wildheit schwand aus seinen Augen; ein sanfter, zärtlicher Ausdruck großer, aber hilfloser Kindesliebe spielte um sie – spielte – floh – verdüsterte sich! Plötzlich war sein Gesicht wieder verschlossen und hart. Er sank auf die Erde zurück. „Seht nach ihm!“ rief der Ädil. „Er hat seine Pflicht getan!“ Die Diener schleppten ihn in das Spoliarium.

„Ein echtes Bild des Ruhms und seines Schicksals!“ flüsterte Arbaces vor sich hin; und in seinem über die Menge hinfliegenden Auge lag so viel Hohn und Verachtung, daß jedem, der diesem Blick begegnete, der Atem stillstand und die Seele in einem Gefühl der Demütigung und Furcht erstarrte.

Wieder ergossen sich duftende Sprühregen durch das Theater, und die Diener streuten frischen Sand auf die Arena.

„Bringt den Löwen und Glaukus, den Athener!“ rief der Editor. Und eine tiefe, atemlose Stille der gespanntesten Teilnahme und eines tiefgefühlten, jedoch, wunderbar genug, nicht unangenehmen Schreckens lag wie ein mächtiger, furchtbarer Alptraum über der Versammlung.

DRITTES KAPITEL

Sallust erfährt doch noch, was in Nydias Brief steht

Dreimal war Sallust aus dem Morgenschlaf erwacht, und dreimal hatte er sich bei dem Gedanken, daß sein Freund heute sterben sollte, mit einem tiefen Seufzer aufs neue einer kurzen Vergessenheit zugewandt. Seine ganze Lebenskunst zielte darauf

ab, den Schmerz zu vermeiden und, wo er ihn nicht vermeiden konnte, ihn wenigstens zu vergessen.

Endlich nicht mehr fähig, sein Bewußtsein länger im Schlaf auszulöschen, erhob er sich aus seiner liegenden Stellung und bemerkte den Lieblingsfreigelassenen, der wie gewöhnlich neben dem Bette saß. Sallust, der als gebildeter Mann die klassische Literatur schätzte, war gewohnt, sich vor dem Aufstehen ein oder zwei Stunden lang vorlesen zu lassen.

„Keine Bücher heute, keinen Tibull, keinen Pindar für mich! Pindar! Ach, ach! Schon sein Name ruft mir die Spiele vor die Seele, deren blutrünstige Nachfolgerin unsere Arena ist. Hat es schon begonnen im Amphitheater?“

„Schon längst! O Sallust! Hast du die Trompeten und den Lärm der zusammenströmenden Menge nicht gehört?“

„Ach ja, aber den Göttern sei Dank, ich war noch schlaftrunken und brauchte mich bloß auf die andere Seite zu kehren, um wieder einzuschlummern.“

„Die Gladiatoren müssen längst in der Arena sein.“

„Die Unglücklichen! Es ist doch niemand von meinen Leuten zu dem Schauspiel gegangen?“

„O nein! Deine Befehle waren zu bestimmt.“

„Gut. – Wollte, der Tag wäre vorüber! Was ist das für ein Brief auf dem Tisch da?“

„Der? Ach der Brief, der gestern abend gebracht wurde; aber du warst zu – zu . . .“

„Betrunken um ihn zu lesen, denk' ich wohl. Schadet nichts; er ist sicher nicht wichtig.“

„Soll ich ihn öffnen, Sallust?“

„Tu es; immerhin lenkt er mich vielleicht etwas ab. Der arme Glaukus!“

Der Freigelassene nahm das Band von dem Schreiben. „Was! Griechisch!“ rief er. „Wohl von einer gebildeten Dame!“ Er überflog den Inhalt, und sein Gesicht drückte plötzlich Bewegung und Überraschung aus. „Gute Götter! Was haben wir getan, edler Sallust, daß wir diesem Brief nicht früher Beachtung schenkten! Höre: Nydia, die Sklavin, an Sallust, den Freund des Glaukus! Ich bin eine Gefangene im Haus des Arbaces. Eile zum Prätor! Bewirke meine Befreiung, und wir können Glaukus vom Löwen erretten! Es ist ein anderer Gefangener in diesen Mauern, dessen Zeugnis den Athener völlig entlastet, ein

Mensch, der die Tat mit ansah, der beweisen kann, daß der Täter ein Frevler ist, auf den bisher kein Verdacht gefallen ist. Fliege, eile! Schnell, schnell! Bring Bewaffnete mit, für den Fall, daß du hier auf Widerstand stößt, und einen geschickten, klugen Schmied, denn die Kerkertür meines Mitgefangenen ist dicht und stark. Bei deiner rechten Hand, bei deines Vaters Asche, verliere keine Minute!“

„Große Götter!“ rief Sallust auffahrend. „Und an diesem Tag, ja in dieser Stunde vielleicht stirbt er. Was ist zu tun? Sofort will ich zum Prätor.“

„Nein, nicht so! Der Prätor so gut als der Editor Pansa selbst ist das Geschöpf des Volkes; und das Volk will von keinem Aufschub hören, will im Augenblick der gespannten Erwartung nicht leer ausgehen. Überdies würde solch ein öffentliches Vorgehen den schlaunen Ägypter zu früh warnen. Offenbar hat er sein Interesse dabei, Nydia und ihren Mitgefangenen verborgen zu halten. Nein, zum Glück sind deine Sklaven zu Haus.“

„Ich verstehe dich“, unterbrach ihn Sallust, „bewaffne die Sklaven sogleich. Die Straßen sind leer. Wir selbst wollen nach dem Haus des Arbaces eilen und die Gefangenen befreien. Schnell, schnell! Holla! Davus, her! Meinen Mantel und meine Sandalen, Papyrus und Rohr. Ich will an den Prätor schreiben und ihn bitten, die Urteilsvollstreckung an Glaukus noch aufzuschieben, weil wir binnen einer Stunde seine Unschuld beweisen könnten. So – so; auf diese Art wird es gehen. – Davus, lauf mit diesem Brief zum Prätor ins Amphitheater! Paß auf, daß er in seine eigenen Hände kommt! Und jetzt fort! O ihr Götter, deren Vorsehung Epikur leugnete, steht mir bei, und ich will Epikur einen Lügner nennen!“

VIERTES KAPITEL

*Eine ganz ungewöhnliche Sensation im Amphitheater –
Die Spiele enden mit Schrecken*

Glaukus und Olinth waren zusammen in der dunklen, engen Zelle, in der die zur Arena verurteilten Verbrecher ihren furchtbaren Auftritt erwarteten. Sie suchten einer die Züge des andern

in dieser schrecklichen Stunde zu erforschen, und in dem schwachen Licht zeigten beide eine aschfarbene Blässe. Aber ihre Mienen waren gefaßt und unerschrocken, sie zitterten nicht, ihre Haltung war ruhig. Der Glaube bei Olinth, der Stolz bei Glaukus, das Bewußtsein der Unschuld bei beiden und vielleicht die Hilfe, die jeder in der Anwesenheit des anderen fand, stärkten die Unglücklichen.

„Hörst du das Geschrei? Sie jauchzen über Menschenblut!“ sagte Olinth.

„Ich hör' es, das Herz bebt mir darüber, aber die Götter stützen mich.“

„Die Götter! O unbesonnener junger Mann, erkenne doch in dieser Stunde den einzigen Gott! Hab' ich dich nicht belehrt, für dich geweint, für dich gebetet – hab' ich nicht in meinem Eifer und in meinem Schmerz mehr an die Rettung deiner Seele als an die der meinen gedacht?“

„Guter Freund“, antwortete Glaukus mit feierlichem Nachdruck, „mit Ehrfurcht, mit Staunen und mit einer geheimen Neigung zum Glauben hab' ich auf dich gehört. Blieben wir am Leben, so hätt' ich mich vielleicht aus meiner eigenen Religion gelöst und der deinen zugeneigt; aber in dieser letzten Stunde würde ich als eine gemeine Memme erscheinen, wenn die Angst des Augenblicks bei mir hervorbrächte, was nur das Ergebnis langer Überlegung sein darf. Wenn ich jetzt deinen Glauben annehme und die Götter meiner Väter verwürfe, könnte ich da nicht durch dein Versprechen eines Himmels bestochen oder durch die Drohung der Hölle eingeschüchtert sein? Nein, Olinth! Denken wir voneinander mit gleicher Liebe: ich will deine Sorge um mich ehren, und du magst meine Blindheit oder meine Hartnäckigkeit bemitleiden. Wie mein Tun gewesen, so wird mein Lohn sein, und die höchste Macht wird nicht hart über Menschenirrtum urteilen, wenn er mit Ehrlichkeit der Absicht und Wahrheit des Herzens verbunden war. Laß uns nicht weiter hierüber sprechen. Still! Hörst du, wie sie einen schweren Leichnam durch den Gang schleppen! So wie er, werden bald auch wir Staub sein.“

„O Himmel! O Christus! Schon schaue ich dich!“ rief in Begeisterung Olinth mit erhobenen Händen. „Ich zittere nicht, ich freue mich, daß mein Kerker bald zerbrochen sein wird!“ Glaukus neigte schweigend sein Haupt. Er fühlte den Unter-

schied zwischen seinem Mut und dem seines Mitgefangenen. Der Heide bebte nicht, aber der Christ jauchzte.

Knarrend öffnete sich die Tür, und der Glanz von Speeren schimmerte im Licht des Tages.

„Glaukus von Athen, deine Zeit ist gekommen“, sprach eine laute, helle Stimme; „der Löwe wartet auf dich!“

„Ich bin bereit“, sagte der Athener. „Bruder und Leidensgefährte, noch eine letzte Umarmung! Segne mich und lebe wohl!“

Der Christ öffnete die Arme, er drückte den jungen Heiden an die Brust, küßte ihm Stirn und Wange, schluchzte laut, und schnell und heiß flossen seine Tränen über die Züge des Freundes.

„O hätt' ich dich bekehren können, so würde ich nicht weinen. O daß ich zu dir sagen könnte: wir beide werden heute abend miteinander im Paradiese sein!“

„Vielleicht wird es dennoch so sein“, erwiderte Glaukus mit bebender Stimme. „Die der Tod trennt, können sich jenseits des Grabes treffen. Erde, schöne geliebte Erde, lebe wohl für ewig! Würdiger Zenturio, ich bin bereit.“

Er riß sich los, und als er hinaus an die Luft kam, drückte ihr Hauch, der heiß und trocken war, obwohl die Sonne nicht schien, schwer auf ihn ein. Sein von den Wirkungen des tödlichen Trankes noch nicht erholter Körper wankte. Die Soldaten mußten ihn stützen.

„Mut!“ sagte einer, „du bist jung, rüstig, gut gebaut. Du kriegst eine Waffe; also verzweifle nicht, vielleicht wirst du noch Sieger!“ Glaukus gab keine Antwort, aber beschämt von seiner Schwäche gewann er durch eine verzweifelte Willensanstrengung Kraft und Haltung zurück. Man rieb seinen Leib, der bis auf einen Gürtel um die Lenden ganz nackt war, mit Öl ein, gab ihm den Stilus in die Hand und führte ihn in die Arena. Und als jetzt der Grieche die Augen von Tausenden auf sich gerichtet sah, vergaß er seine Sterblichkeit. Alle Schwäche, alle Furcht waren vergangen. Eine stolze Röte färbte seine blassen Züge; er richtete sich zu der ganzen Höhe seiner Gestalt auf. In der Schönheit seiner Glieder, im Stolz der unbezwungenen Seele, der aus seiner Haltung, seinen Lippen, seinen Augen atmete, schien er die lebendige Verkörperung des Heldensinnes seiner Heimat, ein Heros des alten Ägypten!

Das Gemurmel der Empörung über sein Verbrechen, das bei seinem Eintritt ertönt war, erstarb im Schweigen unwillkürlicher Bewunderung und halb mitleidiger Ehrfurcht, und mit einem schnellen Seufzer, der aus der ganzen Menschenmasse, als hätte sie eine einzige Brust, hervorzudringen schien, wandten die Zuschauer den Blick von dem Athener auf ein dunkles, ungestaltetes Ding mitten in der Arena. Es war der vergitterte Käfig des Löwen.

„Bei der Venus! Wie warm es ist!“ sagte Fulvia. „Und doch scheint die Sonne nicht. Hätten doch die dummen Arbeiter das Loch in dem Sonnenzelt zugemacht!“

„Ja, es ist wirklich warm. Mir wird ganz übel“, entgegnete Pansas Frau. Selbst ihr erprobter Stoizismus hielt vor dem Schauspiel, das jetzt stattfinden sollte, nicht aus.

Der Löwe war vierundzwanzig Stunden lang ohne Nahrung gelassen worden, und das Tier hatte den ganzen Morgen über eine seltsame Unruhe und Unbehaglichkeit gezeigt, die der Wärter dem quälenden Hunger zuschrieb. Doch schien sein Benehmen mehr auf Furcht als auf Wut zu deuten; sein Gebrüll war wie ein Angstschrei gewesen, es hatte den Kopf hängenlassen, durch die Eisenstangen nach Luft geschnuppert, sich niedergelegt, war wieder aufgefahren und hatte von neuem sein wildes, weithallendes Geheul ertönen lassen. Jetzt aber lag es regungslos und stumm, mit weit geöffneten Nüstern hart an das Gitter gedrängt, in seinem Käfig, mit schwerem Atem den Sand in der Arena aufwirbelnd. Die Lippe des Editors zitterte in Erregung; ängstlich sah er umher, zögerte – die Menge ward ungeduldig – langsam gab er das Zeichen: Der hinter dem Käfig stehende Wärter schob das Gitter behutsam auf die Seite, und mit einem mächtigen freudigen Gebrüll der Erlösung stürzte der Löwe heraus. Hastig zog sich der Wärter durch den gesicherten Gang, der aus der Arena führte, zurück.

Glaukus hatte sich in die festeste Stellung gegen den erwarteten Anlauf des Tieres ausgelegt, die kleine funkelnde Waffe hoch in der Hand, in der schwachen Hoffnung, daß vielleicht ein gut geführter Stoß – er wußte, daß er nur Zeit zu einem habe – durch das Auge in das Gehirn seines grimmigen Feindes dringen werde.

Aber zum verdrossenen Erstaunen aller schien der Löwe nicht einmal die Gegenwart des Verbrechers wahrzunehmen. Schon

gleich nach seiner Befreiung hielt er plötzlich an, erhob sich mit halbem Leib und sog prüfend die Luft ein. Dann sprang er plötzlich vorwärts, aber nicht gegen den Athener. Mal eilig, mal zögernd kreiste er ziellos rund um die Arena und wandte den gewaltigen Kopf mit verstörtem Blick nach allen Seiten, als spüre er nur nach einem Ausweg zur Flucht; ein paarmal versuchte er über die Brustwehr zu springen, die ihn von den Zuschauern trennte, und stieß, als ihm das mißlang, eher ein Schreckensgeheul als seinen furchtbaren, königlichen Ruf aus. Er gab ein Zeichen von Zorn oder Hunger; der Schweif, statt die mächtigen Seiten zu peitschen, schleppte auf dem Sand dahin, und obwohl sein Blick hin und wieder Glaukus streifte, wandte er sich doch immer wieder begierdelos von ihm ab. Endlich, wie des Versuchs zur Flucht müde, kroch er murrend in seinen Käfig und legte sich darin zur Ruhe nieder.

Das erste Staunen der Versammlung über die Unlust des Löwen verwandelte sich bald in Verdruß über seine Feigheit, und schon ging das Mitleid mit Glaukus im Ärger über die Enttäuschung hochgespannter Erwartungen unter.

Der Editor rief dem Wärter zu:

„Was ist das? Nimm den Stachel, treib ihn hinaus und schließ dann die Tür des Käfigs!“

Als sich der Wärter mit einiger Furcht und mehr Verwunderung anschickte, dem Befehl nachzukommen, hörte man plötzlich lautes Geschrei vom Eingang der Arena her; eine Verwirrung, ein Durcheinander war da entstanden, scheltende Stimmen klangen jäh auf und wurden durch andere ebensoschnell zum Schweigen gebracht. Plötzlich machte die Menge Platz, und Sallust erschien vor den Sitzen der Senatoren mit aufgelöstem Haar, atemlos, erhitzt, dem Umsinken nah. Hastig warf er einen Blick in die Arena. „Weg mit dem Athener!“ rief er; „Schnell! Er ist unschuldig! Nehmt Arbaces, den Ägypter, fest. Er ist der Mörder des Apäcides!“

„Bist du rasend, Sallust?“ fragte der Prätor, sich von seinem Sitz erhebend. „Was soll diese Torheit?“

„Weg mit dem Athener! Schnell, oder sein Blut komme auf dein Haupt! Prätor, zögere, und du hast es mit deinem eigenen Leben beim Kaiser zu verantworten! Ich bringe die Augenzeugen vom Tod des Priesters Apäcides. Platz da! – Zurück! – Macht

Platz! – Bürger von Pompeji, seht auf Arbaces! Dort sitzt er! Platz da, Platz für den Priester Calenus!“

Blaß, abgemagert, dem Hungertod kaum entgangen, mit eingefallenem Gesicht, die Augen blutunterlaufen, die gewaltige Gestalt bis auf die Knochen abgezehrt, wurde Calenus in die Sitzreihe getragen, in der Arbaces saß. Seine Befreier hatten ihm in der Eile nur wenig Nahrung gegeben, aber seinen schwachen Gliedern gab der Durst nach Rache Kraft!

„Der Priester Calenus!“ rief das Volk! „Ist er's? Nein, das ist ein Gespenst!“

„Es ist der Priester Calenus“, sprach der Prätor ernst. „Was hast du zu sagen?“

„Arbaces, der Ägypter ist der Mörder des Apäcides, des Isispriesters; mit meinen Augen sah ich ihn den Todesstoß führen. Aus dem Kerker, in den er mich gestürzt, aus der Nacht und vom Schrecken des Hungertodes haben mich die Götter errettet, um seinen Frevel zu verkünden! Laßt den Athener los, er ist unschuldig!“

„Darum also hat ihn der Löwe verschont! Ein Wunder, ein Wunder!“ rief Pansa.

„Ein Wunder, ein Wunder!“ jauchzte das Volk. „Weg mit dem Athener, werft Arbaces dem Löwen vor!“

Und weithin über das Rund des Theaters hinaus tönte und widerhallte der Ruf: „Werft Arbaces dem Löwen vor!“

„Soldaten bringt Glaukus fort, bringt ihn fort, aber bewacht ihn!“ befahl der Prätor. „Die Götter häufen ihre Wunder auf diesen Tag.“

Als der Prätor das rettende Wort aussprach, erhob sich eine weibliche halbkindliche Stimme in lautem Freudenruf. Mit rührender Gewalt drang sie in die Herzen der Tausende; sie war heilig, diese Kinderstimme, und das Volk antwortete ihr mit mitfühlendem Jauchzen.

„Still“, sagte ernst der Prätor. „Wer ist das?“

„Ein blindes Mädchen, Nydia“, erwiderte Sallust. „Ihre Hand war es, die Calenus aus dem Grab gehoben und Glaukus von dem Löwen errettet hat.“

„Hiervon nachher“, entgegnete der Prätor. „Calenus, Priester der Isis, du bezichtigst den Arbaces des Mordes an Apäcides?“

„Ja!“

„Du hast die Tat gesehen?“

„Prätor, mit diesen meinen Augen . . .“

„Genug für jetzt. Weiteres muß zu gelegener Zeit und von zuständiger Stelle getan werden. Arbaces von Ägypten, du hörst die Anklage wider dich, du hast noch nicht gesprochen! Was hast du zu erwidern?“

Die Gesichter der Menge waren schon lange Arbaces zugewandt. Die Betroffenheit, die er bei der ersten Beschuldigung Sallusts und bei der Erscheinung des Calenus gezeigt hatte, war schnell gewichen. Bei dem Ruf „Werft Arbaces dem Löwen vor!“ hatte er allerdings gezittert, und das dunkle Braun seiner Wange war blässer geworden, aber auch dann hatte er schnell Würde und Selbstbeherrschung wiedergewonnen. Stolz erwiderte er den Zornesblick zahlloser auf ihn gerichteter Augen, und als er nunmehr auf die Frage des Prätors antwortete, geschah es in jenem eigentümlichen ruhigen, befehlenden Ton, der seine Rede stets bezeichnete.

„Prätor, diese Anschuldigung ist so toll, daß sie kaum eine Widerlegung verdient. Mein erster Ankläger ist der edle Sallust, der vertrauteste Freund des Glaukus! Mein zweiter ein Priester. Ich verehere sein Kleid und seinen Beruf, aber, Bürger von Pompeji, ihr kennt doch wohl den Charakter des Calenus: seine Habsucht und Geldgier sind sprichwörtlich; das Zeugnis eines solchen Menschen kann erkauft werden! Prätor, ich bin unschuldig!“

„Sallust“, fragte der Richter, „wo hast du den Calenus gefunden?“

„In einem Verlies im Keller des Arbaces.“

„Ägypter“, sprach der Prätor mit Strenge, „du hast dir also angemacht, einen Priester einzukerkern: warum?“

„Höre mich“, entgegnete Arbaces, ruhig aufstehend, aber mit sichtbarer Erregung in den Zügen. „Dieser Mensch kam und drohte mir mit der jetzt wirklich vorgebrachten Verleumdung, falls ich mich nicht mit der Hälfte meines Vermögens loskaufen würde. Ich habe Gegenvorstellungen gemacht; umsonst! Ruhig da . . . – erlaubt nicht, daß der Priester mich unterbricht! Edler Prätor und ihr, Bürger, ich bin ein Fremder im Lande! Ich wußte mich unschuldig an dem Verbrechen, aber das Zeugnis eines Priesters gegen mich konnte mich gleichwohl ins Verderben stürzen. In dieser Verlegenheit habe ich ihn in das Verlies gelockt, aus dem er jetzt befreit worden ist, unter dem Vor-

wand, es sei meine Schatzkammer. Dort wollte ich ihn festhalten, bis das Schicksal des wirklichen Verbrechers besiegelt wäre, wo dann seine Drohung von keinem Erfolg mehr sein konnte. Aber ich hatte nichts Übles mit ihm vor. Ich kann einen Mißgriff begangen haben; doch wer von euch wird das Recht der Selbsterhaltung nicht anerkennen? War ich wirklich schuldig, warum legte dieser Priester sein Zeugnis nicht während der Gerichtsverhandlung ab? In diesem Fall würd' ich ihn weder zurückgehalten noch versteckt haben. Warum ist er nicht gegen mich aufgestanden, als ich gegen Glaucus zeugte? Prätor, das bedarf wohl einer Antwort. Im übrigen beruf' ich mich auf eure Gesetze. Ich verlange ihren Schutz. Bringt den Angeklagten und den Ankläger von hier weg. Willig werd' ich die Entscheidung des gesetzlichen Gerichtes erwarten und mich an sie halten. Hier aber ist nicht der Ort zu weiterer Unterredung.“

„Er hat recht“, erwiderte der Prätor. „He, Wachen! Entfernt den Arbaces und hütet den Calenus! Sallust, du bleibst uns für deine Angaben verantwortlich. – Die Spiele gehen weiter.“

„Was?“ rief Calenus und wandte sich der Volksmenge zu. „Soll Isis so verachtet werden? Soll das Blut des Apäcides noch länger um Rache schreien? Soll der Lauf der Gerechtigkeit jetzt aufgehalten werden, damit sie später erfolglos sei? Soll der Löwe um seine gesetzliche Beute betrogen werden? Ein Gott – ein Gott! ich fühle, daß ein Gott durch meine Lippen ruft: vor den Löwen – vor den Löwen mit Arbaces!“

Der erschöpfte Körper des Priesters vermochte den Sturm seines wilden Grimmes nicht länger zu tragen; in Krämpfen sank er auf den Boden, Schaum stand ihm vor dem Mund; er war wirklich ein Mensch, den eine übernatürliche Macht besessen hielt! Das Volk sah es und schauderte.

„Ein Gott ist's, der den heiligen Mann begeistert: vor den Löwen mit dem Ägypter!“

Mit diesem Ruf sprangen Tausende auf und drängten herbei; sie stürmten von den hohen Sitzen herab und strömten auf den Ägypter zu. Umsonst befahl der Ädil. Umsonst erhob der Prätor seine Stimme zur Verkündung des Gesetzes. Das Volk war durch den Anblick der blutigen Spiele wild geworden, es durstete nach mehr Blut, und sein Aberglaube kam der Grausamkeit zu Hilfe. Es war ein unkontrollierbarer Aufruhr, wie er bei einem ganz unwissenden, halb freien und halb sklavischen Hau-

fen plötzlich entstehen kann und wie ihn die eigentümliche Verfassung der römischen Provinzen so leicht provozierte. Die Amtsgewalt des Prätors war wie ein Schilf im Wirbelwind. Immerhin hatten sich auf seinen Befehl die Wachen an den unteren Sitzreihen aufgestellt, wo die vornehmeren Stände gesondert von der Masse saßen. Sie bildeten aber nur eine schwache Schutzwehr; die Wellen des Menschenmeeres hielten einen Augenblick an, genug um Arbaces eine Frist zu geben, die er auf eigenartige Weise zu nutzen verstand. Eben noch blickte er in Verzweiflung und Angst, die sogar seinen Stolz bezwangen, auf den herandrängenden Haufen, als er plötzlich über sich durch die weite Öffnung, die in dem Zeltdach geblieben war, eine seltsame, schreckliche Erscheinung wahrnahm – er nahm sie wahr, und List gab ihm den Mut zurück.

Er streckte die Hand empor; über die hohe Stirn und die königlichen Züge kam ein Ausdruck überwältigender Majestät. „Sehet!“ rief er mit einer Donnerstimme, die das Gebrüll des Volkes zum Schweigen brachte. „Sehet, wie die Götter den Unschuldigen beschützen! Die Feuer des rächenden Orkus brechen hervor gegen das falsche Zeugnis meiner Verleumder!“

Die Augen der Menge folgten der Bewegung des Ägypters und sahen mit lähmendem Schrecken, daß ungeheurer Rauch, in Gestalt eines riesenhaften Fichtenbaumes, vom Gipfel des Vesuvs aufstieg – der Stamm schwarz, die Äste Feuer, dessen Farbe jeden Augenblick wechselte: jetzt furchtbar hell, jetzt vom dumpfen, verlöschendem Rot, das aufs neue in ein unerträglich blendendes Licht überging!

Es entstand eine schauerliche Stille, die plötzlich das Gebrüll des Löwen brach, und aus dem Innern des Gebäudes antwortete ihm das schärfere, wildere Heulen des Tigers. Den Druck der Atmosphäre spürend, waren die Tiere unbewußt Verkünder des nahenden Verderbens!

Nun erscholl von oben ein allgemeines Angstgeschrei der Weiber; die Männer starrten noch stumm einander an. In diesem Augenblick fühlten sie die Erde unter ihren Füßen beben; die Mauern des Theaters wankten, und aus der Ferne vernahm man das Krachen stürzender Dächer. Gleich darauf schien die Rauchwolke schwarz und schnell, wie ein Strom, auf sie zuzurollen und nun warf sie einen Aschenregen, vermischt mit großen Trümmern glühenden Gesteins aus ihrem Schoß! Über die

schnell zermalmten Weingelände, über die verlassenen Straßen, über das Amphitheater selbst, mit laut platschendem Geräusch auf die bewegte See, überall fiel dieser furchtbare Regen! Die Menge dachte keinen Augenblick mehr an Gerechtigkeit oder an Arbaces; Rettung war ein einziges Trachten. Alles wandte sich zur Flucht. Jeder schob, preßte, drängte gegen den anderen an. Rücksichtslos über die Gefallenen hinschreitend, unter Stöhnen, Fluchen und plötzlichen Schreckensrufen strömte der Haufen durch die zahlreichen Ausgänge. Aber wohin sollte man fliehen? Einige, ein zweites Erdbeben vermutend, eilten heim, ihre kostbarste Habe zu holen und dann zu fliehen, solange es noch Zeit war; andere, den Aschenregen fürchtend, der jetzt rasch, Strom auf Strom, auf die Straßen niederstürzte, drängten sich unter die Dächer benachbarter Häuser, Tempel oder Hütten. Schwärzer und größer und dichter breitete sich die Wolke über allen aus. Es wurde Nacht, die jählings und schreckensvoll in das Licht des Mittags einbrach.

FÜNFTES KAPITEL

Glaukus und Olinth sind frei – Der alte Medon bei seinem toten Sohn – Glaukus befreit Ione – Wohin?

Benommen von der unerwarteten Errettung, zweifelnd, ob er wache, war Glaukus von den Dienern in eine kleine Zelle innerhalb des Theaters geführt worden. Sie warfen ein loses Gewand über ihn und umdrängten ihn, glückwünschend und staunend. Da hörte man draußen ein ungeduldiges, leidenschaftliches Rufen, man machte Platz, und das blinde Mädchen, von einer mitleidvollen Hand geführt, stürzte sich Glaukus zu Füßen.

„Ich habe dich gerettet“, schluchzte sie, „jetzt will ich gerne sterben!“

„Nydia, mein Kind! Meine Retterin!“

„O laß mich deine Hände, deinen Atem fühlen! Jaja, du lebst! Wir sind nicht zu spät gekommen! Die entsetzliche Tür, ich glaubte, sie werde sich nie öffnen! Und Calenus – ach, seine Stimme war wie ein sterbender Wind im Laub – wir mußten warten – Götter! Mir scheint es, ganze Stunden seien verflos-

sen, ehe Speise und Trank ihn wieder etwas zu Kräften gebracht hatten. Aber du lebst! Du lebst noch! Und ich – ich habe dich gerettet!“

Dieser rührende Auftritt wurde bald unterbrochen. „Der Berg! Das Erdbeben!“ hallte es plötzlich von allen Seiten. Die Diener flohen und überließen es Glaukus und Nydia, sich zu retten, so gut sie konnten.

Kaum war die Gefahr dem Athener bewußt geworden, als er sich Olinth erinnerte. Auch er war durch die Hand der Götter vor dem Tiger gerettet: sollte er in der Zelle nahe bei einem andern schrecklichen Tode zur Beute fallen? Nydia an der Hand, stürzte Glaukus durch die Gänge fort und erreichte den Kerker des Christen, der betend auf den Knien lag.

„Auf, auf! mein Freund!“ rief er. „Rette dich und fliehe! Sieh, die Natur ist eine entsetzliche Befreierin!“ Er führte den Bestürzten hinaus, zeigte ihm die Wolke, die, schwarz und alles verdunkelnd, Regen von Asche und Bimsstein entlud und machte ihn auf das Geschrei und die lärmende Flucht der auseinander strömenden Menge aufmerksam.

„Dies ist Gottes Hand; Gott sei gelobt!“ rief Olinth andächtig. „Flieh, such deine Brüder, berate dich mit ihnen, wie du entkommen kannst. Lebe wohl!“

Olinth gab weder eine Antwort noch bemerkte er, daß sein Freund sich entfernte. Erhabene Gedanken nahmen seine Seele ganz in Anspruch, und im begeisterten Herzen frohlockte er eher über die Barmherzigkeit Gottes, als daß er vor den sichtbaren Zeichen seiner Macht gezittert hätte. Endlich erhob er sich und stürzte fort; kaum wußte er wohin.

Plötzlich fand er sich vor dem offenen Tor einer dunkeln, verlassenen Zelle; in ihrer Finsternis flackerte eine einzige Lampe, bei deren Licht er drei schreckliche nackte Gestalten tot auf dem Boden ausgestreckt sah. Jäh hielt er in seiner Flucht an, denn mitten aus dem Schrecknis dieser schaurigen Gruft, des Spoliariums der Arena, hörte er eine leise Stimme den Namen Christi nennen!

Da vermochte er nicht weiterzueilen; er trat ein, und seine Füße netzte eine Blutlache, die sich langsam um die Leichen herum ausbreitete.

„Wer ruft den Sohn Gottes an?“ fragte der Nazarener. Keine Antwort kam; aber sich umblickend gewahrte Olinth

einen alten, grauhaarigen Mann, der auf dem Boden saß und in seinem Schoß das Haupt eines der Toten hielt. Die Züge des Toten waren fest und streng geschlossen vom letzten Schlaf; aber um die Lippen spielte ein wildes Lächeln, nicht das Hoffnungs-lächeln des Christen, sondern der finstere Hohn des Hasses und Trotzes. Gleichwohl zeigte das Gesicht noch die schöne Fülle früher Jugend. Das Haar kräuselte sich dicht und glänzend um die faltenlose Stirn, und der Flaum des Mannesalters beschattete nur leicht den Marmor der bleichen Wangen. Über dies Gesicht beugte sich das des Alten in tiefem Gram, in trostloser Zärtlichkeit, in liebender Verzweiflung.

Heiß strömten die Tränen des Greises, aber er fühlte sie nicht, und als er seine Lippen bewegte und mechanisch das Gebet seines Glaubens sprach, waren weder sein Herz noch sein Sinn bei den Worten; sie schienen bloß der unwillkürliche Ausdruck seines erstarrten Gemütes. Sein Sohn war tot, war für ihn gestorben!

„Medon“, sprach Olinth mitleidig, „steh auf und fliehe! Gott naht auf den Schwingen des Sturmwindes! Das neue Gomorra empfängt sein Schicksal! Flieh, eh’ dich das Feuer verzehrt!“

„Er war immer so voll Leben! Er kann nicht tot sein! Komm her, leg deine Hand auf sein Herz! Gewiß schlägt es noch!“

„Bruder, die Seele ist entflohen! Wir wollen ihrer in unsern Gebeten gedenken! Du kannst den toten Staub nicht wieder erwecken! Komm, komm! Horch! Während ich da spreche, krachen die Mauern! – Horch! Das Geschrei der Todesangst! Kein Augenblick ist zu verlieren – komm!“

„Ich höre nichts“, erwiderte Medon, die grauen Locken schüttelnd.

„Der arme Junge, seine Liebe hat ihn getötet!“

„Komm, komm! Vergib mir die gutgemeinte Gewalt!“

„Was! Wer will den Vater von dem Sohn trennen?“

Medon nahm den Leichnam fest in die Arme und bedeckte ihn mit leidenschaftlichen Küssen. „Geh du“, sagte er, das Gesicht einen Augenblick aufrichtend, „geh du; wir müssen allein bleiben!“

„Ach!“ erwiderte der mitfühlende Nazarener. „Der Tod hat euch doch schon getrennt!“

Der alte Mann lächelte ruhig. „Nein, nein“, flüsterte er, indem seine Stimme bei jeder Silbe leiser wurde: „der Tod ist gütiger.“ Sein Haupt sank auf die Brust seines Sohnes, seine Arme lösten

sich von der Umschlingung. Olinth faßte seine Hand, der Puls hatte aufgehört zu schlagen. Die letzten Worte des Vaters waren Worte der Wahrheit: der Tod war gütiger!

Unterdessen schritten Glaukus und Nydia durch die gefährlichen, schreckensvollen Straßen. Der Athener hatte von seiner Retterin erfahren, daß Ione noch im Hause des Arbaces sei. Dorthin eilte er, sie zu erretten, sie zu erlösen! Die wenigen Sklaven, die der Ägypter zurückgelassen hatte, als er sich in langem Zuge nach dem Amphitheater begab, hatten der bewaffneten Schar Sallusts keinen Widerstand leisten können, und als dann der Ausbruch des Feuerbergs begann, waren sie betäubt und erschrocken in den innersten Winkeln des Hauses zusammengekröchen. Selbst der lange Äthiopier hatte seinen Posten an der Tür verlassen, und Glaukus, der Nydia draußen warten ließ – die arme Nydia, selbst jetzt noch der Eifersucht ausgesetzt! –, eilte durch die große Halle, ohne auf jemand zu treffen, von dem er den Aufenthalt Iones hätte erfragen können. Gerade jetzt nahm die Finsternis so stark zu, daß er seinen Weg nur mit Schwierigkeit fortsetzen konnte. Die mit Blumen bekränzten Säulen schienen zu wanken und zu beben, und jeden Augenblick hörte er die Asche in das Peristyl rieseln. Atemlos eilte er weiter und rief immer wieder laut den Namen Iones. Endlich hörte er am Ende eines Ganges eine Stimme – *ihre Stimme* – ihm verwundert antworten! Vorwärts stürzen, die Tür sprengen, Ione in die Arme fassen und aus dem Haus eilen war das Werk weniger Augenblicke. Kaum hatte er die Stelle erreicht, wo Nydia wartete, als er Schritte auf das Haus zukommen hörte und die Stimmen des Arbaces erkannte, der kam, um seine Schätze und Ione zu holen, ehe er aus dem fluchbelasteten Pompeji floh. Aber so dicht war bereits die Luft von Aschenstaub erfüllt, daß die Feinde einander selbst in dieser Nähe nicht zu Gesicht bekamen und Glaukus nur den Umriß der weißen Kleidung des Ägypters undeutlich in dem Nebel wahrnahm.

Die drei eilten voran. Ach, wohin? Sie sahen keinen Schritt mehr vor sich; die Finsternis war vollständig geworden. Zweifel und Schrecken befahlen sie; der Tod, dem Glaukus nur für einen kurzen Aufschub entgangen war, schien bloß seine Gestalt verändert, seine Opfer vermehrt zu haben.

SECHSTES KAPITEL

Jeder versucht auf seine Weise, der großen Not zu begegnen

Der plötzliche Aufruhr der Natur, der alle Bande der Gesellschaftsordnung gesprengt, der Gefangene und Kerkermeister in gleiche Freiheit und gleiche Not gebracht hatte, befreite auch den Calenus von den Wächtern, deren Obhut ihn der Prätor übergeben hatte. Kaum hatten Dunkelheit und Menschengewühl ihn von seinen Begleitern getrennt, als er mit noch unsicheren Schritten dem Tempel seiner Göttin zustrebte. Unterwegs, ehe noch die Finsternis vollkommen war, fühlte er sich plötzlich am Kleid gefaßt, und eine Stimme flüsterte ihm ins Ohr:

„Pst, Calenus! Eine böse Stunde!“

„Ja, bei meines Vaters Haupt! Aber wer bist du? Dein Gesicht ist im Dunkel nicht zu erkennen und deine Stimme ist mir fremd!“

„Deinen Burbo erkennst du nicht? – Pfui!“

„Götter! Wie das Dunkel zunimmt! Wie es bei dem furchtbaren Berg auf einmal blitzt! Wie die Feuer sich schlängeln und flackern! Die Hölle ist auf Erden los!“

„Still! Du glaubst doch an so was nicht, Calenus! Jetzt ist es Zeit, unser Glück zu machen!“

„Wie?“

„Höre, euer Tempel ist voll Gold und andern Kostbarkeiten! Wir sacken uns soviel wie möglich auf, fliehen damit ans Meer und schiffen uns ein! Niemand wird je danach fragen, was heute geschah!“

„Burbo, du hast recht! Leise folge mir in den Tempel! Wer kümmert sich jetzt darum, ob du Priester bist oder nicht? Folge mir, wir teilen dann!“

In den Vorhallen des Tempels waren viele Priester an den Altären betend, weinend, an den Boden geworfen. Frivole Betrüger, wo sie es mit Sicherheit sein konnten, waren sie doch abergläubisch in der Gefahr! Calenus ging an ihnen vorüber und trat in ein Zimmer an der Südseite des Hofes. Burbo folgte ihm. Wein und Speisen, die Überbleibsel eines Opfermahles, bedeckten den Tisch.

„Ein Mensch, der achtundvierzig Stunden gefastet hat“, mur-

melte Calenus, hat selbst in solchem Augenblick Appetit.“ Er machte sich über die Speisen her und aß mit wilder Gier.

„Wirst du nie zu Ende kommen!“ rief Burbo ungeduldig. „Dein Gesicht ist schon ganz rot und deine Augen starr.“

„Man hat nicht jeden Tag soviel Recht, hungrig zu sein. O Jupiter! Was für ein Geräusch! Wie das Zischen von heißem Wasser! Was! Kann die Wolke auch so gut regnen wie brennen? Wie! Schreie? Und wie still jetzt auf einmal! Sieh doch nach, Burbo!“ Der Berg warf jetzt auch kochendes Wasser aus. Mit der halb brennenden Asche vermischt, fiel es als siedender Schlamm auf die unselige Stadt. Und gerade dort, wo die Priester der Isis an den Altären knieten, auf denen sie umsonst Feuer und Weihrauch anzuzünden gesucht, war ein tödlicher Guß, vermischt mit ungeheuren Schlacken, niedergegangen. Er schlug auf die gebeugten Gestalten der Priester. Ihr Schreien war der Ruf des Todes, die Stille das Schweigen der Ewigkeit gewesen! Die Asche, der siedende Strom bedeckte das Pflaster und begrub halb die Leichen der Tempeldiener.

„Sie sind tot!“ rief Burbo, zum erstenmal von Angst gepackt, und stürzte in die Zelle zurück. „Ich ahnte nicht, daß die Gefahr so nah und so tödlich sei.“

Die beiden Elenden starrten bleich einander an. Calenus, von Natur weniger kühn, aber habsüchtiger, faßte sich zuerst wieder. „Wir müssen ans Werk und dann fort!“ flüsterte er, als fürchte er die eigene Stimme. Er näherte sich der Schwelle, zögerte einen Augenblick, schritt dann über den heißen Boden und die Leichen seiner toten Brüder auf das Heiligtum zu und rief Burbo an, ihm zu folgen. Aber der ehemalige Gladiator überwand seine Angst nicht und blieb zurück.

Um so besser! dachte Calenus. Meine Beute wird nur um so größer sein. Hastig belud er sich mit Schätzen des Tempels und eilte, ohne weiter an seinen Gefährten zu denken, von der heiligen Stätte. Ein plötzlicher Blitz von dem Berg her zeigte dem Burbo, der bewegungslos auf der Schwelle stand, den fliehenden, schwer bebürdeten Priester. Er faßte ein Herz, er trat einen Schritt vorwärts, jenem zu folgen, als ein furchtbarer Aschenregen gerade vor seinen Füßen niederging. Noch einmal bebte der Gladiator zurück. Finsternis schloß ihn ein. Aber der Regen dauerte an, mit unheimlicher Schnelligkeit stieg der Aschenhaufen hoch und erstickend empor, tödliche Dünste ausströmend.

Der Unglückliche schnappte nach Luft, verzweifelt versuchte er noch einmal zu fliehen. Aber die Asche hatte die Tür versperrt, erschrie laut auf, und sein Fuß fuhr vor dem kochenden Schlamm zurück. Wie sollte er entkommen? Er konnte nicht ins Freie hinaus, und wäre er selbst hinausgekommen, er konnte den Schrecken, die draußen wüteten, nicht standhalten. Am besten war's, in der Zelle zu bleiben, die ihn noch vor der tödlichen Luft schützte. Mit knirschenden Zähnen setzte er sich nieder. Aber bald drang die Außenluft erstickend und giftgeschwängert in den Raum. Er konnte es nicht länger aushalten. Sein ratloser Blick fiel auf ein Opferbeil, das ein Priester zurückgelassen hatte. Er ergriff es. Mit der verzweifelten Kraft seines Riesenarmes versuchte er, sich einen Weg durch die Mauer zu hauen.

Mittlerweile waren die Straßen menschenleer geworden. Die Menge hatte unter Dächern Schutz gesucht. Die Asche fing an, die niedrigeren Gegenden der Stadt zuzudecken. Nur da und dort hörte man noch Schritte von behutsam einherwatenden Flüchtlingen oder sah ihre blassen, verzerrten Gesichter beim blauen Licht der Blitze oder dem unsteten Glanz von Fackeln, die den Weg zeigen sollten. Meistens aber löschte der heiße Regen die umherfliegende Asche oder ein rätselhafter Windstoß, der sich im Nu erhob und wieder schwand, diese wandernden Lichter und mit ihnen die letzte Lebenshoffnung derer, die sie trugen.

In der Straße, die nach dem Tor von Herkulaneum führt, verfolgte jetzt eben Clodius seinen unsicheren Weg. – Erreich' ich das Freie, dachte er, so sind ohne Zweifel Fuhrwerke vor dem Tor, und Herkulaneum ist nicht weit. Dank dem Merkur, ich habe wenig zu verlieren, und dies Wenige ist bei mir!

„He da! Hilfe, Hilfe!“ rief eine klägliche, angstvolle Stimme. „Ich bin gefallen, meine Fackel ist aus, meine Sklaven haben mich verlassen! Ich bin Diomed, der reiche Diomed; zehntausend Sestertien dem, der mir hilft!“

Im selben Augenblick fühlte sich Clodius am Fuß gepackt. „Verderben über dich! Laß mich los, Narr!“ rief der Spieler.

„O hilf mir auf, gib mir deine Hand!“

„Da! – Steh auf!“

„Ist das Clodius? Ich erkenne deine Stimme. Wohin fliehst du?“

„Nach Herkulaneum.“

„Gesegnet seien die Götter! So ist denn unser Weg bis zum Tor

der gleiche. Warum rettetest du dich nicht in meine Villa? Du kennst die lange Reihe unterirdischer Keller im Fundament. Welcher Regen kann da eindringen?“

„Du hast recht“, entgegnete Clodius nachdenklich, „und wenn wir den Keller mit Lebensmitteln versehen, können wir dort sogar mehrere Tage aushalten, falls diese greulichen Stürme so lange dauern sollten.“

„Hochgepriesen sei der Erfinder der Stadttore!“ rief Diomed. „Sieh, sie haben eine Lampe da unter den Bogen gestellt. Die soll unsere Schritte leiten.“

Die Luft war jetzt für einige Minuten ruhig, die Lampe unter dem Tor strömte ihr Licht weit und hell aus. Die Flüchtlinge eilten vorwärts; sie erreichten das Tor und kamen an der Schildwache vorbei; die Blitze zuckten über das bleiche Gesicht und den blanken Helm des Mannes hin, aber seine ernsten Züge waren selbst im Schrecken gefaßt! Aufrecht und bewegungslos blieb er auf seinem Posten. Selbst in dieser Stunde war die unerbittliche Disziplin Roms stärker als die natürlichste Reaktion des Selbsterhaltungstriebes! Da stand er mitten im Toben der Elemente! Er hatte nicht die Erlaubnis erhalten, seinen Standort zu verlassen und zu fliehen!

Diomed und sein Gefährte eilten weiter, als sich ihnen plötzlich eine weibliche Gestalt in den Weg warf. Es war das Mädchen, dessen Stimme so oft in frivolem Lied zum „lustigen Spiele herbei!“ gerufen hatte.

„O Diomed“, rief sie. „Obdach! – Sieh“ – damit zeigte sie auf ein Kind, das sich an ihre Brust klammerte – „sieh diesen Kleinen! Er ist mein! Ein Kind der Schande! Bis zu dieser Stunde hab’ ich mich nicht dazu bekannt! Jetzt aber fühl’ ich, daß ich eine Mutter bin! Ich habe es aus der Wiege seiner Amme gerissen! Die war geflohen! Wer denkt in solchem Augenblick an das Kind als die, die es unter ihrem Herzen getragen hat! – Rette es, rette es!“

„Verwünscht dein Geschrei! Weg, du Hure!“ murmelte Clodius zwischen den Zähnen.

„Nein, Mädchen“, erwiderte der menschlichere Diomed, „komm mit, wenn du willst. – Hierher – hierher in die Gewölbe!“

Sie eilten weiter und kamen vor dem Hause an; sie atmeten auf, als sie über die Schwelle traten, denn jetzt glaubten sie sich der Gefahr entkommen.

Diomed befahl seinen Sklaven, eine tüchtige Menge Lebensmittel und Öl für die Lampen in das Kellergeschoß zu schaffen, und dort sammelten sich nun schuttsuchend Julia, Clodius, die Mutter mit dem Kind, der größte Teil der Sklaven und einige angstvolle Freunde und Klienten aus der Nachbarschaft, die sich hierher geflüchtet hatten.

SIEBENTES KAPITEL

Glaukus und Ione verlieren Nydia – Das wilde Tier sucht beim Menschen Schutz, und ein Sohn schlägt seinen Vater nieder

Die Wolke, die den Tag verdunkelt hatte, war jetzt so dicht, daß die Finsternis tiefer als je ein Nachtdunkel unter freiem Himmel, ja so vollständig wurde wie in einem völlig abgeschlossenen Zimmer. Doch nahmen auch die Blitze vom Vesuv her an grellem, blendendem Glanz zu. Dabei beschränkte sich ihre furchtbare Schönheit nicht auf die gewöhnliche Feuerfarbe, sie zeigten vielmehr alle Regenbogenfarben in ihrem wechselnden Aufleuchten. Jetzt glänzte es blau wie die azurne Tiefe des südlichen Himmels; jetzt zuckte es in einem gelblichen, schlangenartigen Grün rastlos hin und her, jetzt erleuchtete es in einem schauerlichen, kaum ertragbaren Rot, das weit und breit aus den Rauchsäulen emporfuhr, die ganze Stadt von Straße zu Straße; dann erstarb es wieder jählings zu einer krankhaften Blässe, gleichsam ein Gespenst seines eigenen Daseins.

In den Pausen des Aschenregens hörte man unterirdisches Rollen und das Tosen der bewegten See, auch wohl leise, nur der Aufmerksamkeit höchster Angst vernehmbar, das Zischen der Gase, die durch Spalten des fernen Berges aus seinem Innern entwichen. Bisweilen schien die Wolkendecke zu bersten und beim Schein der Blitze seltsame riesige Gestalten von Menschen oder Ungeheuern auszuformen, die durch das Dunkel rasend schnell einherglitten, gegeneinander anstießen und bald wieder in einem wirbelnden Abgrund von Finsternis verschwanden, so daß der erregten Phantasie der geängsteten Flüchtlinge die wesenlosen Dünste wie die Leiber gigantischer Dämonen erschienen, die Schrecken und Tod brachten.

An manchen Orten lag die Asche bereits kniehoch, und die Ströme siedenden Wassers, die der dampfende Vulkan herüberschleuderte, drangen in die Häuser und füllten sie mit starkem, beklemmendem Dampf. An manchen Stellen brachen unter dem Aufschlag großer Felsbrocken auf die Dächer Trümmer auf die Straßen nieder, die Stunde um Stunde den Weg mehr und mehr versperrten. Im Laufe des Tages wurden die Erderschütterungen immer stärker; wo man den Fuß hinsetzte, schien der Boden wegzugleiten, und Wagen oder Sänften konnten selbst auf dem ebensten Grund nicht vor dem Sturz bewahrt werden.

Bisweilen stießen größere Steine im Niedersturz aneinander, brachen in zahllose Stücke und sprühten dabei Funken, die brennbare Stoffe in der Nähe entzündeten, so daß die Finsternis um die Stadt her endlich schauerlich erhellt wurde, denn mehrere Häuser und sogar Weingärten gingen in Flammen auf, und mit kurzen Unterbrechungen stieg das Feuer immer wieder jäh gegen das schwere Dunkel an. Weniger wirksam gegen die Dunkelheit war es, daß hier und da auf den öffentlichen Plätzen, wie vor den Tempeln und an den Zugängen zum Forum, Fackelreihen aufgestellt wurden; sie hielten selten lange an; Regen und Winde löschten sie aus, und die plötzliche Finsternis hatte dann um so mehr Schreckhaftes: die Ohnmacht menschlichen Tuns wurde bis zur Verzweiflung deutlich.

Beim kurzen Schein solcher Fackeln begegneten sich oft Gruppen von Flüchtlingen, die einen zum Meer hin, die andern vom Meer nach dem Land fliehend. Die See hatte sich weit vom Ufer zurückgezogen, undurchdringliche Nacht lag über ihr, und auf die wilden, hochgehenden Wogen fiel der Regen von Asche und Steinen ohne den Schutz, den auf dem Lande Dächer noch gewährten. Kopflos vor Erregung und Angst trafen diese Leute aufeinander, ohne sich die Zeit zu nehmen, die andern anzusprechen, um Rat zu fragen oder Rat zu geben; denn immer häufiger, wenn auch nicht ganz ohne Pausen, stürzten die Wassermengen hinab, löschten die Lichter, verbargen die totenblassen Gesichter der Flüchtenden und jagten alle dem nächsten besten Obdach zu. Die Ordnungen des Gesellschaftszustandes waren gebrochen. Da und dort sah man bei den flackernden Lichtern einen Dieb an den höchsten Vertretern des Gesetzes vorüberreichen, taumelnd und keuchend unter der Last eines schnellen Raubes. Kam in der Finsternis die Gattin von dem Gatten, das Kind von den Eltern

ab, so war jede Hoffnung auf Wiederfinden umsonst. Alles stürmte blind und planlos dahin. Nichts von dem vielseitigen, vielmaschigen Gewebe der sozialen Beziehungen blieb erhalten, allein das Urgesetz der Selbsterhaltung wirkte noch fort.

Durch diesen schreckensvollen Untergang verfolgte der Athener watend seinen Weg, mit ihm Ione und das blinde Mädchen. Plötzlich stürmte ein Haufe von mehreren Hunderten, die nach der See zueilten, an ihnen vorüber; Nydia wurde zur Seite gerissen, während die Menge ihn selbst und Ione schnell weiter drängte, und als das Getümmel, in dem man bei der dichten Nacht keine einzelnen Gestalten zu erkennen vermochte, vorüber war, war Nydia von ihren Freunden getrennt. Glaukus rief laut ihren Namen. Keine Antwort. Sie kehrten um; umsonst, sie konnten das Mädchen nicht finden. Offenbar hatte der Menschenstrom es nach einer ganz anderen Richtung mitgerissen. Ihre Freundin, ihre Erretterin war verloren! Und auch ihre Führerin war Nydia bis jetzt gewesen. Denn Blindheit machte sie jetzt allen Schrecken überlegen. Gewohnt, die Straßen in ewigem Dunkel zu verfolgen, hatte sie das Paar unbeirrt in der Richtung auf das Meer zu geführt, von wo aus sie einen Versuch zur Flucht versuchen wollten. Wie sollten sie nun den Weg fortsetzen? Alles war finster für sie, ein Labyrinth des Grauens ohne leitenden Faden. Matt, entmutigt, verstört gingen sie mühsam noch eine Zeitlang fort, während Asche auf sie herabfiel und Steintrümmer funkenschlagend zu ihren Füßen niederstürzten.

„Ach“, klagte Ione bald, „ich kann nicht weitergehen. Meine Schritte versinken in der glühenden Asche. Fliehe, Lieber, Geliebter – flieh! Und überlaß mich meinem Schicksal.“

„Still, Ione, du meine Braut! Der Tod mit dir ist besser als das Leben ohne dich! Aber wohin sollen wir uns in diesem Dunkel wenden? Fast fürchte ich, wir sind nur im Kreis gelaufen und wieder da, wo wir vor einer Stunde ungefähr waren.“

„Götter! Das Felsstück! Sieh, es hat das Dach da zerschmettert. Der Weg durch die Straßen ist tödlich.“

„Gesegneter Blitz! Sieh, Ione, sieh, der Portikus des Fortuna-tempels ist vor uns. Laß uns hin, er wird uns gegen die Regengüsse schützen.“

Er umfaßte die Geliebte mit dem Arm und erreichte mit Mühe den Tempel. Er trug sie schließlich in den zurückgelegenen, bes-

ser gedeckten Teil des Portikus und beugte sich über sie, sie mit dem eigenen Körper gegen den Aschenregen zu schützen.

„Wer ist da?“ fragte mit zitternder Stimme ein Mensch, der sich vor ihnen hierher gerettet hatte. „Aber es ist auch gleich. Der Weltuntergang macht keinen Unterschied von Freund oder Feind.“

Ione wandte sich nach dem Sprecher um, stieß einen schwachen Schrei aus und verbarg sich in Glaukus' Armen; er sah auf und erblickte, was sie erschreckt hatte. Aus dem Dunkel starrten ihm zwei brennende Augen entgegen, ein langer Blitz zuckte auf, und betroffen erkannte Glaukus den Löwen, dem er in der Arena ausgesetzt gewesen war, still zwischen die Säulen gekauert; hart neben ihm lag, eine solche Nachbarschaft nicht ahnend, die riesige Gestalt des Gladiators Niger.

Der Blitz hatte Mensch und Tier einander kenntlich gemacht; aber beider Instinkt war erloschen, ja der Löwe kroch näher zu dem Gladiator, wie um einen Gefährten zu haben, und Niger zitterte nicht, wich nicht zurück. Der gewaltige Aufruhr der Natur hatte für diese Stunde unwirksam gemacht, was sonst nach ihren Gesetzen zwischen ihren Geschöpfen an Feindschaft und Schrecken ist.

Eine Gruppe von Männern und Frauen mit Fackeln kam vorbei. Es waren Nazarener. Eine erhabene, über alle irdischen Reaktionen hinausragende religiöse Stimmung hatte den natürlichen Schrecken in ihnen zwar nicht erstickt, wohl aber dem Schrecken die kreatürliche Angst genommen. Schon längst glaubten sie ja, wie alle frühen Christen, der Jüngste Tag stehe nahe bevor, und jetzt, meinten sie, sei er gekommen.

„Wehe, wehe!“ rief mit lauter, durchdringender Stimme der Älteste an ihrer Spitze. „Siehe, der Herr steigt herab zum Gericht! Er läßt Feuer vom Himmel in das Antlitz der Menschen fallen! Wehe, wehe! Ihr Mächtigen und Starken! Wehe euch, die Fasces und Purpur tragen! Wehe den Götzendienern und denen, die das Tier anbeten! Wehe euch, die ihr das Blut der Heiligen vergießt und euch an den Todesqualen der Söhne Gottes weidet! Wehe der verbuhlten Königin der Meere, wehe wehe!“

Die Nazarener zogen langsam vorüber; ihre Fackeln flackerten im Sturm, ihre Stimmen stiegen drohend empor, bis sie sich endlich in den Straßenwindungen verloren hatten; und das

Dunkel und plötzliche Totenstille sank auf den Tempel nieder. Der heiße Regen hatte aufgehört, und Glaukus ermutigte Ione zum Weitergehen. Noch standen sie zaudernd auf der letzten Stufe des Tempelaufgangs, als ein alter Mann, auf einen jungen gestützt und einen Sack in der rechten Hand tragend, an ihnen vorüberwankte. Der jüngere hielt eine Fackel. Glaukus erkannte in den beiden Vater und Sohn, einen Geizigen und einen Verschwender.

„Vater“, sagte der junge, „wenn du nicht schneller gehen kannst, so muß ich dich verlassen, oder wir gehen beide zugrunde!“

„So flieh, mein Sohn, und verlaß deinen Vater!“

„Aber ich kann nicht fliehen, um Hungers zu sterben; gib mir deinen Sack mit Gold!“ Und der junge Mann griff nach dem Sack in der Hand des Alten.

„Lump, willst du deinen eigenen Vater berauben?“

„Ja, wer könnte es nach einer solchen Stunde nacherzählen? Stirb, du Geizhals!“

Der Sohn schlug den Greis zu Boden, riß ihm den Beutel aus der schwachen Hand und floh mit einem gellenden Geschrei davon.

„Ihr Götter“, rief Glaukus, „seid denn auch ihr blind in diesem Dunkel! Wohl muß solcher Frevel den Schuldlosen mit dem Schuldigen ins gemeinsame Verderben reißen!“

ACHTES KAPITEL

Die letzte Begegnung mit Arbaces

Wie Menschen in einem finstern Keller nach einer Öffnung tappen, setzten Ione und ihr Geliebter ihren Weg fort. Wenn Blitze über die Straßen zuckten, konnten sie sich für einen Augenblick orientieren, aber der Anblick, der sich ihnen dann jedesmal bot, taugte nicht gerade zu ihrer Ermutigung. An manchen Stellen, wo die Asche trocken, nicht mit dem siedenden Wasser vermischt gefallen war, bedeckte ein bleiches, aussatzartiges Weiß die Oberfläche der Erde; an anderen Orten lagen Steine und Asche in hohen Haufen, unter denen die Glieder zerschmetterter Menschen hervorragten. Das Stöhnen Sterbender wurde bald nah, bald fern von den Schreien angsterfüllter

Weiber unterbrochen. In der Finsternis, beim Gefühl der eigenen Hilflosigkeit und Unsicherheit klang es doppelt schrecklich. Alles übertönte deutlich das mächtige Tosen des Unheilsberges, seiner ausströmenden Gase, seiner Wasserwirbel, und von Zeit zu Zeit das heulende Brausen eines stärkeren Flammenausbruchs. Sooft ein Windstoß pfeifend durch die Straßen fegte, führte er brennenden Staub und so giftige Dämpfe mit sich, daß für den Augenblick dem Getroffenen Atem und Bewußtsein schwan- den, bis ihn ein heftiger Andrang des gestauten Blutes mit einer prickelnden, angstvollen Empfindung in jedem Nerv wieder weckte.

„Glaukus, mein Geliebter! Mein alles! Nimm mich in deine Arme! Noch eine Umarmung, laß mich deine Arme um mich fühlen und in ihnen sterben; – ich kann nicht mehr!“

„Um meines Lebens willen Mut, liebste Ione! Mein Leben ist mit deinem verflochten; und sieh, da kommen Fackeln! Sieh, wie sie mit dem Wind kämpfen! Der Sturm kann sie nicht löschen. Sicher Flüchtlinge, die zum Meer wollen. – Wir wollen uns ihnen anschließen.“

Wie um die Liebenden zu ermuntern, trat plötzlich eine Windstille ein, und der Regen setzte wieder einmal aus; die Luft war ganz unbewegt, der Berg schien zu ruhen; vielleicht sammelte er sich zum nächsten Ausbruch. Schnell schritten die Fackelträger voran.

„Wir nähern uns dem Strom“, sprach mit ruhiger Stimme ein Mann an ihrer Spitze: „Freiheit und Reichtum jedem Sklaven, der diesen Tag überlebt! Mut! Ich sage euch, die Götter selbst haben mir eure Errettung zugesagt; – vorwärts also!“

Deutlich beleuchteten jetzt die Fackeln den Athener und seine Geliebte, die bebend und erschöpft an seiner Brust lag.

Die Sklaven trugen schwerbeladene Körbe und Kisten, und vor ihnen ragte, ein blankes Schwert in der Hand, die hohe Gestalt des Arbaces empor.

„Bei meinen Vätern“, rief der Ägypter, „das Schicksal lächelt mir selbst durch diese Schrecken zu und verkündet mir mitten unter Jammer und Tod Glück und Liebe. Weg, Griechen, ich fordere mein Mündel, Ione!“

„Verräter und Mörder!“ rief Glaukus und blickte seinem Feind fest ins Auge. „Die Nemesis hat dich meiner Rache zugeführt,

ein gerechtes Opfer für die Schatten des Hades, der jetzt auf die Erde losgelassen scheint. Komm heran, berühre nur die Hand Iones, und deine Waffe soll sein wie ein Schilfrohr, Glied um Glied will ich dich zerreißen!“

Noch sprach er, als die Szene jäh von einem starken bläulichen Licht erhellt wurde. Strahlend und riesig durch das Dunkel, das ihn wie die Wände der Hölle umgab, flammte der Berg herüber – eine einzige Glutsäule; sein Gipfel schien gespalten, oder vielmehr: zwei Ungeheuer schienen sich über seiner Oberfläche zu erheben, wie zwei um eine Welt streitende Dämonen. Sie standen in tiefer, blutähnlicher Feuerfarbe, welche die Atmosphäre weit und breit hin erleuchtete. Der untere Teil des Berges aber war noch immer finster, ausgenommen an drei Stellen, an denen unregelmäßig Ströme glühender Lava herabflossen. Dunkelrot in der tiefen Nacht ihrer Ufer, rieselten sie langsam daher, wie es schien, gerade auf die unglückliche Stadt zu. Über dem breitesten erhob sich ein zerrissener, ungeheurer Bogen, aus dem wie aus dem Schlund der Hölle die Quellen des reißenden Flammenstroms der Unterwelt auszuströmen schienen. Und durch die stille Luft vernahm man das Krachen der von den feurigen Katarakten aneinander geschmetterten Felsstücke. Sie verdunkelten einen Augenblick die Stelle ihres Aufschlags, waren aber schon im nächsten Augenblick in der brennenden Flut untergetaucht.

Die Sklaven schrien laut auf und verbargen niederkauernd ihr Gesicht. Der Ägypter selbst stand wie an den Boden gewurzelt; die Glut beleuchtete seine Herrschermiene und sein juwelschimmerndes Gewand. Hinter ihm erhob sich hoch eine schlanke Säule, welche die eherne Statue des Augustus trug, und das Kaiserbild schien in eine Flammengestalt verwandelt.

Den linken Arm um Ione geschlungen, den rechten drohend erhoben mit dem Stilus in der Hand, der seine Waffe in der Arena gewesen war und den er noch bei sich trug, mit gefurchter Stirn, die Lippen in Spannung geöffnet, den ganzen Zorn eines Menschenherzens wie durch Zauber auf seine Züge gebannt, stand Glaukus dem Ägypter gegenüber.

Vor sich hinflüsternd wandte Arbaces seine Augen von dem Berg ab; sie fielen auf die Gestalt des Glaukus. Er stand einen Augenblick reglos.

„Warum soll ich zaudern?“ sagte er für sich. „Haben mir nicht

die Sterne die einzige Gefahr, die mir droht, angezeigt? Ist diese Gefahr nicht vorüber?“

„Die Seele“, rief er laut, „kann dem Umsturz von Welten und dem Zorn eingebildeter Götter trotzen! Durch diese Seele will ich siegen! Heran, Sklaven! Athener, widerstehe mir, und dein Blut komme auf dein eigenes Haupt! So wird denn Ione endlich mein!“

Er tat einen Schritt vorwärts – es war sein letzter auf Erden! Der Boden bebte in einer Erschütterung, die ringsum alles niederwarf. Durch die ganze Stadt dröhnte ein gleichzeitiges Krachen von stürzenden Dächern und Pfeilern! Ein Blitz, wie von dem Metall angelockt, schien einen Augenblick über dem Kaiserbild zu verweilen und zersplitterte dann Erz und Säule! Zertrümmert stürzte sie nieder; lang tönte der Widerhall in der Straße nach, und das feste Pflaster spaltete sich, wo sie hinschmetterte! – Und die Prophezeiung der Sterne war erfüllt!

Getöse und Erschütterung hatten den Athener eine Zeitlang betäubt. Als er wieder zu sich kam, war der Platz noch immer hell. Die Erde wankte und bebte noch immer! Ione lag bewußtlos auf dem Boden; aber nicht sie sah er jetzt: seine Blicke waren auf ein grauenhaftes Antlitz geheftet, das allein aus dem Haufen ungestalter Trümmer von der zerschmetterten Säule hervorragte – ein Antlitz voll unaussprechlicher Qual und Verzweiflung! Die Augen schlossen und öffneten sich rasch, als lenke sie noch ein Bewußtsein; die Lippen zitterten, grinsten; dann kam plötzlich Stille über die Züge, die gleichwohl jenen unvergeßbaren Ausdruck des Grauens behielten!

So starb der weise Magier, der große Arbaces, der Hermes vom brennenden Gürtel und der Letzte vom Königsstamme Ägyptens.

NEUNTES KAPITEL

Die Verzweiflung der Liebenden – Die Lage der Menge

Mit dankbarem, aber scheuerfühltem Herzen faßte Glaukus Ione noch einmal in die Arme und floh durch die immer noch helle Straße. Plötzlich aber fiel wieder ein dunkler Schatten über

alles. Unwillkürlich wandte Glaukus das Gesicht dem Berg zu, und siehe, eines der zwei Riesenhörner, in die sich der Gipfel gespalten hatte, schwankte und stürzte dann mit einem Krachen, dessen Donner keine Sprache ausdrücken kann, von seinem brennenden Grunde und rollte, eine Feuer-Lawine, den Abhang hinunter! Zugleich erhob sich ein Strom des schwärzesten Rauchs wogend über Berg, See und Land.

Ein Aschenregen – und wieder einer – und noch einer – viel dichter als die früheren, brachte neue Verheerungen über die Stadt. Finsternis hüllte wieder alles ein; Glaukus, dessen kühnes Herz endlich auch Verzweiflung überkam, sank unter einer Bogenwölbung nieder, drückte Ione ans Herz und sah mit Ergebung dem Tod entgegen.

Inzwischen hatte Nydia umsonst versucht, Glaukus und Ione wiederzufinden. Umsonst erhob sie ihren Klageruf; er verlor sich unter dem tausendfachen Geschrei von Angst und Not. Wieder und wieder kehrte sie zu der Stelle zurück, wo sie voneinander getrennt worden waren, um nach Glaukus zu fragen, um jeden Vorübereilenden anzufassen, um von den Achtlosen ungeduldig weggestoßen zu werden. Wer hatte in dieser Stunde einen Gedanken für seinen Nächsten übrig? Vielleicht das Grauenhafteste in Augenblicken des allgemeinen Grauens ist die unnatürliche Selbstsucht, die durch sie hervorgerufen wird! Endlich fiel es Nydia ein, ihre Freunde hätten ja beschlossen, an die Küste zu fliehen, sie würde ihnen also am ehesten auf dem Wege dorthin wieder begegnen. So half sie sich denn mit dem Stabe, den sie immer bei sich führte, unglaublich gewandt durch die Trümmerhaufen, die ihren Weg versperren, verfolgte Straße um Straße und nahm ohne zu irren die nächste Richtung nach der Küste. So segensreich war jetzt die Gewohnheit an das Dunkel, die für das gewöhnliche Leben so jammervoll ist.

Wie schön war ihr Mut! Auch schien das Schicksal die Hilflose zu schonen. Die siedenden Wassergüsse berührten sie nicht, die ungeheuren Schlackentrümmer zerschmetterten das Pflaster vor und neben ihr, trafen aber nicht ihre zarte Gestalt. Die lockere Asche, die auf sie fiel, schüttelte sie mit leichtem Beben ab und setzte unbeirrt ihren Weg fort.

Schwach, allen Gefahren ausgesetzt und doch furchtlos, von einem einzigen Wunsch aufrecht gehalten, war sie das wahre

Bild der wandernden Psyche, der durch das Tal der Schatten wallenden Hoffnung, der Seele selbst, einsam, aber getröstet unter den Gefahren und Fallstricken des Lebens!

Doch wurde ihr Weg nun fortwährend durch Menschenhaufen erschwert, die bald im Dunkel dahinstapften, bald beim kurzen Licht der Blitze vorüberflohen, und als plötzlich eine Gruppe von Fackelträgern in raschem Lauf ihr entgegenstürzte, wurde sie mit einiger Heftigkeit niedergeworfen.

„Was“, rief eine Stimme aus der Schar, „ist das nicht das tüchtige blinde Mädchen? Beim Bacchus! Die dürfen wir nicht hier sterben lassen! Auf, meine Thessalierin! – Soso. – Hast du dich nicht verletzt? Das ist recht! Komm mit uns! Wir wollen nach der Küste.“

„Ah, Sallust, deine Stimme! Dank sei den Göttern! Glaukus, Glaukus, hast du ihn gesehen?“

„Ich nicht; ohne Zweifel ist er bereits aus der Stadt weg. Die Götter, die ihn von dem Löwen errettet haben, werden ihn auch von dem Feuerberg erretten.“

Während der freundliche Epikuräer Nydia also ermutigte, zog er sie mit sich gegen die See zu, ohne auf die heißen Bitten zu achten, mit denen sie ihn anflehte, er möchte noch etwas verweilen und den Glaukus suchen. Immer noch fuhr sie im Ton der Verzweiflung fort, den geliebten Namen laut auszurufen, der mitten im Aufruhr der tobenden Elemente ihrem Herzen Sehnsucht und Hoffnung war.

Die plötzliche Helle, der Ausbruch der Lavaströme und das Erdbeben, das den Tod des Arbaces herbeigeführt hatte, waren eingetreten, als Sallust mit seinem Zuge eben die Straße von der Stadt nach dem Hafen erreicht hatte. Hier wurden sie von einem ungeheuren Gedränge aufgehalten. Tausende über Tausende, mehr als die halbe Bevölkerung der Stadt, trieb sich, ungewiß, wohin man fliehen sollte, auf den Feldern vor den Stadtmauern umher. Das Meer war weit vom Ufer zurückgewichen, und die dorthin geflohen waren, waren von diesem unnatürlichen Zurückweichen des Elementes, von den schnappenden, verendenden, ungestalten Seegeschöpfen, die die Wellen auf dem Sand zurückgelassen hatten, und von dem Krachen der gewaltigen Steine, die der Berg in die Tiefe schleuderte, so erschreckt worden, daß sie nach dem Land umkehrten, das immer noch weniger grauenhaft schien. So waren die beiden Men-

schenströme, der eine auf dem Wege zum, der andere vom Meer her, aufeinander gestoßen. Als sie in Verzweiflung und Unge-
wißheit anhielten, fühlten manche wenigstens in ihrer Zahl
einen gewissen Trost.

„Die Welt muß durch Feuer untergehen“, sagte ein alter Mann
in einem langen, weiten Gewand, ein Philosoph von der stoischen
Schule; „stoische und epikuräische Weisheit stimmen in dieser
Prophezeiung überein, und die Stunde ist gekommen!“

„Ja, die Stunde ist gekommen!“ rief eine laute Stimme feierlich
aber furchtlos. Die Nächststehenden sahen sich erschrocken um.
Die Worte kamen von oben. Es war die Stimme Olinths, der,
von seinen christlichen Brüdern umgeben, auf einer steilen An-
höhe stand, auf der die alten griechischen Ansiedler dem Apollo
einen längst verwitterten und halb verfallenen Tempel erbaut
hatten.

Noch während er sprach, kam die plötzliche Helle, die Vorbotin
von Arbaces' Tod; sie leuchtete über die verängstigte, an den
Boden gedrückte, keuchende Menge, und nie mögen Menschen-
gesichter so gespensterhaft ausgesehen haben wie diese in diesem
Licht, nie mag einer Versammlung von Sterblichen ihre Ver-
gänglichkeit so schrecklich vor Augen gestanden haben. Hoch
oben ragte die Gestalt Olinths mit dem ausgestreckten Arm,
umgeben von zuckenden Flammen, und seine Prophetenstimme
drang weit über das Feld. Und die Menge erkannte das Gesicht
dessen, den sie dem Rachen des wilden Tieres hatte ausliefern
wollen. Ihr Opfer war jetzt ihr Warner; und wieder tönte durch
das Schweigen seine mächtige Stimme: „Die Stunde ist ge-
kommen!“

Die Christen wiederholten den Ruf, er wurde aufgefaßt und
nach allen Seiten wiederholt; Mann und Weib, Kind und Greis
sprachen nicht laut, sondern in gedämpftem, angstvollem Flü-
sterton: „Die Stunde ist gekommen!“

In diesem Augenblick erscholl ein wildes Geheul, und nur auf
Flucht bedacht, ohne zu wissen wohin, kam der furchtbare Tiger
der afrikanischen Wüste in wilden Sprüngen durch die Haufen
daher und stürzte durch ihre sich teilenden Wogen. Nach ihm
das Erdbeben, und wieder sank Finsternis über die Erde.

Und neue Flüchtlinge kamen heran. Als Herren der Schätze,
die Arbaces gehört hatten, gesellten sich seine Sklaven der
Menge bei. Nur eine einzige von ihren Fackeln flackerte noch;

Sosia trug sie, und bei dem Licht, das auf Nydias Antlitz fiel, erkannte er die Thessalierin.

„Was hilft dir nun deine Freiheit, Mädchen?“ fragte der Sklave.

„Wer bist du? Kannst du mir etwas von Glaukus sagen?“

„O ja, noch vor wenigen Minuten sah ich ihn.“

„Gesegnet sei dein Haupt! Wo?“

„Unter einem Bogen auf dem Forum – tot oder sterbend – er folgt dem Arbaces, der nicht mehr lebt!“

Nydia sprach kein Wort; sie stahl sich von Sallusts Seite weg; still schlich sie durch das Gedränge und schlug wieder den Weg nach der Stadt ein. Sie erreichte das Forum und seinen Bogen; sie hielt an, fühlte umher, rief den Namen des Glaukus.

Schwach antwortete eine Stimme: „Wer ruft mich? Ist es eine Stimme aus der Schattenwelt? Ich bin bereit!“

„Steh auf, folge mir! Faß meine Hand! Glaukus, du sollst gerettet werden.“

Staunend und mit rasch zurückkehrender Hoffnung stand Glaukus auf: „Noch einmal Nydia? So bist du noch unversehrt?“

Der zärtliche Ton seiner Besorgtheit drang der armen Thessalierin tief ins Herz, und sie segnete ihn dafür.

Ione halb führend, halb tragend, folgte Glaukus seiner Wegweiserin. Besonnen vermied sie die Richtung, die zu dem eben von ihr verlassenem Menschengewühl führte, und suchte die Küste auf einem anderen Weg.

Nach manchem Aufenthalt und mit Anspannung aller Kräfte erreichten sie die See und kamen zu einer Gruppe Flüchtiger, die, kühner als die übrigen, entschlossen waren, sich lieber unbekannten Gefahren auszusetzen, als länger in einer solchen Umgebung zu bleiben. Im Dunkel stießen sie ab; als sie sich etwas weiter vom Land entfernt hatten, so daß sie einer anderen Seite des Berges gegenüber kamen, warfen seine Lavaströme einen roten Schimmer auf die See.

Völlig erschöpft schlief Ione an der Brust des Atheners ein, und Nydia setzte sich zu seinen Füßen nieder. Die noch immer in der Höhe dahinfliegenden Staub- und Aschenwolken entluden sich in die Fluten und ließen ihren Schaum über das Verdeck sprühen.

Weit von den Winden getragen stürzten diese Regen noch auf die fernsten Gegenden, schreckten selbst die Bewohner Afrikas und wirbelten über den alten Boden Syriens und Ägyptens hin!

Die Geretteten – Nydias Schicksal vollendet sich

Sanft und schön dämmerte endlich das Licht eines neuen Tages herauf. Der Wind legte sich, die Schaumkronen schwanden von dem herrlichen Azur der leuchtenden See. Im Osten nahmen schwache Nebel langsam die rosigen Farben an, die den Morgen verkünden. So begann also das Licht seine Herrschaft wieder anzutreten; aber dunkel und schwer lagerte in der Ferne noch die zerstörende Wolke, in der rote Streifen, schwächer und schwächer glühend, das Anhalten der verderblichen Tätigkeit des Feuerberges bezeugten. Die weißen Gebäude, die schimmern-den Säulen, die sonst die liebliche Küste geschmückt hatten, waren nicht mehr! Öde standen die Ufer, die noch eben die Städte Herkulaneum und Pompeji belebt hatten. Jahrhundert um Jahrhundert sollte fortan das mächtige Meer seine blauen Arme sehnend ausstrecken und um die Gräber der Verlorenen klagen.

Kein Jubelschrei erhob sich bei den Schiffen über das aufdämmernde Licht; es war zu allmählich gekommen, und sie waren zu erschöpft zu einem plötzlichen Freudenausbruch; aber ein leises, tiefes Geflüster des Dankes ging durch die Flüchtlinge. Sie sahen einander an und lächelten, sie faßten Mut, sie empfanden wieder, daß es eine Welt um sie her und einen Gott über ihnen gebe! Und im Gefühl, daß das Schlimmste vorüber sei, legten sich die Übermüdeten nieder und sanken in tiefen Schlaf. Mit dem aufsteigenden Licht des Himmels kam auch die Stille, die der Nacht gefehlt hatte. Ruhig glitt das Schiff dem Hafen zu. Andere Fahrzeuge, ebenfalls mit Flüchtigen besetzt, wurden auf der weiten Fläche sichtbar; in scheinbarer Bewegungslosigkeit glitten sie gleichmäßig dahin. Der Anblick ihrer schlanken Masten und Segel gab ein Gefühl von Sicherheit, von Gemeinschaft, von Hoffnung. Vielleicht trugen sie Freunde, die man im Dunkel verloren, dem schützenden Hafen zu!

In der Stille des allgemeinen Schlafes erhob sich Nydia leise. Sie beugte sich über das Gesicht des Atheners; sie sog den Atem seines müden Schlummers ein; furchtsam und traurig küßte sie seine Stirn, seine Lippen. Sie tastete nach seiner Hand; sie war mit Iones Hand verschlungen. Nydia seufzte, und ihr Ge-

sicht verdunkelte sich. Noch einmal küßte sie seine Stirn und wischte mit ihren Haaren den Nachttau von ihr. „Mögen die Götter dich segnen“, flüsterte sie, „mögest du glücklich sein mit deiner Geliebten! Mögest du manchmal an Nydia denken! Ach, Nydia ist zu nichts mehr auf Erden nütze.“

Mit diesen Worten wandte sie sich ab. Vorsichtig schlich sie an den Lagern der Schlafenden vorbei zum Heck des Schiffes und neigte sich über die Flut. Kühler Schaum spritzte zu ihrer fiebernden Stirn empor. „Das ist der Kuß des Todes“, sagte sie „er ist willkommen.“ Die würzige Luft spielte mit ihren flatternden Locken; sie streifte sie aus dem Gesicht und hob die zärtlichen, lichtlosen Augen zum Himmel, den sie nie gesehen hatte. „Nein, nein“, sprach sie halblaut in sinnendem Ton, „ich kann es nicht ertragen; diese Eifersucht, diese Liebe, die mich nicht in Ruhe läßt; es macht mich krank, macht mich wahnsinnig! Vielleicht würde ich ihm wieder ein Leid antun! Wie war ich unglücklich! Ich hab' ihn gerettet, zweimal gerettet: seliger, seliger Gedanke! – Warum sollte ich nicht so selig sterben? Jetzt ist das höchste Glück da, das ich je erlangen kann. O heiliges Meer, ich höre deine Stimme; sie ruft mich, verlockend, verführend. Man sagt, der Tod in deinen Armen sei ohne Ehre, deine Opfer kämen nicht über den Styx; sei es doch so! Ich will ihn nicht unter den Schatten treffen, denn auch dort noch würde ich sie bei ihm finden! Ruhe, Verlöschen! Es gibt kein anderes Elysium für mein Herz!“

Ein auf dem Deck liegender Matrose hörte im Halbschlaf ein leichtes Plätschern im Wasser. Schläfrig blickte er auf, und während das Schiff munter weiterglitt, war ihm, als sehe er etwas Weißes auf den Wellen; aber es verschwand im Nu. Er lehnte sich wieder zurück und träumte von seinem Haus und von seinen Kindern.

Als die Liebenden erwachten, war ihr erster Gedanke aneinander, ihr zweiter an Nydia. Sie war nicht zu finden, niemand hatte sie seit Tagesanbruch gesehen. Jeder Winkel des Schiffes wurde durchsucht. Nirgends eine Spur von ihr. Geheimnisvoll von Anfang bis zu Ende war die blinde Thessalierin aus der lebendigen Welt entschwunden. Glaukus und Ione ahnten, was geschehen war und schwiegen. Indem sie sich näher aneinander schmiegt und jedes die Welt im andern fühlte, vergaßen sie die eigene Rettung und weinten wie um eine verlorene Schwester.

*Brief des Glaukus an Sallust, zehn Jahre nach Pompejis
Untergang*

Athen.

Glaukus seinem geliebten Sallust Gruß und Gesundheit! – Du lädst mich zu einem Besuch in Rom ein; komm lieber zu mir nach Athen! Ich habe der Kaiserstadt, ihrem gewaltigen Lärm und ihren leeren Freuden für immer abgeschworen. In meinem Vaterland will ich fortan immer wohnen. Der Schatten unserer vergangenen Größe ist mir teurer als das prunkende Leben Eures gegenwärtigen Glücks. Ein Zauber, den mir kein anderer Ort ersetzen kann, liegt für mich in den Säulenhallen, die immer noch von einer heiligen Vergangenheit zeugen. In den Olivenhainen des Ilissus vernehm' ich noch immer die Stimme der Poesie; auf den Höhen Phyles scheinen mir die Wolken der Dämmerung noch immer das Leichentuch der hingeschiedenen Freiheit, und zugleich die Verkünderinnen eines Morgens, der kommen soll! Du lächelst über mein Pathos, Sallust! Aber besser in Ketten Hoffnung nähren, als sich mit ihrem Glanz zu trösten. Du meinst, ich könnte das Leben in diesen düstern Winkeln voll gefallener Hoheit gewiß nicht genießen; du schilderst mit Entzücken die Herrlichkeit Roms und das Luxusleben am Kaiserhof. Mein Sallust, ich bin nicht mehr, der ich war! Die Ereignisse meines Lebens haben das schäumende Blut der Jugend ernüchtert. Meine Gesundheit hat mir nie mehr die ganze Federkraft geschenkt, die ich besaß, eh die Vergiftung mich entkräftete und ich im Kerker schmachtete. Mein Gemüt hat nie ganz den dunklen Schatten des letzten Tages von Pompeji, nie mehr das Grauen über die Öde, die an seiner Stelle nun liegt, abschütteln können. Unsere geliebte, nie vergessene Nydia! – Ich habe ihrem Schatten ein Grabmal errichtet und sehe es täglich vom Fenster meines Zimmers aus. Eine zärtliche Erinnerung, eine nicht mehr quälende Trauer bleibt in mir lebendig, der gebührende Zoll für ihre Treue und ihren geheimnisvollen, frühen Tod. Ione pflückt die Blumen, und meine Hand schmückt mit ihnen täglich die Urne. Nydia verdiente ein Grab in Athen! Du sprichst von der anwachsenden Sekte der Christianer in Rom. Sallust, dir kann ich mein Geheimnis anvertrauen: ich

habe viel über diesen Glauben nachgedacht – ich habe ihn angenommen. Nach der Zerstörung Pompejis traf ich noch einmal mit Olinth zusammen, der nur für kurze Zeit gerettet war und bald nachher als ein Märtyrer seines unbezähmbaren Eifers fiel. Er zeigte mir in meiner Errettung vor dem Löwen und aus dem Erdbeben die Hand des unbekannten Gottes! Ich hörte, ich glaubte, betete an! Auch meine mehr als je geliebte Ione hat sich zu diesem Glauben gewandt, einem Glauben, Sallust, der Licht über diese Welt ausströmt, während er für die andere, der wir entgegengehn, seine volle Glorie vorbehält! Wir wissen, daß wir in unsern Seelen wie hier dem Leib nach für ewig miteinander verbunden sind! Jahrhunderte werden dahinrollen, unser Staub sich auflösen, die Erde wie ein Blatt einschrumpfen; aber rund um den Kreis der Ewigkeit läuft das Rad des Lebens – unvergänglich, unendlich! Und wie die Erde von der Sonne, so trinkt die Unsterblichkeit ihr Glück aus der Kraft, die das Lächeln auf dem Antlitz Gottes ist! Besuche mich, Sallust; bring die Schriften eines Epikur, Pythagoras, Diogenes mit; mach dich auf eine Niederlage gefaßt! Laß uns in den Hainen der Akademie unter einem sicherern Führer, als unsern Vätern je gegönnt war, die großen Fragen nach dem wahren Zweck des Lebens und nach der Natur der Seele erörtern.

Ione – bei diesem Namen schlägt mein Herz noch jetzt – ist an meiner Seite, während ich schreibe; ich erhebe die Augen, und sie treffen auf ihr Lächeln. Das Sonnenlicht zittert auf dem Hymettus, und in meinem Garten hör' ich das Summen der Frühlingsbienen. Ob ich glücklich sei, fragst du? Was kann Rom mir geben, das dem gleichkäme, was ich in Athen habe! Hier spricht alles zur Seele und haucht sie mit Liebe an; Bäume, Wasser, Berge, Himmel gehören Athen, der auch in der Trauer noch schönen Mutter aller Poesie und Weisheit der Welt. In meiner Halle sehe ich die Züge meiner Ahnen in Marmor. Auf dem Gräberfeld überschau' ich ihre Gräber. In den Straßen tritt mir die Hand des Phidias, die Seele des Perikles, Harmodios, Aristo-geiton entgegen; – sie sind überall, und in unseren Herzen, in meinem wenigstens, sollen sie nie untergehen! Kann irgend etwas mich vergessen machen, daß ich als Athener nicht frei bin, so ist es die sorgende, wachsame, lebendige, nie schlummernde Liebe Iones, eine Liebe, die aus unserem neuen Glauben eine neue Kraft geschöpft hat, eine Liebe, von der keiner unserer Dichter,

so herrlich sie auch immer sind, ein Bild gegeben hat, denn aus der Religion hervorgehend wird sie selbst gleichsam Religion; sie verbindet sich mit reinen, überirdischen Gedanken; sie ist das, was uns, wie wir hoffen dürfen, durch die ganze Ewigkeit begleiten wird, und wir erhalten sie daher rein und unbefleckt, damit das Bekenntnis zu ihr uns vor Gott nicht beschäme. Sie ist der wahre Sinn der alten Fabel von Eros und Psyche, von der Seele, die in den Armen der Liebe schlummert. Und hält mich schon unsere Liebe gegen das Fieber der Sehnsucht nach Freiheit einigermaßen aufrecht, so tut dies noch mehr meine Religion; denn sooft ich mein Schwert fassen, in die Trompete stoßen und zu einem neuen Marathon stürzen möchte, fühle ich Verzweiflung bei dem erkältenden Gedanken an die Ohnmacht meines Landes, an die quälende Last des römischen Joches, aber endlich finde ich Trost in der Vorstellung, daß dies Erdendasein nur der Anfang des Lebens ist, daß der Glanz einiger Jahre wenig sagen will in der ungeheuren Bahn der Ewigkeit, daß es keine vollkommene Freiheit gibt, bis die Ketten des Staubes von der Seele fallen und der ganze Raum, die ganze Zeit ihr Erbe und ihr Herrschaftsgebiet geworden sind.

Immerhin, mein Sallust, mischt sich noch etwas von der Harmonie griechischen Denkens meinem Glauben bei. Ich kann dem Eifer derer nicht beipflichten, die Frevel und ewige Verdammnis in den Menschen sehen, die anderes glauben als sie. Mich empört die Religion Andersgläubiger nicht. Ich wage nicht, sie zu verfluchen; ich bete zu dem großen Vater, er möge sie bekehren. Diese Zurückhaltung setzt mich bei den meisten Christen mancher Verdächtigung aus, die ich verzeihe, und da ich gegen die Vorurteile des großen Haufens nicht offen vorgehe, sehe ich mich imstande, meine Brüder vor der Strenge des Gesetzes und den Folgen ihres eigenen Eifers zu schützen. Ist Mäßigung meiner Ansicht nach das natürliche Geschöpf der allgemeinen Menschenliebe, so gibt sie zugleich den größten Spielraum, um vielen Menschen Gutes zu tun.

Dies, o Sallust, mein Leben; dies meine Meinungen. In solcher Art begrüße ich das irdische Dasein und erwarte den Tod. Und du, frohherziger und liebevoller Jünger Epikurs, du – – – doch komme hierher, sieh unsere Freuden, unsere Hoffnungen, und du wirst weder in dem Glanz der kaiserlichen Gelage noch im Jubel des vollgedrängten Zirkus, noch auf dem lärmenden Fo-

rum, noch im glänzenden Theater, noch in den üppigen Gärten, noch in den luxuriösen Bädern Roms ein Leben von so wirklicher und ununterbrochener Glückseligkeit finden, wie das, um dessentwillen du so voreilig das Los des Atheners Glaukus bemitleidest. — Lebe wohl!

* * *

Beinah siebzehn Jahrhunderte waren dahingerollt, als die Stadt Pompeji mit noch unverblichenen Farben ihrem stillen Grab wieder entrissen wurde. Die Wände noch frisch, als wären sie erst gestern gemalt, keine Farbe verblaßt im reichen Mosaik der Fußböden, auf dem Forum die halbvollendeten Säulen noch so, wie sie die Arbeiter eben verlassen hatten, vor den Bäumen, in den Gärten die dreifüßigen Opferbecken, in den Atrien die Schatztruhen, in den Bädern das Reibeisen, in den Theatern die Einlaßmarken, in den Zimmern Gerät und Lampen, auf den Tischen die Reste des letzten Mahles, in den Schlafgemächern die Parfüms und Schminken der Frauen – und allenthalben Gebeine derer, die einst diese kleine Welt eines prächtigen, üppigen Daseins belebt hatten!

Im Hause Diomeds, in den unterirdischen Gewölben, wurden zwanzig Gerippe, worunter das eines kleinen Kindes, an einer Stelle nahe bei der Tür gefunden, bedeckt von feinem Aschenstaub, der augenscheinlich durch die Öffnungen langsam hereingerieselte war, bis er den ganzen Raum erfüllt hatte. Auch entdeckte man dort Edelsteine und Geld, Leuchter und in den Amphoren eingetrockneten Wein: Spuren vergeblicher Maßnahmen, um das mit dem Tode ringende Leben zu fristen! Der durch die Feuchtigkeit zusammengekittete Staub hat die Formen der Körper wie ein Guß angenommen, und noch jetzt kann der Besucher den Abdruck eines jugendlichen weiblichen Halses und Busens wahrnehmen und der unglücklichen Julia gedenken. Bei näherer Prüfung scheint es, die Luft habe sich allmählich mit giftigen Gasen gesättigt, die Menschen, die sich in das Gewölbe gerettet, waren nach der Tür gestürzt, hatten sie aber durch die davor gefallenen Schlacken versperrt gefunden und waren nach vergeblichem Versuch, sie gewaltsam aufzustoßen, erstickt.

Im Garten fand man ein Skelett mit einem Schlüssel und mit einem Beutel voll Geld. In ihm glaubt man den Herrn des

Hauses, den armen reichen Diomed, zu erkennen, der wahrscheinlich durch den Garten zu entkommen versucht hatte und entweder von den Giftgasen oder von einem herabstürzenden Stein getötet worden war. Neben einigen silbernen Gefäßen lag ein anderes Gerippe, wahrscheinlich das eines Sklaven.

Die Häuser Sallusts und Pansas, der Tempel der Isis mit den Trugnissen hinter den Statuen, den Nestern seiner heilig geglaubten Orakel, sind jetzt dem Blick der Neugierigen bloßgestellt. In einem Gemach dieses Tempels fand man ein riesiges Skelett mit einem Beil neben sich: zwei Wände waren von dem Beil durchgeschlagen, weiterzudringen hatte der Unglückliche nicht vermocht. Mitten in der Stadt wurde ein anderes Gerippe, beladen mit Geld und vielen mystischen Zieraten aus dem Isistempel, gefunden. Der Tod hatte sein Opfer mitten in seiner Habsucht ereilt, Calenus war zugleich mit Burbo untergegangen! Beim Wegräumen eines Trümmerhaufens stießen die Arbeiter auf das Gerippe eines Mannes, der von einer umgestürzten Säule buchstäblich in zwei Hälften getrennt war. Der Schädel zeigte eine so auffallende Bildung, war so kühn entwickelt, daß er immer wieder zum Studium gereizt hat. Noch jetzt, nach soviel dahingegangenen Jahrhunderten, kann der Besucher Pompejis das stolze Haus überschauen, in dessen planvoll geführten Gängen und sinnreich ausgestatteten Gemächern die Seele des Ägypters Arbaces einst dachte, klügelte, träumte und sündigte!

Vor diesen mannigfaltigen Zeugnissen einer Welt, die für immer von der Erde verschwunden ist und doch so lebhaft zu uns spricht und unsere Teilnahme erregt, verweilte ein Fremdling aus jener fernen Barbareninsel, bei deren Nennung der Beherrscher Roms schauderte, in der Herrlichkeit des milden kampanischen Himmels, und schrieb vorliegende Geschichte.

NACHWORT

Edward Bulwer, 1803 in London geboren, 1873 als Baron Lytton of Knebworth gestorben, widmete sein Leben zum kleineren Teil der Politik, zum größeren der Literatur. Er war mehrfach Mitglied des englischen Unterhauses, kurze Zeit Kolonialminister, schließlich, geadelt, Mitglied des Oberhauses. Vor allem aber war er der Autor eines sehr umfangreichen literarischen Werkes, das nach seinem Tode in 38 Bänden gesammelt wurde. Es sind hauptsächlich Romane, die seit 1827 in schneller Folge erschienen und großen Erfolg hatten, auch in Deutschland, wo sie unmittelbar nach der Veröffentlichung in England mehrfach übersetzt und in Serien von unzähligen Bändchen auf den Markt gebracht wurden. Bulwer wird sich darüber gefreut haben, denn wie Walter Scott, den er als seinen Vorgänger betrachtete, schätzte er die Deutschen sehr. So übersetzte er Gedichte und Balladen von Schiller ins Englische, und so wurde er Urheber des Wortes von den Deutschen als dem Volk der Dichter und Denker, das von diesem Volk, und wohl gerade von denen seiner Angehörigen, die sich am wenigsten an Dichten und Denken beteiligten, nur allzu eifrig aufgenommen wurde.

Nahezu alles, was Bulwer geschrieben hat, ist heute, in Deutschland jedenfalls, vergessen, bis auf jenes – meist ohne Kenntnis seines Ursprungs – immer wieder nachgesprochene Wort und bis auf den Roman „Die letzten Tage von Pompeji“, der 1834 erschien, schon 1835 in deutscher Übersetzung vorlag und seitdem jede Lesergeneration wieder gefesselt hat. Was mag gerade diesem Buch vor so vielen andern eine so dauerhafte Wirkung sichern?

Es ist wohl das Schicksal Pompejis, der längst vergangenen und schließlich wieder aufgetauchten Stadt am Fuße des Vesuvs. Viele Städte, die einmal geblüht haben, sind zerstört, ver-

lassen und vergessen. Auch die reiche, schöne Provinzstadt der römischen Kaiserzeit Pompeji ist, nachdem sie im Jahre 79 nach Christus durch einen Ausbruch des Vesuvs verschüttet worden war, allmählich vergessen worden. Erst im 18. Jahrhundert wurde sie wieder entdeckt, seitdem wird sie ausgegraben, und nun kann man dort in zweitausendjährigen Straßen und Häusern umhergehen, wie man das nirgends sonst in der Welt kann. Auch wer nicht selbst durch die Porta di Nola gleichsam durch Jahrhunderte zurück in das Jahr 79 getreten ist, wer nur aus Berichten und Bildern von dieser seltsamen Stadt am Fuß des feuerspeienden Berges weiß, fühlt sich tief berührt von dem befremdenden, fast gespenstischen Eindruck des in einem fernen Augenblick plötzlich stehengebliebenen Lebens und von der Vorstellung einer schrecklichen Naturkatastrophe, die sich eng damit verquickt. Wie der Vesuv für uns das Urbild drohender Naturgewalt ist, so wurde der Untergang Pompejis zum Urbild des Schicksals blind waltender Zerstörung und blieb dies Urbild, soviel Zerstörung seither über andere Städte – und nicht nur durch Naturgewalten – immer wieder gekommen ist.

Bulwers Roman mit seiner phantasievollen, recht bewegten Handlung kommt dem Bedürfnis entgegen, die Vorstellung vom Leben in dieser Stadt und von ihrem Untergang mit individuellen Gestalten und Schicksalen zu beleben, und unzählige von ihm gefesselte Leser haben bezeugt, daß ihm das gelungen ist. Bulwer hatte daneben auch den Ehrgeiz, allerlei antiquarische Gelehrsamkeit auszubreiten, die man sich heute besser aus entsprechenden Fachbüchern holt. Auch ließ er nicht selten seiner Neigung allzu freien Lauf, in eingeschobenen Reflexionen seine oft recht kritischen Ansichten über zeitgenössische Verhältnisse in England und Italien oder über angebliche Mißstände in der Kirche zum besten zu geben. Darin ist er völlig veraltet. Endlich folgt er einer Mode seiner Zeit, recht viele Gedichte in einen Roman einzufügen. Die Absicht, den Roman dadurch dichterischer wirken zu lassen, verfehlte er dabei gründlich, weil seine Gedichte kaum einen Hauch wirklicher Poesie enthalten.

Diese drei Elemente wurden für unsere Ausgabe eingeschränkt, um den Leser ungestört zum Genuß des Eigentlichen kommen zu lassen. Jedoch bietet der vorliegende Text die Handlung selbst und alles darstellende Detail, das zu ihrem Verständnis nötig ist und die Anschauung lebendiger macht, unverkürzt.

Die Übersetzung Friedrich Notters aus dem Jahre 1835 bot sich als eine sehr gewissenhafte Arbeit an, deren Sprachgeist recht genau die zeitgenössische Entsprechung zu dem des Originaltextes ist. Diese einerseits willkommene sachliche und stilistische Treue verlangte allerdings anderseits eine Überarbeitung, die allzu veraltete Ausdrücke ersetzte und die stilistische Weit-schweifigkeit des 19. Jahrhunderts beseitigte, aber in der Modernisierung nicht so weit gehen wollte, daß eine Unstimmigkeit zwischen Sprache und erzählerischer Gesamthaltung des Romans entstünde, der nun einmal seine Herkunft aus der Denkweise eines vornehmen englischen Herrn jener Zeit mit einem Gemisch aufklärerischer und romantischer Ideen nicht verleugnen kann.

So hoffen wir, mit dieser Neuausgabe dem immer noch so lebenskräftigen Roman eine Form gegeben zu haben, die die Ansprüche des heutigen Lesers erfüllt. Zum besseren Verständnis mancher Einzelheiten ist ein Register mit Sacherläuterungen angefügt. Auch wird die Beigabe von Bildern begrüßt werden, die zum Teil die allgemeinen pompejanischen Verhältnisse veranschaulichen, zum Teil die Stätten in ihrem jetzigen Zustand oder in Rekonstruktionen zeigen, die der Verfasser besonders als Schauplätze seiner Erzählung gewählt hat.

Hans Jürgen Meinerts

WORT - UND SACHERKLÄRUNGEN

Zeitangaben sind als „v. Chr.“ zu verstehen mit Ausnahme der Regierungszeiten der römischen Kaiser.

Abakus Spielbrett; Tisch mit eingelegetem Spielbrett; kleiner Ziertisch

Acheron Fluß in der Unterwelt
Achilles Held des trojanischen Krieges

Ädil höherer Verwaltungsbeamter, der auch die öffentlichen Spiele veranstaltete

Alkibiades durch Schönheit und Genie berühmter, als Staatsmann unglücklicher Athener des 5. Jahrhunderts

Alkmene sagenhafte Königin von Theben, von Zeus geliebt und von ihm Mutter des Herakles
ambrakisch nach der Stadt Ambrakia in Nordwest-Griechenland

Amphitheater in der Art eines Zirkus, gewöhnlich allerdings länglich-rund gebautes Theater mit aufsteigenden Sitzreihen rings um die Arena unter freiem Himmel, in dem Tier- und Menschenkämpfe vollführt wurden. Vgl. Abbildung 16

Amphora zweihenkliger großer Krug

Anubis ägyptischer Gott

Apelles berühmter griechischer Maler des 4. Jahrhunderts

Apis der heilige, vergottete Stier der Ägypter

apulisch aus Apulien, der südlichsten Landschaft Italiens

Ariadne griechische Sagengestalt,

von Theseus aus dem Labyrinth befreit, dann verlassen, später Gemahlin des Dionysos

Aristogeiton beging mit Harmodios ein Attentat gegen die athenischen Tyrannen Hippias und Hipparch. Harmodios und Aristogeiton wurden während der ganzen Antike als Freiheitshelden verehrt

Äschylos griechischer Tragödiendichter des 5. Jahrhunderts in Athen

Äskulap Gott der Heilkunst

Aspasia berühmte Geliebte des Perikles (s. d.)

Astyanax Sohn des trojanischen Helden Hektor

Ate das Verhängnis, eine göttliche Gewalt

Bajä luxuriöser Badeort bei Neapel

Briseis eine erbeutete Sklavin des Achill, die ihm vom Heerführer Agamemnon genommen wurde. Vgl. Abbildung 6

Brundisium Hafenstadt an der italienischen Ostküste, jetzt Brindisi

Caligula römischer Kaiser 37-41

Carpentum zweirädriger Wagen

Cella der heilige Raum im antiken Tempel, in dem das Götterbild stand

Ceres römische Göttin der fruchttragenden Erde

Chaldäer altes asiatisches Volk, mit besonderer Wahrsagekunst begabt. Danach nannte man Wahrsager und Astrologen überhaupt Chaldäer

Chios Insel im Ägäischen Meer

Circe Zauberin auf einer sagenhaften Insel, die die Seefahrer verhexte und festhielt

dabitur wird verkauft

an dabis verkaufst du?

Delphi Heiligtum des Apollon

Diogenes griechischer Philosoph des 4. Jahrhunderts

Elysium Wohnort der Seligen im Totenreich

Endymion schöner Jüngling der griechischen Sage, wurde von den Göttern in ewigen Schlaf versenkt, damit seine Schönheit und Jugend erhalten bleibe

Epikur griechischer Philosoph um 300, strebte einen weisen Lebensgenuß an und vertrat eine aufgeklärte Frömmigkeit

Epikuräer Anhänger Epikurs, die seine Lehre oft vergrößerten

Europa sagenhafte phönizische Prinzessin, von Zeus in Gestalt eines Stiers nach Kreta entführt

Exedra nischenartiger Raum mit Bänken, kleines Gesellschaftszimmer

Falerner beliebter Wein aus dem Falerner Gebiet in Kampanien.

Fasces Rutenbündel mit Riemen umwunden, Zeichen der richterlichen Gewalt

Fatum Schicksalsmacht

Faunus Fruchtbarkeitsgottheit, oft mit Pan (s. d.) identifiziert oder in seinem Gefolge

Flamen Priester hohen Ranges

Flora römische Göttin des Blühens

Fortuna Göttin des Glücks

Forum Markt, Versammlungsplatz

Furien griechische Rachegöttinnen

Hades Unterwelt, auch Gott der Unterwelt

Harmodius s. Aristogeiton

Hekate nächtliche Göttin der Toten und der Zauberei, meistens mit drei Köpfen dargestellt

Helena siehe Paris

Hesperiden-Garten die Hesperiden, Töchter der Nacht, lebten in einem Garten, dessen Bäume goldene Äpfel trugen

Horaz der klassische Lyriker Roms im 1. Jahrhundert

Hymen Hochzeitsgott

Iden ein Tag in der Monatsmitte

Ilissus kleiner Fluß bei Athen

Isis ägyptische Göttin. Vgl. Abbildung 10

Ithaka Insel an der Westküste Griechenlands, Heimat des Odysseus

Jason Führer der Argonauten, die mit Hilfe der Medea aus Kolchis am Schwarzen Meer das Goldene Vlies holten.

Kampanien Landschaft Mittelitaliens

Kastor und sein Zwillingbruder Pollux, Vorbilder brüderlicher Liebe, s. Leda

Kephissus Fluß in Griechenland

Kithara ein Saiteninstrument

Kokytus Fluß in der Unterwelt

Korinna griechische Dichterin um 500

Kybele Muttergottheit kleinasiatischen Ursprungs

Lais eine berühmte Hetäre

Laren Schutzgötter des Hauses

Leda spartanische Königin der Sage, die der Göttervater Zeus liebte. Sie gebahr ihm die Zwillinge Kastor und Pollux und die schöne Helena

Lemuren Nachtgespenster

Lesbier von der Insel Lesbos im Ägäischen Meer

Lethe ein Strom in der Unterwelt, aus dem die Verstorbenen tranken, wodurch sie die Erinnerung an ihr Leben verloren

Liktoren Diener, die dem Prätor und dem Konsul bei amtlichem Auftreten als Zeichen der richterlichen Gewalt die Fasces (s. d.) vorantrugen

Lukullus römischer Feldherr des 1. Jahrhunderts, bekannt durch seinen Luxus in der Feinschmekerei

Lyra ein Saiteninstrument

Medea zauberkräftige Gestalt der Sage, die ihre und Jasons Kinder tötete, als dieser sie verließ

Melos Insel im Ägäischen Meer

Minerva römischer Name der Pallas Athene (s. d.)

Minos der Totenrichter

Misenum Hafenstadt bei Neapel

Mitra Kopfbinde der Frauen

Nemesis Gottheit der Vergeltung

Nero römischer Kaiser 54-68

Nymphen Naturgöttinnen, die Bäume, Quellen, Grotten bewohnten und deren Naturkraft oder Lieblichkeit darstellten

Oekus, griechisch Oikos, Festsaal

Orestes ein Muttermörder der griechischen Sage

Orkus Unterwelt

Osiris ägyptischer Gott

Pallas Athene griechische Göttin der Klugheit

Pallium Umhängemantel

Pan griechischer Gott des Waldes, der Wildnis, auch der Hirten, mit Bockfüßen und Hörnern

Pantheon Tempel für alle Götter

Paris trojanischer Königssohn, der den Schönheitsstreit der Göttinnen Hera, Athene und Aphrodite zugunsten der letztgenannten entschied, dafür die schöne Helena zur Frau bekommen

sollte, diese entführte und damit den trojanischen Krieg verursachte

parisch von der Insel Paros im Ägäischen Meer

Parthenope alter Name von Neapel

Parzen Schicksalsgöttinnen

Penaten Hausgötter

Pertheus sagenhafter König von Theben, wurde von Bacchantinnen zerrissen

Perikles bedeutender athenischer Staatsmann des 5. Jahrhunderts

Peristyl von Säulengängen umschlossener Hof oder Garten

Phidias berühmter griechischer Bildhauer des 5. Jahrhunderts

Phöbus Beiname des Apollon in seiner Eigenschaft als Sonnengott

Phyle befestigter Grenzort Attikas gegen Böotien

Pindar griechischer Dichter des 5. Jahrhunderts, Verfasser der Preislieder auf die Sieger bei den griechischen Sportfesten

Plautus römischer Komödiendichter um 200

Plinius römischer Offizier und bekannter Schriftsteller, der beim Ausbruch des Vesuvs ums Leben kam. Sein Neffe und Adoptivsohn gleichen Namens hat in einem erhaltenen Briefe über die Katastrophe als Augenzeuge berichtet.

Pluto Gott der Unterwelt

Pollux s. Kastor

Portikus Säulengang

Prätor hoher Justizbeamter

Psyche Seele, in der Kunst als junges Mädchen personifiziert, vgl. Abbildung 11

Pythagoräer Anhänger des Pythagoras

Pythagoras griechischer Philosoph und Mystiker des 6. Jahrhunderts

Quästor höherer Finanzbeamter

Quästur Amtssitz des Quästors

Ramses Name mehrerer ägyptischer Könige

Remus Bruder des Romulus, (s. d.)

Romulus der sagenhafte Gründer Roms

Sappho griechische Dichterin um 600

Selene die Mondgöttin

Semiramis sagenhafte assyrische Königin

Sesostris Name mehrerer ägyptischer Könige

Sestertium Mehrzahl Sestertien, Summe von 1000 Sesterzen. 1 Sesterz war eine kleine Münze, nominell im Wert von 20 Pfennig; ein Sestertium demnach 200 Mark. Die Kaufkraft war allerdings größer als die der modernen Werte

Silen mythologische Gestalt im Gefolge des Dionysos, alt, häßlich, immer betrunken

Sisyphus in der Unterwelt damit bestraft, einen Felsblock, der ihn immer wieder entglitt, einen Berg hinauf zu wälzen

stygisch (s. Styx) zur Unterwelt gehörig

Styx Fluß in der Unterwelt

Strabo bedeutender griechischer Geograph

Tantalus sagenhafter König von Phrygien, der zur Strafe für seine Untaten in der Unterwelt Durst und Hunger litt

Tarpeja soll in der sagenhaften Frühzeit Roms durch Verrat den feindlichen Sabinern den Zugang zur Burg von Rom ermöglicht haben

Tartarus Unterwelt

Thermen Badeanstalt

Thermopylae Engpaß zwischen Berg und Meer, wo 480 die Spartaner die persische Übermacht aufzuhalten versuchten.

Thukydides griechischer Geschichtsschreiber um 400 v. Chr.

Thyrus Stab mit einem Pinienzapfen, Bändern, Efeu und Weinlaub, Abzeichen des Dionysos-Bacchus und seines Gefolges

Tibia Flöte

Tibull römischer Lyriker, empfindungsreicher Dichter der Liebe, 1. Jahrhundert v. Chr.

Titus Sohn des Kaisers Vespasian, Kaiser 79-81

Toga Mehrzahl Togen, die zur Zeit unseres Romans nur noch bei feierlichem Anlaß getragene Oberbekleidung der alten Römer, eigentlich ein sehr großes Tuch, das in besonderer Weise umgeschlagen wurde

Tunika das meist ärmellose, kittelartige Hauptkleidungsstück der Römer

Venus Anadyomene Venus die Emportauchende, nämlich aus dem Meeresschaum, aus dem sie entstand

Vesta römische Göttin des Herdfeuers, Beschützerin von Haus und Staat

Vulcanalien ein Fest für den Feuergott Vulkan, im August gefeiert

Zenturio Offizier niederen Ranges

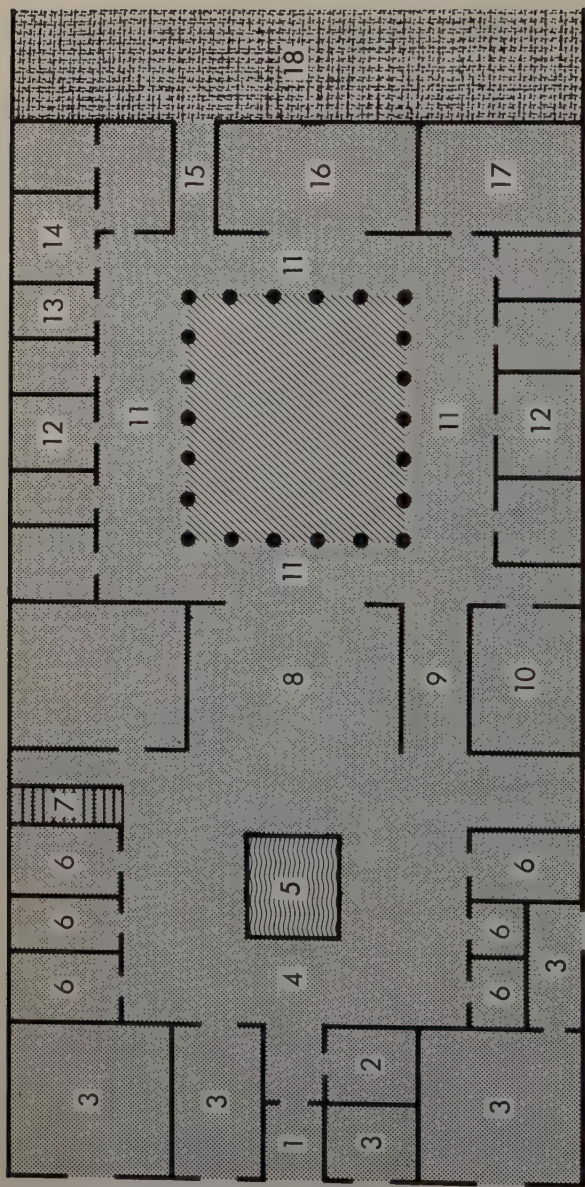
ZU DEN BILDERN

1. Mosaik aus dem sogenannten Hause des tragischen Dichters, das im Roman das Haus des Glaukus ist, jetzt in Neapel, mit der Inschrift „CAVE CANEM“, „Nimm dich in acht vor dem Hunde!“, also wie bei uns: „Achtung, bissiger Hund!“
Ullstein Bilderdienst
2. Typischer Grundriß des pompejanischen Hauses, wie es Bulwer im 3. Kapitel des 1. Buches beschreibt. In Einzelheiten unterscheiden sich alle Häuser voneinander; die Grundanordnung mit Atrium, Tablinum, meistens Peristyl und gelegentlich noch Garten dahinter kehrt immer wieder.
3. Rekonstruierte Innenansicht des Hauses des tragischen Dichters, also des Glaukus. Man sieht im Vordergrund das Impluvium, bemerkt den Lichteinfall durch die darüber befindliche Deckenöffnung und blickt durch das Tablinum auf die Säulen des Peristyls.
4. Ecke des Peristyls im Hause der Vettier, wiederaufgerichtet und bepflanzt, wie es im Jahre 79 war.
Ullstein Bilderdienst
5. Peristyl des Hauses der Goldamoretten.
Ullstein Bilderdienst
6. Wandbild aus dem Hause des tragischen Dichters, jetzt in Neapel.
Foto Alinari, Florenz
7. Mosaik aus dem Hause des tragischen Dichters, jetzt in Neapel.
Foto Alinari, Florenz
8. Der Isistempel in seinem jetzigen Zustand.
Historisches Bildarchiv Handke-Bad Berneck
9. Isistempel mit Opferszene. Rekonstruktion aus Saint-Non, Voyage à Naples, zwar etwa 50 Jahre älter als Bulwers Roman, aber doch dem Stil seiner Phantasie verwandt.
Ullstein Bilderdienst
10. Standbild der Isis aus dem Isistempel zu Pompeji, jetzt in Neapel.
Foto Alinari, Florenz
11. Griechische Statue der Psyche, Neapel, die Bulwer in dichterischer Freiheit als ein Bild der Ione bezeichnete.
Foto Alinari, Florenz

- 12a. Das Forum von Pompeji in seinem heutigen Zustand mit Blick auf den Vesuv.
Foto Dr. Dieter Struß, Gütersloh
- 12b. Aus den Stabianischen Thermen.
Historisches Bildarchiv Handke-Bad Berneck
13. Zwei Ansichten vom Peristyl der sogenannten Villa des Diomedes im heutigen Zustand.
Kunstarchiv Stuttgart
14. Sogenannte Villa des Diomedes.
Rekonstruktion aus Saint-Non, Voyage à Naples
15. Wandbild aus dem Haus der Dioskuren in Pompeji, jetzt in Neapel. Eine alter Frau überreicht einem Hirten einen Krug. Früher glaubte man allgemein, es handle sich um eine Zauberin.
Nach: Wiegand, Antike Fresken (R. Piper Verlag)
16. Das Amphitheater in seinem heutigen Zustand.
Historisches Bildarchiv Handke-Bad Berneck

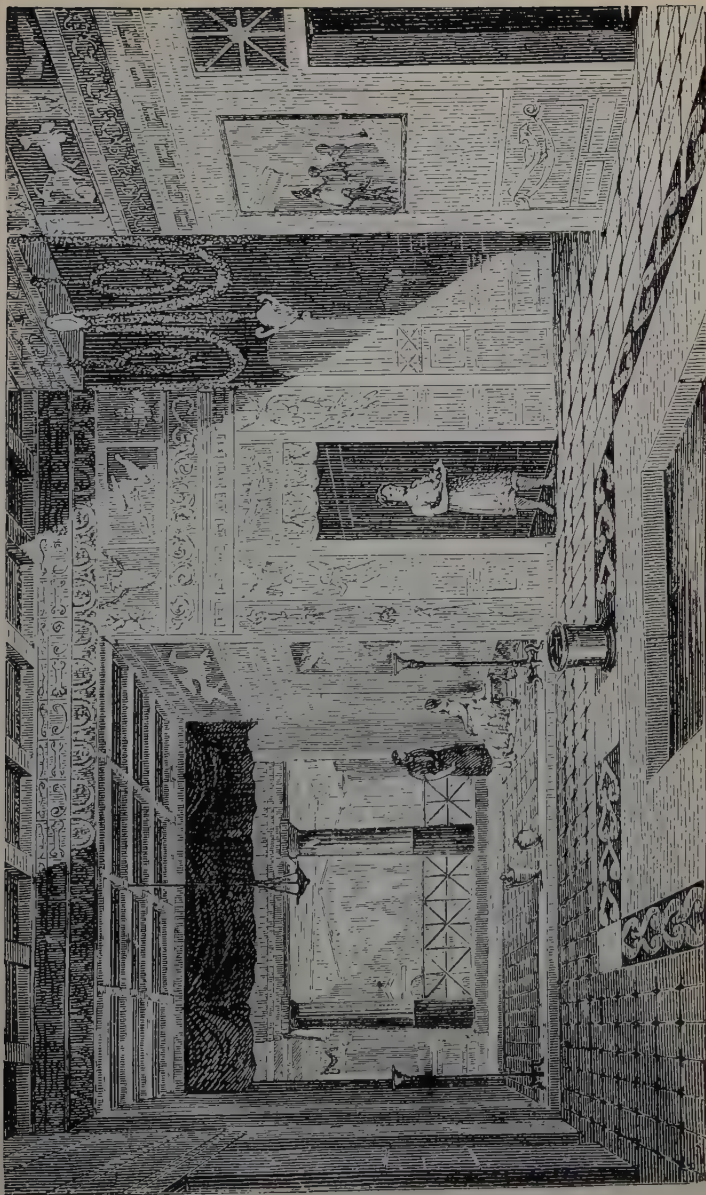


1 Fußbodenmosaik vom Eingang im Hause des Glaukus, s. S. 22

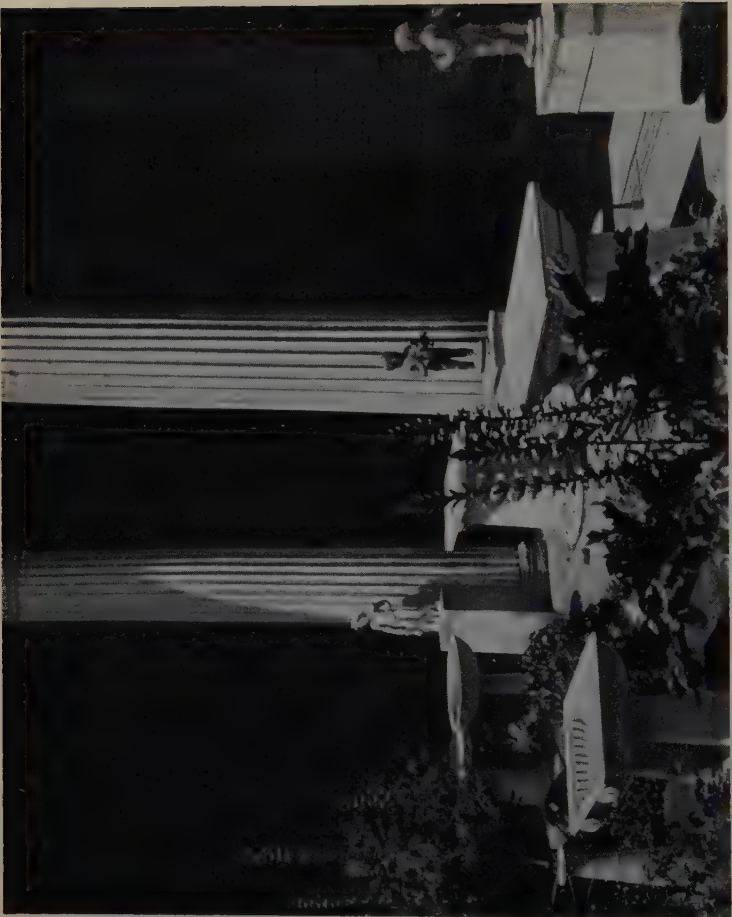


2 Grundriß des pompeianischen Hauses

1. Vestibulum, Eingang 2. Pflanzterzelle 3. Vermietete Geschäftsräume, teils mit, teils ohne Zusammenhang mit dem Innern des Hauses 4. Atrium, Halle, mit dem 5. Impluvium, Regenbecken, in der Mitte 6. Cubicula, Schlafräume 7. Treppe zum Oberstock 8. Tablinum, Empfangs- und Repräsentationsräume 9. Durchgang 10. Triclinium, Winterspeisezimmer 11. Peristyl, bedeckter Säulenumgang; in seiner Mitte Garten mit Statuenschmuck, oft mit Wasserbecken und Springbrunnen 12. Weitere Wohn- und Schlafzimmer 13. Abort 14. Küche und Wirtschaftsräume 15. Durchgang zum hinteren Garten 16. Oekus, Festsaal 17. Triclinium, Sommerspeisezimmer 18. Hinterer Garten



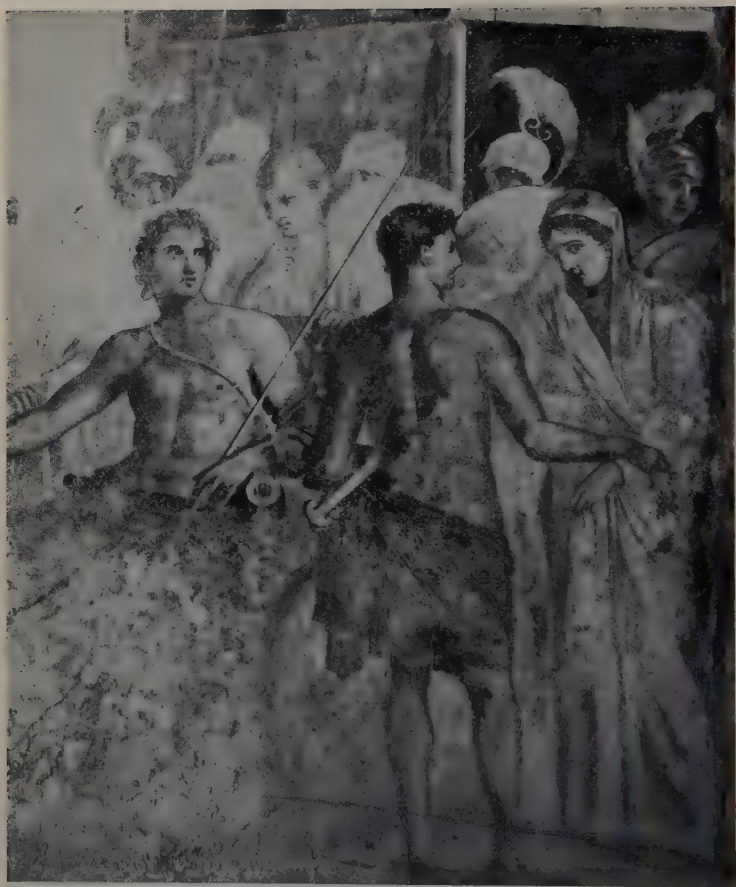
3 Blick ins Atrium und die dahinterliegenden Räume im Hause des Glaucus



4 Blick in eine Ecke des
Peristyls eines reichen
pompejanischen Hauses



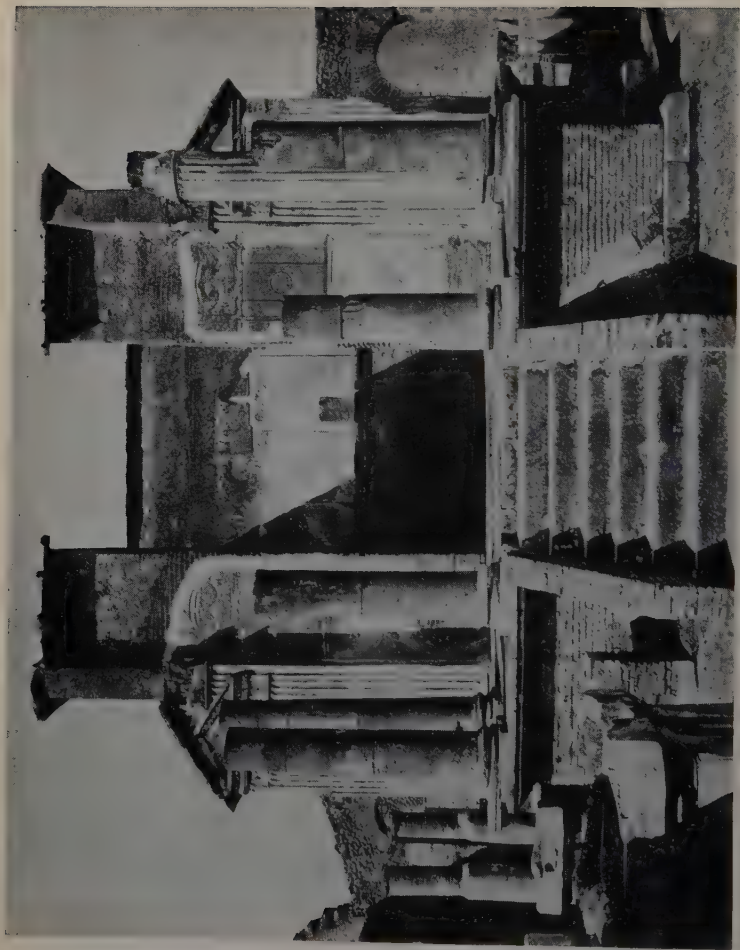
5 Peristyl mit plastischem
Schmuck und Brunnenanlage



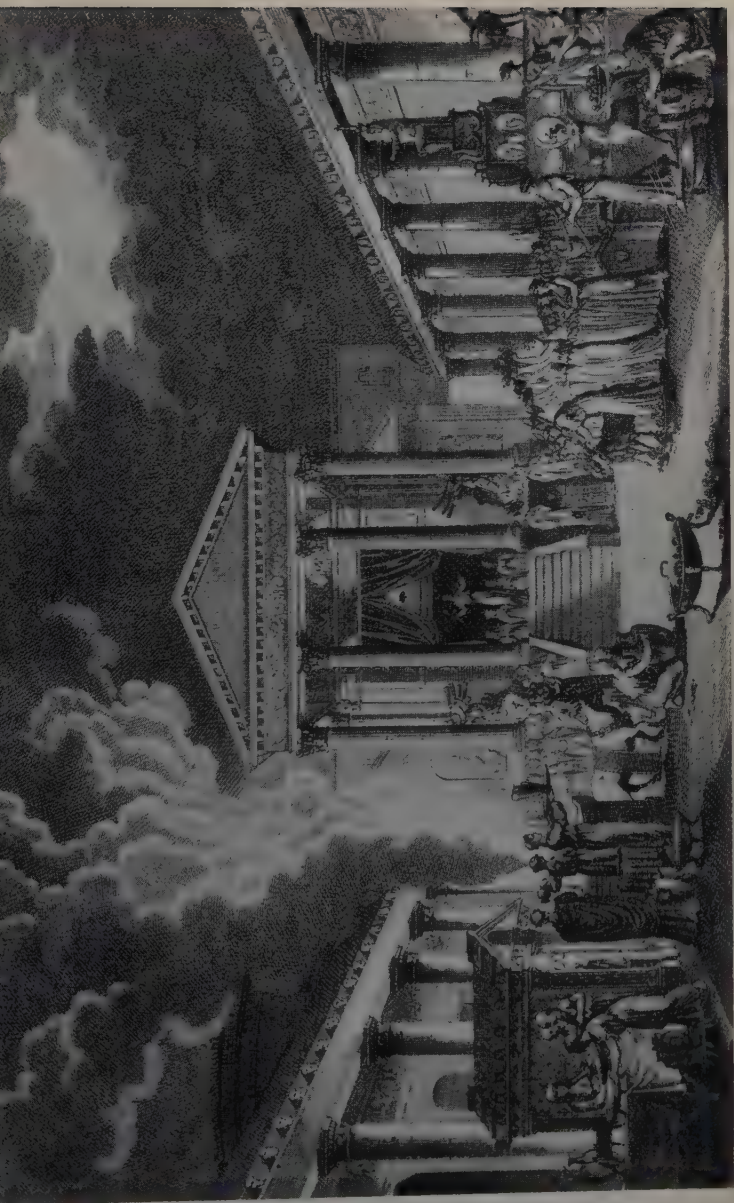
6 *Wandbild aus dem Hause des Glaukus. Dem Achill wird auf Befehl des Heerführers Agamemnon seine Lieblingssklavin, die Briseis, entführt, s. S. 22*



7 Mosaik aus dem Hause des Glaukus
 Schauspieler bereiten sich zur Aufführung einer Komödie vor, s. S. 22



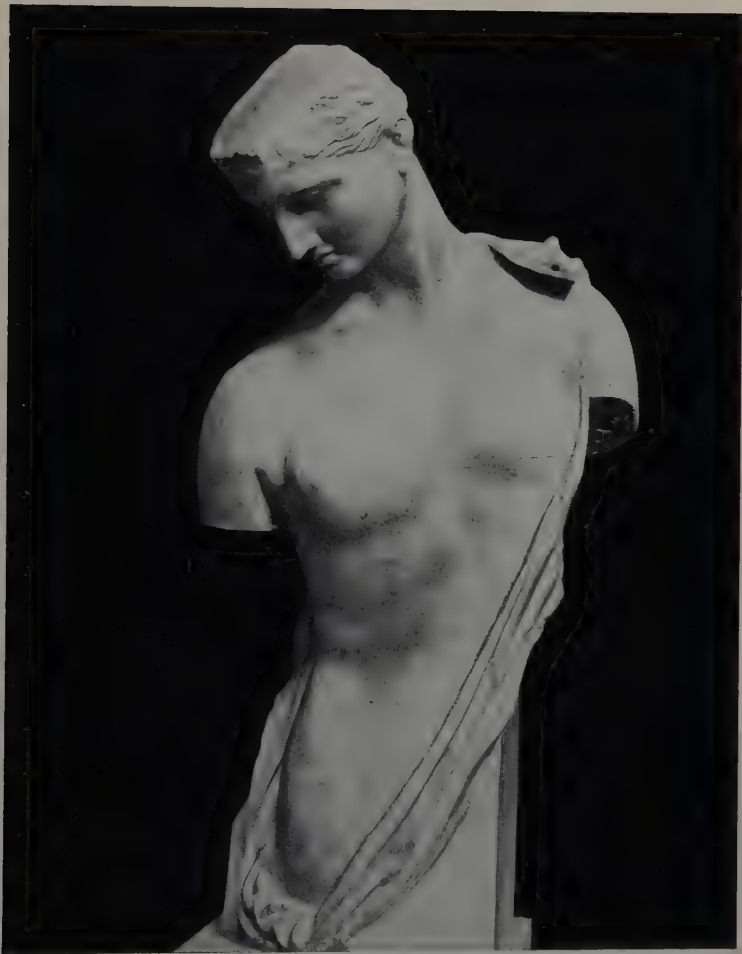
8 Der Istitempel in
seinem jetzigen Zustand



9 Rekonstruktionsversuch des Isistempels mit einer Opferzene, vgl. I. Buch, 4. Kapitel



10 *Standbild der Göttin Isis aus dem Isistempel zu Pompeji*



11 *Idealbild der Ione, s. S. 124*



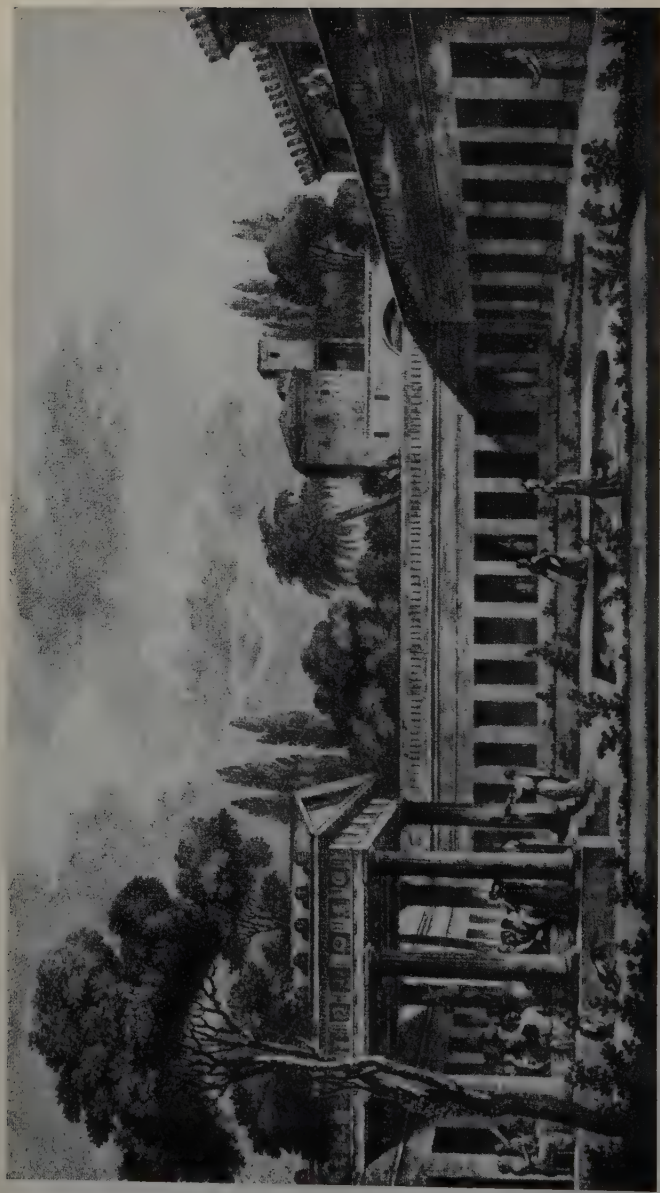
12a *Das Forum von Pompeji in seinem heutigen Zustand mit Blick auf den Vesuv*
Vergl. III. Buch, 1. Kapitel

12b *Auskleideraum eines öffentlichen Bades in Pompeji mit reichem Wandschmuck,*
steinernen Sitzbänken und Nischen zur Kleiderablage, vgl. I. Buch, 7. Kapitel



13 Zwei Ansichten
vom Peristyl der
Villa des Diomedes
vor dem
Herkulaner Tor
im heutigen Zustand,
vgl. IV. Buch,
7. Kapitel





14 *Rekonstruktion der Villa des Diomedes*



15 Wandbild aus Pompeji. Darstellung einer alten Frau, die man für eine Hexe halten kann,
wie sie einem Hirten einen Zaubertrank überreicht, vgl. III. Buch, 9. u. 10. Kapitel



16 *Das Amphitheater in seinem heutigen Zustand. Im Hintergrund der Vesuv*

